

Markus Keck, Heiko Faust, Michael Fink,
Max Gaedke, Tobias Reeh (Hg.)

Transformationsräume: Lokale Initiativen des sozial-ökologischen Wandels

ZELTForum – Göttinger Schriften zu
Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 9



Universitätsdrucke Göttingen



Markus Keck, Heiko Faust, Michael Fink,
Max Gaedke, Tobias Reeh (Hg.)
Transformationsräume: Lokale Initiativen des sozial-ökologischen Wandels

Dieses Werk ist lizenziert unter einer
[Creative Commons
Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
4.0 International Lizenz.](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/)



erschienen in der Reihe der Universitätsdrucke
im Universitätsverlag Göttingen 2017

Markus Keck, Heiko Faust,
Michael Fink, Max Gaedke,
Tobias Reeh (Hg.)

Transformationsräume:
Lokale Initiativen des
sozial-ökologischen Wandels

ZELTForum – Göttinger Schriften
zu Landschaftsinterpretation und
Tourismus – Band 9



Universitätsverlag Göttingen
2017

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Zentrum für Landschaftsinterpretation und Tourismus (ZELT) e. V.



In Kooperation mit dem Geographischen Institut der
Georg-August-Universität Göttingen
Abteilung Humangeographie
Goldschmidtstr. 5
37077 Göttingen
Internet : www.zelt-goettingen.de



Der Druck des Bandes wurde von der Sparkasse Göttingen unterstützt.



Dieses Buch ist auch als freie Onlineversion über die Homepage des Verlags sowie über den Göttinger Universitätskatalog (GUK) bei der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen (<http://www.sub.uni-goettingen.de>) erreichbar. Es gelten die Lizenzbestimmungen der Onlineversion.

Redaktion: Maria Hartleb
Umschlagbild: Birgit Keppler

Die Verantwortung für den Inhalt liegt bei den Autorinnen und Autoren.

© 2017 Universitätsverlag Göttingen
<https://univerlag.uni-goettingen.de>
ISBN: 978-3-86395-343-0
DOI: <https://doi.org/10.17875/gup2017-1067>
eISSN: 2512-7136

Inhalt

Vorwort <i>Werner Kreisel & Karl-Heinz Pörtge</i>	7
Transformationsräume: Lokale Initiativen des sozial-ökologischen Wandels <i>Markus Keck, Max Gaedtke, Michael Fink, Heiko Faust & Tobias Reeb</i>	11
Block I: Zusammen leben	
Transformationsraum Heckenbeck? Ein Dorf als Pionier des Wandels <i>Janes Grever</i>	33
Werkstätten des Wandels? – Essbare Städte und ihr Beitrag zur sozial-ökologischen Transformation <i>Maria Kaiser</i>	59
Food Sharing in Göttingen – Teile Lebensmittel, anstatt sie wegzuworfen <i>Vladimir Cikara, Jelena Panke, Sonja Weissteiner & Kristina Leonie Woywode</i>	83
Block II: Sich gemeinschaftlich ernähren	
Alternative urbane Nahrungsmittelnetzwerke – Eine vergleichende Analyse mit einer vertiefenden Betrachtung des Projekts „Mundraub“ <i>Birgit Keppler & Heiko Faust</i>	95
Der Raum Göttingen auf dem Weg zu mehr Ernährungssouveränität – Was leisten alternative Landwirtschaftsformen? <i>Katharina Najork</i>	123
Regionale Nahrungsversorgung im Raum Göttingen <i>Hannah Engelhardt & Markus Keck</i>	155
Von Abo-Kisten bis Wochenmärkte – Wer kennt und nutzt alternative Nahrungsmittel-Netzwerke in Göttingen? <i>Anna Betsch & Christoph Dittrich</i>	171
Solidarische Landwirtschaft in Göttingen <i>Manja Kunzmann & Simon Arbach</i>	199

Block III: Gemeinsam lernen

Nachhaltige Ernährung als Themenfeld im Geographieunterricht <i>Maleika Gralber-Krengel, Tobias Reeh, Markus Keck, Katharina Najork & Dirk Felzmann</i>	223
Der Beitrag von essbaren Wildpflanzen für eine sozial-ökologische Transformation <i>Max Gaedtke</i>	247
Anwendung wildnispädagogischer Konzepte bei Teamarbeit – ein Erfahrungsbericht der Naturmentoring-Initiative Wälderwärts <i>Sophie Langner, Eva Densing & Michael Fink</i>	263

Vorwort

Werner Kreisel & Karl-Heinz Pörtge

Spätestens seit dem „Brundtlandt-Bericht“ von 1987 und dem UN-Weltgipfel in Rio de Janeiro von 1992 ist die Abhängigkeit der Menschheit von ihrer Umwelt aus dem allgemeinen politischen Bewusstsein nicht mehr wegzudenken. Denn es liegt auf der Hand, dass die weitere ungebremste Ausbeutung der Umwelt nicht nur zu einer ökologischen und sozialen Katastrophe führen, sondern auch die wirtschaftlichen Grundlagen erschüttern könnte. Nur durch nachhaltiges Handeln kann dies für die Zukunft vermieden werden. Die Idee der Nachhaltigkeit betrifft dabei die globale Dimension ebenso wie die nationale, die regionale und die lokale Ebene und beinhaltet eine Fülle von Handlungsfeldern. In sämtlichen Lebensbereichen und praktisch allen Wirtschaftszweigen, in der Landwirtschaft, der Industrie, dem Handel, dem Tourismus, der Siedlungs- und Stadtentwicklung, der Energiewirtschaft sowie dem Verkehr sind verstärkte Anstrengungen erforderlich, die den Erfordernissen des Umweltschutzes Rechnung tragen. Hier ist allerdings noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten. Denn obwohl die unter dem Begriff „Nachhaltigkeit“ zusammengefassten Prinzipien im weltpolitischen Rahmen, zumindest durch viele Staaten grundsätzlich anerkannt sind, gewährleistet dies nicht automatisch deren reale Umsetzung. Viele verantwortliche Akteure belassen es bei Lippenbekenntnissen, aktuell sind sogar gegenläufige Tendenzen zu bemerken, die den Umweltschutz als eher unwichtig bzw. sogar als verzichtbar erachten.

Trotzdem gibt es vor allem im regionalen und lokalen Bereich vielfältige erfolgreiche Ansätze, die nachhaltige Konzepte entwickeln und Chancen für alternative Lösungen bieten. Gleichzeitig können sie die Öffentlichkeit dafür sensibilisieren, dass nachhaltiges Handeln für eine gesicherte Zukunft unerlässlich ist. Ein Bereich, in dem dies gelingen kann, ist die Nahrungsmittelproduktion, die versucht, neue Wege zu beschreiten und damit eine Alternative zur gegenwärtigen landwirtschaftlichen Massenproduktion aufzuzeigen. Hierbei wird Nachhaltigkeit nicht nur theoretisch gefordert, sondern es kann konkret belegt werden, dass entsprechende Ansätze auch in der Praxis erfolgreich sein können. Solche zunächst überschaubaren und räumlich begrenzten Anfänge könnten jedoch einen Vorbildcharakter und eine weiter reichende Wirkung haben, wenn die hier verfolgten, mittlerweile bewährten Prinzipien auch in andere Regionen übertragen würden.

Der vorliegende Band widmet sich diesem Thema, indem er exemplarisch Beispiele aus dem Göttinger Raum analysiert, aber darüber hinaus auch grundsätzliche Überlegungen anstellt und bestehende Konzepte auf ihre Anwendbarkeit und Validität überprüft. Der Erfolg solcher Bestrebungen beruht zumeist auf einer gemeinsamen Anstrengung. Der Band ist demzufolge in drei Kapitel gegliedert: Unter dem Oberbegriff „Zusammen leben“ werden Aktivitäten auf kommunaler und städtischer Ebene vorgestellt, die sich mit Alternativen zur bisherigen Orts- und Stadtentwicklung befassen. Unter der Überschrift „Sich gemeinschaftlich ernähren“ wird sodann die Rolle der regionalen Nahrungsmittelversorgung und alternativer Netzwerke insbesondere im Raum Göttingen

untersucht. Aufgrund der Überlegung, dass positive Veränderungen nur durch ein Umdenken in Richtung auf eine größere Sensibilität für Fragen der Umwelt möglich sind, behandelt das dritte Kapitel „Gemeinsam Lernen“ schließlich die Frage, in welcher Form der Bevölkerung die Möglichkeiten einer nachhaltigen Nahrungsmittelproduktion in Erziehung und Ausbildung nähergebracht werden können.

Der Vorstand von ZELT dankt allen Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge. Gleichzeitig gilt unser Dank der Sparkasse Göttingen, ohne deren finanzielle Unterstützung die Realisierung dieses Bandes nicht möglich gewesen wäre. Allen Leserinnen und Lesern wünschen wir eine anregende und interessante Lektüre.

Der Vorstand
des Zentrums für Landschaftsinterpretation und Tourismus
(ZELT e.V.)

**Transformationsräume:
Lokale Initiativen des sozial-ökologischen Wandels**

Markus Keck, Max Gaedke, Michael Fink, Heiko Faust & Tobias Reeh

Einleitung

Der fünfte Sachstandsbericht des Weltklimarates (Intergovernmental Panel on Climate Change - IPCC 2014) macht unmissverständlich klar: Zukünftige, für Mensch und Natur existenzbedrohende Umweltveränderungen sind nur zu vermeiden, wenn der zunehmende Anstieg des globalen Ressourcenverbrauchs heruntergefahren, der anthropogen erzeugte Schadstoffausstoß reduziert und die weitere Treibhausgaskonzentration in der Erdatmosphäre so bald wie möglich gestoppt werden. Ein umfassender gesellschaftlicher Wandel ist dringend geboten. Doch wie kann dieser Wandel konkret aussehen? Mit dem vorliegenden Sammelband möchten wir den Ideen bekannter Persönlichkeiten wie Harald Welzer (vgl. Welzer & Rammler 2012; Welzer et al. 2014; Giesecke et al. 2016) und weniger bekannter Personen wie Jorge Krekeler (vgl. Krekeler 2017) sowie aktuellen Bewegungen zu alternativen Wegen zur sozial-ökologischen Transformation (vgl. Burkhardt et al. 2017) folgen. Ganz im Sinne eines „Almanachs der Zukunft“ wollen wir konkrete Beispiele von gelebten Gegenentwürfen zu den vorherrschenden gesellschaftlichen Naturverhältnissen zusammentragen. Mit Fokus auf die Region Göttingen möchten wir stellvertretend Initiativen aufzeigen, die den dringend erforderlichen sozial-ökologischen Wandel erproben und damit in der einen oder anderen Form bereits heute Wirklichkeit werden lassen.

In ausgewählten Beiträgen stellen wir verschiedene Aktivitäten (Projekte, Vereine, Unternehmen, soziale Bewegungen) vor und verdeutlichen, wie diese funktionieren und welche Rolle sie für eine nachhaltige Entwicklung spielen können. Im Sinne konstruktiver Kritik wird erörtert, welche Hindernisse in der Umsetzung und Verbreitung der Initiativen bestehen. Ferner werden Vorschläge unterbreitet, wie diese ausgeräumt werden können. Ergänzt werden diese Fallstudien durch Beiträge von Praktiker*innen, die in ihren Berichten einen direkten Einblick in die Alltagsrealität ihrer Projekte gewähren und damit zum Mitmachen auffordern. Mit diesem Sammelband möchten wir die Einbindung von Themen wie Nachhaltigkeit, Ressourcenschutz und globaler Umweltwandel in den gesellschaftlichen Diskurs stärken. Darüber hinaus möchten wir auch ganz praktische Anregungen geben, wie die Zukunftsgestaltung in die eigenen Hände genommen werden kann und interessierte Leser*innen dazu einladen, Veränderungen im eigenen Leben anzugehen.

Die Welt ist nicht genug

Das gehäufte Auftreten von Extremwetterereignissen wie Starkregen, Hitzewellen oder Wirbelstürmen, die Verknappung lebenswichtiger Rohstoffe, der massive Rückgang der Artenvielfalt oder auch der sukzessive Meeresspiegelanstieg sind Vorzeichen globaler Umweltveränderungen. Mit deren Intensivierung hat die

Menschheit in Zukunft zu rechnen, sofern sich nichts grundlegend an der gegenwärtigen ressourcenintensiven Wirtschaftsweise ändert und weiterhin anhaltend große Mengen an Treibhausgasen wie Kohlendioxid (CO₂), Methan (CH₄) und Distickstoffoxid (Lachgas, N₂O) in die Atmosphäre abgegeben werden. Zwar hat der Mensch immer schon natürliche Ressourcen verbraucht, um zu überleben. Mit der weltweiten Industrialisierung ab dem späten 18. Jhd. haben die anthropogenen Umweltveränderungen jedoch eine bis dato unerreichte Größenordnung erreicht. Laut übereinstimmender Aussage der Umweltwissenschaften leben wir heute im sogenannten Anthropozän, dem Erdzeitalter des Menschen (vgl. Crutzen 2002; Ehlers 2008; Steffen et al. 2011; Zalasiewicz et al. 2011), auch wenn der global definierbare Beginn für die erdwissenschaftliche Periodisierung weiterhin umstritten ist.¹

Der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU 2014) fordert daher folgerichtig, den globalen Ressourcenverbrauch und den Ausstoß von Treibhausgasen drastisch einzudämmen. Um für diese Herausforderung eine Orientierung zu bieten, haben Wissenschaftler*innen um Johan Rockström (vgl. Rockström et al. 2009; Steffen et al. 2015) das Konzept der planetarischen Leitplanken (engl. *planetary boundaries*) entwickelt. Mit Hilfe dieses Konzeptes lassen sich „quantitativ definierbare Schadensgrenzen [festlegen], deren Überschreitung heute oder in Zukunft intolerable Folgen mit sich brächte, so dass auch großer Nutzen in anderen Bereichen diese Schäden nicht ausgleichen könnte“ (WBGU 2011, 34). Planetarische Leitplanken markieren dabei keine scharfen Systemgrenzen, bei deren Überschreitung unmittelbar schwere Schäden oder Katastrophen zu erwarten wären. Vielmehr handelt es sich um wissenschaftlich begründete globale Belastungsgrenzen, denen schleichende Prozesse zugrunde liegen, welche sich wiederum über Generationen hinweg vollziehen und kumulativ zu sogenannten Kippunkten im Erdsystem (z.B. das irreversible Abschmelzen des Grönlandeseis, der Hitzekollaps tropischer Korallenriffe etc.) führen können. Die Dauer dieser kumulativen Prozesse macht sie für Menschen nur schwer wahrnehmbar. Vor diesem Hintergrund legt die Wissenschaft begründete Vorschläge für solche Leitplanken vor. Die Festlegung konkreter globaler Belastungsgrenzen muss

¹ Um das Ausmaß des gegenwärtigen menschlichen Eingriffs in die globalen biogeochemischen Kreisläufe verständlich zu machen, berechnet das Global Footprint Network (GFN) für jedes Jahr den sogenannten „Welterschöpfungstag“ (engl. *Earth Overshoot Day*). Dieser drückt den Zeitpunkt im Verlauf eines Jahres aus, an dem die weltweite Nachfrage nach natürlichen Ressourcen und sogenannten ökologischen Dienstleistungen die Kapazität der Erde zur Reproduktion und zur Bereitstellung neuer Ressourcen und Dienstleistungen übersteigt. Sind alle zur Verfügung stehenden erneuerbaren Ressourcen und CO₂-Abgaben eines ganzen Jahres verbraucht, so befindet sich die Menschheit ab diesem Zeitpunkt ökonomisch ausgedrückt in einem Defizit und muss sich von diesem Tag an weitere Ressourcen von der Erde „leihen“. Übernutzung und Raubbau sind die Folgen. Wie der Trend der vergangenen 25 Jahre zeigt, findet der Welterschöpfungstag jedes Jahr um einige Kalendertage früher statt. Wurde er 1987 noch für den 19. Dezember berechnet, fand er 2017 bereits am 2. August statt (vgl. Global Footprint Network 2017).

anschließend seitens der Politik in einem demokratischen Entscheidungsprozess erfolgen.

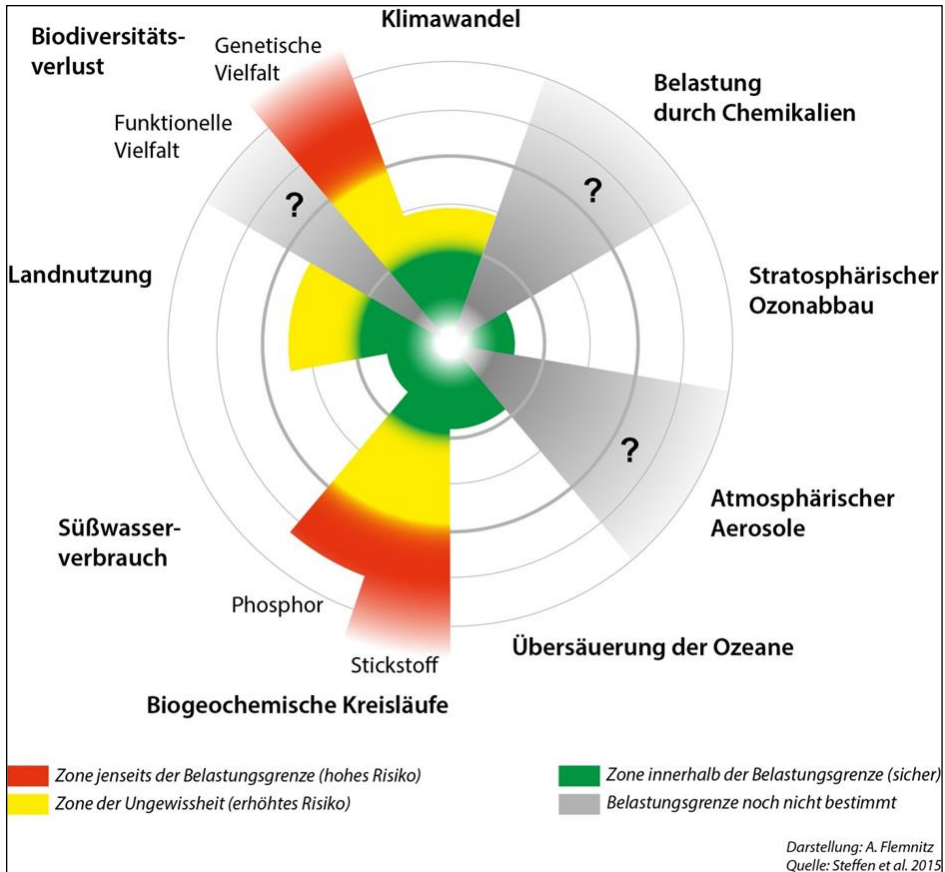


Abb. 1: Planetarische Leitplanken und ihr aktueller Status

Für die Vermeidung weltweiter katastrophaler Umweltveränderungen identifizieren Rockström et al. (2009) neun für das Erdsystem essentielle ökologische Dimensionen: (1) Klimawandel, (2) Biodiversitätsverlust, (3) biogeochemische Kreisläufe (Stickstoff und Phosphor), (4) Übersäuerung der Ozeane, (5) Süßwasserverbrauch, (6) Landnutzung, (7) Stratosphärischer Ozonabbau, (8) Atmosphärische Aerosole und (9) Belastung durch Chemikalien (Abb. 1). Von diesen neun ökologischen Dimensionen konnten bisher sieben quantitativ bestimmt werden. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt haben vier Dimensionen bereits ihre jeweilige Belastungsgrenze überschritten (Klimawandel, Biodiversitätsverlust, Stickstoffkreislauf und Landnutzung). Hierbei ist die Dimension Klimawandel sicher die bekannteste.

Im Jahr 2015 wurde im Übereinkommen von Paris von allen Vertragspartnern der internationalen Staatengemeinschaft als rechtlich bindend vereinbart, dem Klimawandel entgegenzuwirken. Um den Anstieg der Durchschnittstemperatur der erdnahen Atmosphäre und der Meere um 2°C (Temperaturabweichung relativ zum Mittel von 1800 bis 1900) als planetarische Leitplanke bis zum Jahr 2100 nicht zu überschreiten, soll der allgemeinen Zielsetzung zufolge noch in den 2020er Jahren der Scheitelpunkt des globalen CO₂-Ausstoßes (engl. *peak carbon*) erreicht und bis zum Jahr 2070 die CO₂-Emissionen aus fossilen Energieträgern auf Null gesenkt werden. Gelingt diese graduelle Kurskorrektur nicht, werden drastischere Maßnahmen nötig, welche in der Regel nicht nur große Kosten mit sich bringen, sondern auch gravierende, sprunghafte gesellschaftliche Verwerfungen und Krisen auslösen können.

Solchermaßen klar formulierte Zielsetzungen wie die 2°C-Leitplanke sind ohne Zweifel notwendig, doch reichen sie alleine nicht aus, um kostspielige und risikobehaftete zukünftige Folgen der Klimaveränderung zu verhindern (vgl. Kemfert 2009). Es bedarf vielmehr einer Vielzahl konkreter Maßnahmen, die zu einer wirksamen Reduktion des Ressourcenverbrauchs führen und den Ausstoß zusätzlicher Treibhausgase verhindern. Der WBGU macht keinen Hehl daraus, dass es sich bei dieser Aufgabe um eine gewaltige Herausforderung aller Gesellschaften der Erde handelt, die er als „große Transformation“ anspricht: „Hinsichtlich der Eingriffstiefe ist sie vergleichbar mit den beiden fundamentalen Transformationen der Weltgeschichte: der Neolithischen Revolution, also der Erfindung und Verbreitung von Ackerbau und Viehzucht, sowie der Industriellen Revolution, die den Übergang von der Agrar- zur Industriegesellschaft beschreibt“ (WBGU 2011, 66). Im Unterschied zu den beiden vorangegangenen Revolutionen muss die zukünftige Revolution allerdings in einem recht engen Zeitfenster bewerkstelligt werden – und dies, obwohl längst nicht geklärt ist, wie die von der Weltgemeinschaft selbst gesteckten Ziele zu erreichen sind.

Eine andere Welt ist (theoretisch) möglich

In der gegenwärtigen wissenschaftlichen Debatte um nachhaltige Wirtschafts- und Gesellschaftsformen werden drei von ihren Grundprinzipien her unterschiedliche Nachhaltigkeitsstrategien diskutiert: Effizienz-, Konsistenz- und Suffizienzstrategien. Für ein besseres Verständnis sollen diese drei Strategien an dieser Stelle in aller Kürze vorgestellt werden.

Effizienz

Der Begriff der Effizienz beschreibt ganz grundsätzlich das Verhältnis von Ertrag und Aufwand, welcher zum Erreichen eines bestimmten Ziels benötigt wird. Diesem Grundgedanken folgend drückt die sogenannte Ökoeffizienz das Verhältnis aus dem wirtschaftlichen Nutzen eines Produktes und den durch den

Herstellungs- und Gebrauchsvorgang auf die Umwelt ausgeübten Auswirkungen aus. Effizienzstrategien fußen z.B. auf Ökoeffizienzanalysen wie der Berechnung des sogenannten ökologischen Rucksacks mithilfe des Material-Input-pro-Serviceeinheit-Ansatzes (vgl. Ritthof et al. 2002). Im Anschluss an die Berechnung der Umweltauswirkungen eines Produktes oder einer Dienstleistung kann deren Ökoeffizienz durch Energieeinsparung, Recyclingmethoden, Abfallvermeidung oder verbesserte technische Prozesse und Organisation verbessert werden (s.a. Günther 2008 für betriebliche Effizienzstrategien). Ein Beispiel für eine gelungene Effizienzstrategie ist die Tröpfchenbewässerung, die heute insbesondere im Gartenbau Anwendung findet. Die Tröpfchenbewässerung ist eine Bewässerungstechnik, bei der an Schläuchen in regelmäßigen Abständen Auslässe angebracht sind, über die an die jeweiligen Pflanzen nur geringe Wassermengen abgegeben werden. Mithilfe dieses Verfahrens ist es möglich, denselben Ertrag bei Einsatz von bis zu 80 % weniger Wasser als beim konventionellen Vorgehen zu erwirtschaften (vgl. Raschke 2015a). Wie dieses Beispiel verdeutlicht, setzt die Effizienzstrategie in erster Linie an technischen Lösungsvorschlägen an.

In der Effizienzstrategie findet sich das Wirtschaftlichkeitsdenken am ehesten wieder: das Maximierungsprinzip, wonach der Ertrag bei konstantem Aufwand zu maximieren ist, und das Minimierungsprinzip, wonach der Aufwand bei konstantem Ertrag zu minimieren ist (vgl. Schmidt 2008). Es wundert daher nicht, dass gerade die Effizienzstrategie gerne von wirtschaftsnahen Vertreter*innen aufgegriffen wird, da sie zu ökonomischen Zielen in keinem Widerspruch steht, sondern diese sogar unterstützt. Kritische Stimmen wenden allerdings ein, dass auch Effizienzsteigerungen die Problematik nicht grundlegend lösen können: ein effizienterer Umgang mit Rohstoffen kann zwar den Ausstoß von Schadstoffen und die Verknappung nicht-nachwachsender Rohstoffe für jedes einzelne Produkt reduzieren. Aufgrund von sogenannten Rebound-Effekten lässt sich damit jedoch der Gesamtverbrauch nur bedingt senken. Dieser Rebound-Effekt lässt sich anhand der Automobilindustrie veranschaulichen. So macht der Umstieg vieler Konsumierender auf Automobile mit weniger Treibstoffverbrauch jede einzelne Fahrt ökologisch effizienter. Wenn nun jede*r Einzelne aufgrund der Kosteneinsparung durch den geringeren Verbrauch jedoch häufiger mit dem Auto unterwegs ist, kann es passieren, dass die Effizienzgewinne vollständig kompensiert oder sogar überkompensiert werden. In der Summe kommt es dadurch zwar zu relativen Einsparungen, gleichzeitig aber zu einer absoluten Erhöhung des Treibstoffverbrauchs und damit zu einem „Zurückspringen“ (engl. *rebound*) des Gesamtsystems in nicht-nachhaltige Entwicklungspfade. Auch die Suche nach technischen Lösungen, wie sie bislang betrieben wird, geht vielen nicht weit genug. Dem Begriff der Öko-Effizienz stellen Kritiker deshalb den Begriff der Öko-Effektivität gegenüber, welcher in der sogenannten Konsistenzstrategie wurzelt.

Konsistenz

Der Begriff der Konsistenz meint im Kontext der Nachhaltigkeit letztlich die Widerspruchsfreiheit zwischen Natur und Technik (vgl. Raschke 2015b). Der Konsistenzstrategie liegt die Vision einer von Grund auf neuen Industriegesellschaft zugrunde, die ihre Produktionsverfahren nach dem Vorbild der Natur gestaltet. Diese kennt keinen Abfall; vielmehr dient der Ausstoß eines Organismus' jeweils einem anderen wiederum als Nährstoff. Zur Veranschaulichung der Grundidee wird häufig das Beispiel eines Baumes herangezogen: Unter dem Einsatz von Sonnenlicht und Wasser produziert ein Baum jährlich tausende Blätter, Blüten und Früchte. Ein Großteil davon fällt im Herbst zu Boden und verrottet. Allerdings handelt es sich bei diesen Produkten nicht um Abfälle, die keinen Nutzen mehr für den Baum haben. Vielmehr dienen sie einer Vielzahl an Kleinstorganismen als Nahrung, welche die Blätter und Früchte zersetzen, dabei die darin enthaltenen Nährstoffe in Humus verwandeln und diese somit wieder für den Baum nutzbar machen. Das Ergebnis ist ein nahezu geschlossener Nährstoffkreislauf, in der das Produkt „Blatt“ letztlich nur ein bestimmtes Stadium darstellt. Um dieses Kreislaufprinzip auf die Wirtschaft zu übertragen, werden Produkte nach dem sogenannten Cradle-to-Cradle-Design entwickelt, welche im Verlauf ihres Lebenszyklus' nicht mehr von der Wiege (engl. *cradle*) zur Bahre, sondern von der Wiege wieder zur Wiege gelangen. Für langfristige Gebrauchsgegenstände wie Automobile oder Möbel bedeutet dies die Produkte derart herzustellen, dass die eingesetzten Rohstoffe nach Gebrauch sortenrein und ohne Qualitätsverlust zurückgewonnen werden können. Für Verbrauchsgüter wie Textilien oder Verpackungsmaterial bedeutet dies, dass die Gegenstände ökologisch abbaubar sind und nach Gebrauch in den biologischen Kreislauf als Nährstoff eingespeist werden können (vgl. Cradle to Cradle – Wiege zur Wiege e.V. 2017).

Auch wenn es mittlerweile eine ganze Reihe von Cradle-to-Cradle-Produkten gibt (vgl. Cradle to Cradle Products Innovation Institute 2017), so ist auch dieses Konzept nicht frei von Kritik. Diese bezieht sich insbesondere auf zwei Aspekte: Zum einen ist die sortenreine Rückgewinnung der eingesetzten Materialien für viele Industrieerzeugnisse bis heute nicht ohne erheblichen externen Energieaufwand umsetzbar. Zum anderen berücksichtigt das Konzept die Nutzungsphase eines Produktes nicht, welche in den meisten Fällen den dominierenden Faktor in der Berechnung des ökologischen Rucksacks darstellt. Damit – so die Kritiker – leiste die Konsistenzstrategie mit ihren Ideen der „intelligenten Verschwendung“ und des „Upcycling“ (Braungart & McDonough 2013) letztlich der Forderung nach Nachhaltigkeit einen Bärendienst, da sie die vorherrschende „Wegwerf-Mentalität“ noch verstärke und damit den globalen Energieverbrauch noch weiter antreibe. Als radikaler Gegenentwurf wird daher die Strategie der Suffizienz vorgeschlagen.

Suffizienz

Die Strategie der Suffizienz steht für Konsumverzicht und Selbstbegrenzung und setzt im Gegensatz zu den beiden zuvor genannten Strategien beim Konsumverhalten der Endverbraucher*innen an (vgl. Raschke 2015c). Dabei geht sie von der Annahme aus, dass ein verminderter Ressourcenverbrauch durchaus mit einer zufriedenstellenden Lebensführung vereinbar ist. Vielmehr soll die Lebensqualität sogar gesteigert werden; und zwar, indem man sich von unnötigem materiellem Ballast durch sogenannten Überkonsum befreit. Zur Veranschaulichung dieses Überkonsums wird häufig die Smartphone-Industrie herangezogen, die in immer kürzeren Abständen neue Endgeräte auf den Markt bringt, die immer wieder technische Innovationen versprechen. Auch wenn das eigene Gerät noch voll funktionstüchtig ist, wird es oftmals bereits kurz nach Abbezahlung entsorgt. Auf diese Weise sammelt sich schnell eine Vielzahl an Geräten zu Hause an, was den Überkonsum deutlich macht. Frei nach dem Motto „weniger ist mehr“ soll die Suffizienzstrategie den einzelnen Verbraucher*innen dazu verhelfen, das richtige Maß bezüglich des eigenen Konsums zu finden und eben nur das einzukaufen, was der wirklich benötigten Menge entspricht. Dadurch soll sie das sozial-ökologische Gesamtsystem vor Rebound-Effekten bewahren, worunter der Anstieg des Ressourcenverbrauchs aufgrund von Effizienz-einsparungen verstanden wird (s.o.).

Laut den Befürworter*innen der Suffizienzstrategie kann dieses Zurückspringen nur verhindert werden, wenn der technische Fortschritt mit einem kulturellen Wandel einhergeht, welcher die Konsumpraktiken eines/r jeden Einzelnen auf den Prüfstand stellt. Gegenstimmen sehen darin jedoch gleichsam den größten Kritikpunkt: Zum einen hinke die Verzichtsrhetorik schlicht und ergreifend daran, dass sie keine Geschichte zu erzählen habe (vgl. Welzer 2012). Anstelle der Entwicklung neuer kreativer Lösungen, wie sie von Konsistenzstrateg*innen eingefordert wird, bleibt von der Suffizienzstrategie in der öffentlichen Debatte zumeist nur die Selbstbeschränkung des eigenen Konsums übrig. Zum anderen stellt die Suffizienzstrategie die Endverbraucher*innen ins Zentrum, was wiederum die Gefahr birgt, die Politik als höchsten Entscheidungsträger und Hauptverantwortlichen für die vorherrschenden Strukturen aus den Augen zu verlieren.² Dies kann auf Seiten der Konsument*innen Blockadereaktionen hervorrufen. Daher ist es für viele Initiativen von großer Bedeutung, für die gewünschten Veränderungen positive Aspekte herauszustellen, wie z.B. die Perspektive auf ein gutes Leben (Buen Vivir). „Unter Buen Vivir können wir uns vorstellen: ein Leben des Menschen in Harmonie mit sich selbst, mit seinen Mitmenschen in der Gemeinschaft, der Gemeinschaften untereinander und zwischen Mensch und Natur“ (Acosta 2017, 71).

² Als Antwort auf die vorgebrachte Kritik hat der Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland e.V. (BUND, 2016) jüngst eine Studie zu Herausforderungen und Gestaltungsmöglichkeiten kommunaler Suffizienzpolitik vorgelegt.

Nachhaltigkeit in der aktuellen deutschen Politik

Wie der WBGU (2011) festhält, ist eine nachhaltige Zukunft letztlich nur in Zusammenarbeit mit einem gestaltenden Staat zu bewerkstelligen. Aufgrund dieser Feststellung lohnt ein Blick in die gegenwärtigen Wahlprogramme der großen politischen Parteien Deutschlands, um ein genaueres Bild von den favorisierten Nachhaltigkeitsstrategien zu erhalten. Ein solcher Blick offenbart zunächst eine große Vielstimmigkeit an Begriffen, Konzepten und Ideen, die in diesem Zusammenhang genannt werden.

Die Christdemokraten etwa verwenden den Begriff des „nachhaltigen Wachstums“ (CDU/CSU 2017), um ihr Bestreben zur Etablierung einer ökologisch vertretbaren Wirtschaft zum Ausdruck zu bringen. Die zentrale Botschaft dieses Begriffes ist, dass Wirtschaftswachstum und Klimaschutz keine Gegensätze darstellen. Vielmehr seien sie als „zwei Seiten derselben Medaille“ einer nachhaltigen Entwicklung zu verstehen. Mit der Leitidee der „Umweltgerechtigkeit“ (SPD 2017) betonen die Sozialdemokraten dagegen die herausragende Bedeutung eines gerechten Zugangs zu allen möglichen Formen von Umweltdienstleistungen und unterstreichen damit die soziale Komponente ihrer Umweltpolitik. Gleichzeitig rücken auch sie den Erhalt der Wettbewerbsfähigkeit der deutschen Wirtschaft ins Zentrum, den sie mit Hilfe technischer Innovationen und geschlossener Wertschöpfungsketten mit den Klimazielen verbinden möchten. Die Grünen wiederum fordern eine „ökologische Modernisierung“ des Wirtschafts- und Gesellschaftssystems, welche sie als „die Zukunftssicherung für alle Industriezweige in Deutschland“ (Bündnis 90/Die Grünen 2017, 42) bezeichnen. Damit gehen auch sie davon aus, dass sich die Themen Wirtschaft und Umwelt gut miteinander kombinieren lassen und dass Wettbewerb, erhöhte Ressourceneffizienz und der Einsatz innovativer Technologien ganz im Sinne der erläuterten Effizienzstrategie zu einem neuem „grünen Wachstum“ (s. unten) führen können. Die Freien Demokraten thematisieren das Thema Umweltschutz nur indirekt. Mit ihrem Konzept des „blauen Wachstums“ ist ihnen daran gelegen, sich von den etablierten Parteien abzugrenzen. Ihr Konzept soll die Notwendigkeit zum Ausdruck bringen, mit Ideen und Optimismus in die Zukunft zu schauen. Dabei setzen sie explizit auf Ideen der Konsistenzstrategie: „Es geht nicht (...) darum, weniger wegzuerwerfen, sondern mehr wiederzuverwenden“ (FDP 2017, 56). Die Linke fordert hingegen eine umfassende „sozial-ökologische Transformation“, die alle Facetten des gesellschaftlichen Lebens betrifft, von der Herstellung und Verwendung von Produkten bis hin zur gerechten Verteilung gesellschaftlicher Reichtümer. Dem Suffizienzgedanken folgend begründet sie diese Transformation mit der in ihren Augen grundsätzlichen Unvereinbarkeit von Wirtschaftswachstum und Nachhaltigkeit: „Wir müssen uns entscheiden, was wir retten wollen: Kapitalismus oder Klima“ (Die Linke 2017, 9). Die Alternative für Deutschland schließlich zweifelt die menschgemachte Klimaveränderung an. Es wird die Forderung

erhoben, den Klimaschutzplan 2050 zu verwerfen. Allerdings finden Aspekte wie z.B. regionale Erzeugungs- und Vermarktungsstrukturen, der Erhalt alter Kultursorten und verbesserte Rahmenbedingungen für Kleingärten Erwähnung (vgl. AfD 2017).

Letztendlich ergeben sich in der gegenwärtigen politischen Auseinandersetzung auf Bundesebene zwei Positionen im Hinblick auf die Gestaltung einer nachhaltigen Zukunft, die mit den Begriffen „Grünes Wachstum“ (engl. *green growth*) und „Postwachstum“ (engl. *degrowth*) umschrieben werden können.

CDU/CSU, SPD, Bündnis 90/Die Grünen und FDP sind als Vertreter des Grünen Wachstums zu sehen – ein Begriff, der von der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (Organisation for Economic Co-Operation and Development, OECD) geprägt wurde und in der entsprechenden Deklaration (engl. *Declaration on Green Growth*) wie folgt umschrieben wird: Ziel sei es „grüne Investitionen zu fördern, um gleichzeitig kurzfristig zur wirtschaftlichen Erholung beizutragen und langfristig die umweltfreundliche Infrastruktur für eine notwendige grüne Wirtschaft aufzubauen“ (OECD 2009, 1; eigene Übersetzung). Wie durch das Umweltprogramm der Vereinten Nationen (United Nations Environment Programme, UNEP, 2011) bestimmt, ist eine grüne Wirtschaft „CO₂-arm, ressourceneffizient und sozial inklusiv. In einer grünen Wirtschaft basieren Einkommenswachstum und Zunahme von Arbeitsplätzen auf öffentlichen und privaten Investitionen zur Reduktion von Treibhausgasemissionen und Luftverschmutzung, zur Erhöhung von Energie- und Ressourceneffizienz und zum Schutz von Biodiversität und Ökosystemdienstleistungen“ (ebd., 16; Übersetzung nach Schulz & Affolderbach 2015, 4). Das auch als Green New Deal bezeichnete Prinzip des grünen Wachstums wird auch von der Europäischen Union aufgegriffen, die in ihrem Europa 2020-Programm die „Förderung einer ressourceneffizienteren, umweltfreundlicheren und wettbewerbsfähigeren Wirtschaft“ (EU-Kommission 2010, 17) anstrebt. Der Begriff des Green New Deal verweist auf den von US Präsident Roosevelt in den 1930er Jahren entworfenen New Deal, ein öffentlich finanziertes Konjunkturpaket, mit dem die damalige Weltwirtschaftskrise überwunden werden sollte. In Anlehnung daran bezeichnet der Green New Deal grüne Konjunkturprogramme, die auf einen strukturellen Umbau der Wirtschaft gerichtet sind mit dem Ziel, gleichzeitig die Wirtschaft anzukurbeln, „grüne Jobs“ zu schaffen, und den Klimawandel bzw. drohende Ressourcenengpässe zu mindern.

Das Programm der Linken dagegen (und in Teilen auch das der Grünen) lassen eine gewisse Nähe zu den Forderungen der sogenannten Postwachstum-Vertreter*innen erkennen. Die Vision dieser Bewegung beinhaltet die Relokalisierung der Wirtschaft, die gerechtere Verteilung von Einkommen und Ressourcen, neue demokratische Institutionen, Suffizienz sowie soziale und technische Innovationen, die ein konviviales Leben von Mensch, Tier und Pflanze

fördern. Wohlbefinden speist sich in dieser Vision nicht aus dem Konsum hergestellter Produkte, sondern wird durch Räume für soziale Interaktionen, mehr Zeit mit Freund*innen und Familie, mehr Einfachheit im Leben, Nachbarschaftshilfe, die gerechtere Verteilung von Arbeit und weniger materiellen Konsum geschaffen (vgl. Burkhardt et al. 2017; Raschke 2015d). Eine der Suffizienzidee zugrunde liegende umfassende Kritik des Wirtschaftswachstums wurde in der Studie „Die Grenzen des Wachstums“ (engl. *The limits to growth*) von Donella und Dennis Meadows und Kolleg*innen vorgelegt, die 1972 für den Club of Rome angefertigt wurde. Auf Computersimulationen aufbauend zeigte sie zum ersten Mal die ökologischen Grenzen des kapitalistischen Wirtschaftsmodells auf und löste damit eine weltweite Diskussion aus. Die zentrale Schlussfolgerung des Berichts lautete: „Wenn die gegenwärtige Zunahme der Weltbevölkerung, der Industrialisierung, der Umweltverschmutzung, der Nahrungsmittelproduktion und der Ausbeutung von natürlichen Rohstoffen unverändert anhält, werden die absoluten Wachstumsgrenzen auf der Erde im Laufe der nächsten hundert Jahre erreicht“ (Meadows et al. 1972, 17). Nach der Überarbeitung des Berichts im Jahr 2004 ergab sich in den meisten errechneten Szenarien der Studie ein wirtschaftlicher Kollaps zwischen 2030 und 2100. Die gegenwärtige wachstumskritische Debatte fokussiert allerdings weniger auf den drohenden Zusammenbruch des Weltwirtschaftssystems, als vielmehr auf die grundlegende Frage, wie ein Wirtschaftssystem ohne Wachstum aussehen kann, und wird im deutschsprachigen Raum unter anderem von Nico Paech (2012a) und Uwe Schneidewind (vgl. Schneidewind & Zahrt 2013) geführt.

Transformationsräume

Wie die Auseinandersetzung um Wachstumsgrenzen zeigt, wird die gegenwärtige politische Diskussion um geeignete Nachhaltigkeitsstrategien schnell zu einer ideologischen Angelegenheit um die Weltwirtschaftsordnung. Auf lokaler Ebene dagegen erscheint eine ideologisch geführte Debatte nur bedingt zielführend. Ob im Rahmen eines konkreten Projektes der Effizienzstrategie folgend Ressourcen eingespart, der Konsistenzstrategie folgend Abfälle wiederverwertet oder der Suffizienzstrategie folgend die eigenen Konsumgewohnheiten umgestellt werden – alle diese Maßnahmen können zu einer nachhaltigeren Zukunft beitragen. Eine im Voraus erfolgende Auf- oder Abwertung der einen gegenüber einer anderen Strategie wäre kontraproduktiv. Vor diesem Hintergrund ist es uns ein Anliegen, die Debatte um eine nachhaltige Entwicklung auf die lokale Ebene „herunterzubrechen“, damit sie möglichst offen geführt werden kann. Was von unserer Seite im Vordergrund stehen sollte, ist letztlich die Frage, ob mit Hilfe eines Projektes oder einer Maßnahme ein Umdenken in der Gesellschaft und ein Beitrag zur Reduktion des gegenwärtigen CO₂-Ausstoßes erzeugt werden kann oder nicht.

Zu diesem Zweck möchten wir an dieser Stelle den Begriff der „Transformationsräume“ einführen, welcher den im vorliegenden Sammelband zusammengetragenen Beiträgen als gemeinsamer Nenner und argumentativer Leitfaden dienen soll. Dieser Begriff folgt der Idee des WBGU, wonach individuellen Akteuren und lokalen Initiativen bei der Veränderung gesamtgesellschaftlicher Verhältnisse eine große Rolle zukommt. So hat sich in der Vergangenheit gezeigt, dass Personengruppen mit ausreichenden Ressourcen und Innovationspotential nicht nur von Gelegenheitsfenstern profitieren, die der Staat aufstößt. Vielmehr gibt es Fälle, in denen es diese Gruppen selbst sind, die Gelegenheitsfenster erst öffnen. Sogenannte Pioniere des Wandels (engl. *change agents*) fungieren dabei als Vorbilder und Trendsetter, in dem sie in „räumliche[n] Arenen [fungieren], die als Treiber und Laboratorien der Transformation fungieren: Stadt und Region“ (Hahne 2014, 7).

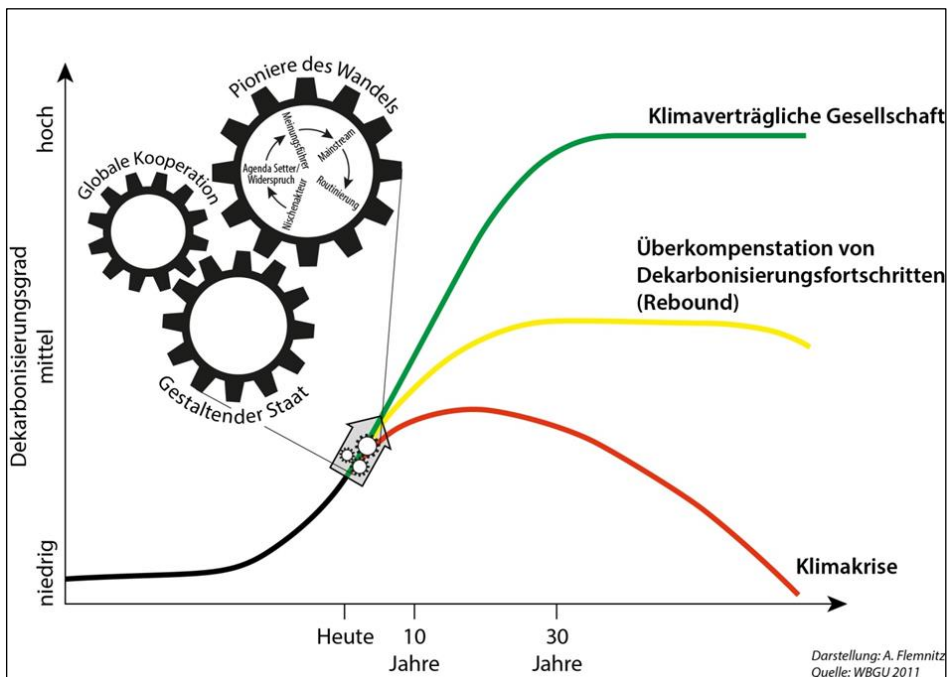


Abb. 2: Die Rolle der Pioniere des Wandels für die sozial-ökologische Transformation

Idealtypisch erfolgt ein solcher durch Pioniere angestoßener Wandel in mehreren Schritten (vgl. WBGU 2011): Erste Visionen alternativer Entwicklungspfade werden nicht selten von „Querdenker*innen“ in marginalen Milieus und Nischenökonomien formuliert, die sich aufgrund ihres Status und ihrer Position zunächst nur selten Gehör verschaffen. Erst durch das Gewinnen von Mitsreiter*innen, das Verbreiten der Ideen in sozialen Netzwerken, das Agenda-Setting, die mediale Aufbereitung und kontrovers geführte öffentliche Debatten

kann es bei Erreichen einer kritischen Masse gelingen, dass neuartige Themen zum gesellschaftlichen Mainstream werden und anfangs marginale Denk- und Verhaltensweisen in die Alltagsroutinen breiter Bevölkerungsschichten integriert werden. Auf diese Weise lassen sich schließlich neue institutionelle Arrangements schaffen, welche sich über die Pioniere und ihre Mitstreiter*innen hinaus auf den Rest der Gesellschaft auswirken und letztlich zu einem Paradigmenwechsel führen (Abb. 2). Auf diese Weise bewirken Pioniere des Wandels Veränderungen „nicht punktuell, also in ihrem eigenen Erfahrungsbereich (...), sondern stoßen vergleichsweise großflächige Transformationsprozesse dezentral und ‚von unten‘ an“ (WBGU 2011, 257).

Die Erfolgsaussichten einer solchen Transformation „von unten“ steigen, wenn es auf breiter Front durch Pioniere des Wandels gelingt, klimaverträgliche Lebensentwürfe nicht nur theoretisch plausibel, sondern vor allem als im Alltagsleben umsetzbar aufzuzeigen. Denn es reicht nicht aus, über die richtigen Praktiken im Rahmen wissenschaftlicher oder politischer Debatten zu reden. Es gibt eine weitere Dimension, von der das Gelingen abhängt: „Das ist die Dimension des Übens, des Wiederholens, der Disziplin, der ohne Wenn und Aber vorgelebten Umsetzung. Allein auf diese Weise lassen sich Veränderungen wirksam kommunizieren“ (Paech 2012b, 318). Auch oder gerade für diese Dimension des sozial-ökologischen Wandels braucht es Transformationsräume als konkrete Örtlichkeiten, an denen die neuen Praktiken verstanden, ausprobiert, verändert oder verworfen werden können. In diesem Sinne sind Transformationsräume mit den Worten Michel Foucaults als Heterotopien zu verstehen – als Anders-Orte, die nach ihren eigenen Regeln abseits des gesellschaftlichen Mainstreams funktionieren und dadurch einen Raum bieten, um die materiellen und mentalen Infrastrukturen unseres gesellschaftlichen Lebens neu auszurichten (vgl. Beitrag von Grewer in diesem Band). Als Reallabore des praktischen Vollzugs dienen sie der Entwicklung und Ausgestaltung neuer Wege des Denkens und Handelns.

Vor dem Hintergrund der schieren Größe und Universalität der Herausforderungen einer sozial-ökologischen Transformation haben sich in der medialen Aufarbeitung des Themas in den vergangenen Jahren insbesondere zwei Formen der Berichterstattung verfestigt: Entweder es erfolgt eine Inszenierung drohender Klimakatastrophen, die von biblischen Weltuntergangsvorstellungen und Alarmismus geprägt ist (vgl. Bohle 2008). Oder die bevorstehenden Klima- und Umweltveränderungen werden heruntergespielt und die Rolle des Menschen als Verursacher wird geleugnet. In beiden Fällen wird die Antizipation zukünftiger Risiken zum Gegenstand einer „Angstwirtschaft“ (Beck 2007), sei es als Angst besorgter Bürger vor der drohenden Klima-Apokalypse oder als Angst vor falschen Apologet*innen des Klimawandels, die letztlich nur darauf aus seien, bestimmte Volkswirtschaften zu schwächen.

Aus unserer Perspektive sind beide Formen der Berichterstattung in hohem Maße gefährlich und daher abzulehnen. Die Leugnung menschenverursachter

Erderwärmung und ihrer Folgen dient letztlich nur der Legitimation eines „weiter so wie gehabt“, d.h. dem Beibehalten althergebrachter Politiken und Wirtschaftsweisen, die uns erst in die aktuelle Lage gebracht haben. Aus dieser Sicht ist ein Umdenken im Sinne eines Mehr an Nachhaltigkeit weder notwendig noch erstrebenswert. Alarmismus dagegen kann zwar zur Legitimierung von Klimaschutzmaßnahmen genutzt werden, doch fußt dieser zumeist auf deterministischen Annahmen, welche mit kritischem Denken unvereinbar sind und ideologischen Politiken und Verhaltensweisen Tür und Tor öffnen. Es stellt sich also nicht nur die Frage, *was* im Angesicht gravierender globaler Umweltveränderungen unternommen werden muss, sondern auch *wie* über Themen des globalen Ressourcenverbrauchs, des anthropogen erzeugten Klimawandels und der Nachhaltigkeit gesprochen wird. Mit dem Begriff der Transformationsräume möchten wir zu einer Veränderung des öffentlichen Diskurses beitragen, damit ein Sprechen über die geforderte „große Transformation“ ermöglicht wird, welches nicht Gefahr läuft, sich in der einen oder anderen Falle der Angstwirtschaft zu verfangen, sondern welches zum Ausdruck bringt, dass eine positive gesellschaftliche Zukunftsgestaltung möglich ist.

Zusammengefasst lässt sich festhalten: Transformationsräume sind (i) ideologisch offen, aber deshalb nicht weniger politisch; (ii) lokal, aber deshalb nicht weniger auf die ganze Welt bezogen; (iii) andersartig, aber deshalb nicht weniger umsetzbar; und (iv) positiv, aber deshalb nicht weniger realistisch.

Literatur und Quellen

- Acosta, A. (2017): Buen Vivir: Die Welt aus der Perspektive des Buen Vivir überdenken. In: Burkhardt, C.; Schmelzer, M. & N. Treu / Konzeptwerk Neue Ökonomie & DFG-Kolleg Postwachstumsgesellschaften (Hrsg.): Degrowth in Bewegung(en). 32 alternative Wege zur sozial-ökologischen Transformation. München: oekom, S. 70-83.
- AfD [Alternative für Deutschland] (2017): Programm für Deutschland. Wahlprogramm der Alternative für Deutschland für die Wahl zum Deutschen Bundestag am 24. September 2017. Beschlossen auf dem Bundesparteitag in Köln am 22./23. April 2017. Online unter: https://www.afd.de/wp-content/uploads/sites/111/2017/06/2017-06-01_AfD-Bundestagswahlprogramm_Onlinefassung.pdf (abgerufen am 24.08.2017).
- Beck, U. (2007): Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bohle, H.-G. (2008): Krisen, Katastrophen, Kollaps – Geographien von Verwundbarkeit in der Risikogesellschaft. In: Kulke, E., Popp, H. (Hrsg.): Umgang mit Risiken. Katastrophen – Destabilisierung – Sicherheit. Deutscher Geographentag 2007 Bayreuth. 29.09. – 05.10.2007. Kongress für Wissenschaft, Schule und Praxis. Deutsche Gesellschaft für Geographie (DGfG). Bayreuth, Berlin, S. 69-82.
- Braungart, M. & W. McDonough (2013): Intelligente Verschwendung. The Upcycle: Auf den Weg in eine neue Überflusgesellschaft. München: Oekom Verlag.
- Bündnis 90/Die Grünen (2017): Zukunft wird aus Mut gemacht. Bundestagswahlprogramm 2017. Online unter: https://www.gruene.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/BUENDNIS_90_DIE_GRUENEN_Bundestagswahlprogramm_2017.pdf (abgerufen am 24.08.2017).
- BUND – Bund für Umwelt und Naturschutz Deutschland e.V. (2016): Kommunale Suffizienzpolitik. Strategische Perspektiven für Städte, Länder und Bund. Kurzstudie des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie. Berlin. Online unter: <https://www.bund.net/service/publikationen/detail/publication/kommunale-suffizienzpolitik-strategische-perspektiven-fuer-staedte-laender-und-bund/> (abgerufen am 24.08.2017)
- Burkhardt, C.; Schmelzer, M. & N. Treu / Konzeptwerk Neue Ökonomie & DFG-Kolleg Postwachstumsgesellschaften (Hrsg., 2017): Degrowth in Bewegung(en). 32 alternative Wege zur sozial-ökologischen Transformation. München: oekom.

- CDU/CSU [Christlich Demokratische Union Deutschlands/Christlich Soziale Union] (2017): Für ein Deutschland, in dem wir gut und gerne leben. Regierungsprogramm 2017 – 2021. Online unter: <https://www.cdu.de/system/tdf/media/dokumente/170703regierungsprogramm2017.pdf?file=1> (abgerufen am 24.08.2017).
- Cradle to Cradle – Wiege zur Wiege e.V. (2017): Cradle to Cradle – Prinzipien. Online unter: <http://c2c-ev.de/c2c-konzept/prinzipien/> (abgerufen am 24.08.2017).
- Cradle to Cradle Products Innovation Institute (2017): Cradle to Cradle Certified Products Registry. Online unter: <http://www.c2ccertified.org/products/registry> (abgerufen am 24.08.2017).
- Crutzen, P. J. (2002): Geology of mankind. *Nature* 415, S. 23.
- Die Linke (2017): Sozial. Gerecht. Frieden. Für alle. Die Zukunft, für die wir kämpfen. Langfassung des Wahlprogramms zur Bundestagswahl 2017. Online unter: https://www.die-linke.de/fileadmin/download/wahlen2017/wahlprogramm2017/die_linke_wahlprogramm_2017.pdf (abgerufen am 24.08.2017).
- Ehlers, E. (2008): Das Anthropozän. Die Erde im Zeitalter des Menschen. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Europäische Kommission (2010): Mitteilung der Kommission: Europa 2020. Eine Strategie für intelligentes, nachhaltiges und integratives Wachstum. Brüssel.
- FDP [Freie Demokratische Partei] (2017): Denken wir neu. Das Programm der Freien Demokraten zur Bundestagswahl 2017: „Schauen wir nicht länger zu.“ Online unter: <https://www.fdp.de/content/beschluss-des-68-ord-bundesparteitages-schauen-wir-nicht-laenger-zu> (abgerufen am 24.08.2017).
- Giesecke, D.; Hebert, S. & H. Welzer (Hrsg., 2016): FUTURZWEI-Zukunftsalmanach 2017/18. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt. Schwerpunkt Stadt. Berlin: Fischer Verlag.
- Global Footprint Network (2017): Earth Overshoot Day. Online unter: <http://www.overshootday.org/> (abgerufen am 24.08.2017).
- Günther, E. (2008): Ökologieorientiertes Management: Um-(weltorientiert) Denken in der BWL. Stuttgart.
- Hahne, U. (2014): Transformation der Gesellschaft für eine resiliente Stadt- und Regionalentwicklung. Ansatzpunkte und Handlungsperspektiven für die regionale Arena. Detmold: Rohn Verlag.
- IPCC [Intergovernmental Panel on Climate Change] (2014): Climate Change 2014: Synthesis Report. Contribution of Working Groups I, II and III to the Fifth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change. Genf.

- Kemfert, C. (2009): Die Ökonomie des Klimawandels - Warum Nichtstun teuer werden kann. Geographische Rundschau 9/2009, S. 20-26.
- Krekeler, J. (2017): Jenseits von morgen. Online unter: <https://almanaquedelfuturo.wordpress.com/deutsch/> (abgerufen am 23.08.2017).
- Meadows, D.; Meadows, D.; Randers, J. & W. Behrens III (1972): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Aus dem Amerikanischen von Hans-Dieter Heck. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.
- OECD [Organisation for Economic Co-Operation and Development] (2009): Declaration on Green Growth. Adopted at the Meeting of the Council at Ministerial Level on 25 June 2009. Online unter: www.oecd.org/env/44077822.pdf (abgerufen am 24.08.2017).
- Paech, N. (2012a): Befreiung vom Überfluss. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: Oekom Verlag.
- Paech, N. (2012b): Im Gespräch mit: Niko Paech – Postwachstumsökonomie. In: Woynowski, B.; Becker, P.; Bertram, A.; Bhandari, S.; Burger, J.; Haver, M.; Janssen, A.; Lange, J.; Miyazaki, J.; Peters, G.; Ruf, F.; Schneider, J.; Sempach, J. & C.C. Wang (Hrsg.): Wirtschaft ohne Wachstum?! Notwendigkeit und Ansätze einer Wachstumswende. Reihe Arbeitsberichte des Instituts für Forstökonomie, No. 59-2012. Universität Freiburg, S. 316-321.
- Raschke, J. (2015a): Effizienz. Lexikon der Nachhaltigkeit. Online unter: https://www.nachhaltigkeit.info/artikel/effizienz_1719.htm (abgerufen am 24.08.2017).
- Raschke, J. (2015b): Konsistenz. Lexikon der Nachhaltigkeit. Online unter: https://www.nachhaltigkeit.info/artikel/konsistenz_2033.htm (abgerufen am 24.08.2017).
- Raschke, J. (2015c): Suffizienz. Lexikon der Nachhaltigkeit. Online unter: https://www.nachhaltigkeit.info/artikel/suffizienz_2034.htm (abgerufen am 24.08.2017).
- Raschke, J. (2015d): Postwachstum und Degrowth. Lexikon der Nachhaltigkeit. Online unter: https://www.nachhaltigkeit.info/artikel/degrowth_1849.htm (abgerufen am 24.08.2017).
- Ritthof, M.; Rohn, H. & C. Liedtke (2002): MIPS berechnen. Ressourcenproduktivität von Produkten und Dienstleistungen. Wuppertal Spezial 27. Wuppertal Institut für Klima, Umwelt und Energie GmbH. Wuppertal.

- Schmidt, M. (2008): Die Bedeutung der Effizienz für Nachhaltigkeit – Chancen und Grenzen. In: Hartard, S.; Schaffer, A. & J. Giegrich (Hrsg.): Ressourceneffizienz im Kontext der Nachhaltigkeitsdebatte. Baden-Baden: Nomos-Verlag, S. 31-46.
- Schneidewind, U. & A. Zahrnt (2013): Damit gutes Leben einfacher wird. Perspektiven einer Suffizienzpolitik. München: Oekom Verlag.
- Schulz, C. & J. Affolderbach (2015): Grünes Wachstum und alternative Wirtschaftsformen. Geographische Rundschau 5/2015, S. 4-9.
- SPD [Sozialdemokratische Partei Deutschlands] (2017): Zeit für mehr Gerechtigkeit. Unser Regierungsprogramm für Deutschland. Auflage 07/2017. Online unter: https://www.spd.de/fileadmin/Dokumente/Bundesparteitag_2017/Es_ist_Zeit_fuer_mehr_Gerechtigkeit-Unser_Regierungsprogramm.pdf (abgerufen am 24.08.2017).
- Steffen, W.; Persson, Å.; Deutsch, L.; Zalasiewicz, J.; Williams, M.; Richardson, K.; Crumley, C.; Crutzen, P.; Folke, C.; Gordon, L.; Molina, M.; Ramanathan, V.; Rockström, J.; Scheffer, M.; Schellnhuber, H.J. & U. Svedin (2011): The Anthropocene: From Global Change to Planetary Stewardship. *Ambio* 40, S. 739-761.
- UNEP [United Nations Environment Programme] (2011): Towards a green economy: Pathways to sustainable development and poverty eradication. Online unter: www.unep.org/greeneconomy (abgerufen am 24.08.2017).
- WBGU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2011): Hauptgutachten 2011 des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen. Welt im Wandel – Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Berlin.
- WBGU – Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (2014): Sondergutachten. Klimaschutz als Weltbürgerbewegung. Berlin.
- Welzer, H. (2012): Futur Zwei. Die Wiedergewinnung der Zukunft. In: Welzer, H. & S. Rammner (Hrsg.): FUTURZWEI-Zukunftsalmanach 2013. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt. Berlin: Fischer Verlag, S. 13-44.
- Welzer, H. & S. Rammner (Hrsg., 2012): FUTURZWEI-Zukunftsalmanach 2013. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt. Schwerpunkt Mobilität. Berlin: Fischer Verlag.
- Welzer, H.; Giesecke, D. & L. Tremel (Hrsg., 2014): FUTURZWEI-Zukunftsalmanach 2015/16. Geschichten vom guten Umgang mit der Welt. Schwerpunkt Material. Berlin: Fischer Verlag.

Zalasiewicz, J.; Williams, M.; Fortey, R.; Smith, A.; Barry, T.L.; Coe, A.L.; Bown, P.R.; Rawson, P.F.; Gale, A.; Gibbard, P.; Gregory, J.; Hounslow, M.W.; Kerr, A.C.; Pearson, P.; Knox, R.; Powell, J.; Waters, C.; Marshall, J.; Oates, M. & P. Stone (2011): Stratigraphy of the Anthropocene. *Philosophical Transactions of the Royal Society A* 369, S. 1036-1055.

Block I

Zusammen leben

**Transformationsraum Heckenbeck?
Ein Dorf als Pionier des Wandels**

Janes Grewer

Abstract

Not only cities, but also rural areas can serve as laboratories of social-ecological transformation. Intentional communities like ecovillages can function as counterbalance of the resource- and land consumptive urban agglomerations by focussing on self-supply and more intense interpersonal relationships. However, despite their aim of a more sustainable society, ecovillages often remain isolated to their respective regions and rarely spread ideas into mainstream-society, because of missing links to spatially neighbouring but socially distant milieus. This article deals with Heckenbeck, a village in the South of Lower Saxony, in which various projects have been developed that contribute to social-ecological transformation on the community level while being highly embedded in regional networks. The study shows that Heckenbeck's pioneers are able to build bridges to both regional policymakers and long-established inhabitants within the village and the surrounding area. Therefore, it is concluded, Heckenbeck can be truly taken as a change agent in the much larger process of social-ecological transformation.

Einleitung

Nicht nur urbane Zentren können als Reallabore der Transformation fungieren, sondern auch der ländliche Raum kann als Experimentierfeld für die Erprobung zukunftsfähiger Praktiken dienen (vgl. Hahne 2014, 7). So zählten Ökodörfer und Gemeinschaften lange zur Speerspitze der Nachhaltigkeitsbewegung, die als Antagonisten zu den ressourcen- und flächenverbrauchenden städtischen Agglomerationen das Augenmerk auf Selbstversorgung und gemeinschaftliches Zusammenleben legten. Ökodörfer sind allerdings häufig isoliert am Rande der Gesellschaft verblieben und haben dabei weder größeren Einfluss auf ihre jeweiligen Regionen ausgeübt noch flächendeckende gesamtgesellschaftliche Wandlungsprozesse angestoßen (vgl. Andreas 2015, 157). Mit Heckenbeck wird in diesem Artikel ein Ort untersucht, der sich weder in die vorurteilsbehafteten Schemata eines Ökodorfes noch in das des alternden und sich entleerenden, ländlichen Raumes pressen lässt. Vielmehr steht Heckenbeck als Beispiel für eine „Geschichte des Gelingens“ (Welzer et al. 2014) im ländlichen Raum, die dabei jedoch nicht in sich gekehrt und nach außen isoliert als alternative „grüne Insel“ im Meer des kapitalistischen Mainstreams verbleibt. Stattdessen werden im Ort Brücken zwischen kulturell unterschiedlich geprägten sozialen Gruppen sowohl innerhalb des Dorfes als auch zu politischen Entscheidungsträgern und Netzwerken außerhalb des Dorfes geschlagen. Aufgrund der internen wie externen Vernetzung seiner sozialen und ökologischen Initiativen, so die These, kann Heckenbeck heute als ein „Pionier des Wandels“ (WBGU 2011, 255) betrachtet werden, welcher dazu in der Lage ist, breitere Akzeptanz für die konkrete Umsetzung sozialökologischer Transformationsansätze zu schaffen und

diese nach außen in die Gesellschaft zu transportieren. Solche Transformationsräume fungieren als „Heterotopien“, also „wirksame Orte [...] sozusagen Gegenplatzierung oder Widerlager, tatsächlich realisierte Utopien“, welche räumlich verankert und „in die Einrichtung der Gesellschaft hineingezeichnet“ sind (Foucault 1992, 39). In diesem Artikel wird insbesondere der Frage nachgegangen, ob – und falls ja – auf welche Weise die Initiativen und Projekte in Heckenbeck in der Lage sind, nachhaltige Ideen zu streuen und welche Gunstfaktoren den Prozess der Vernetzung und Außenwahrnehmung gefördert haben.

Theoretischer Hintergrund: Change Agents und Sozialkapital

Das Konzept der Change Agents

Der Akteursfokus der Nachhaltigkeitswissenschaften hat sich im Rahmen der Transformationsforschung inzwischen erweitert und verschoben. Neben den klassischen formellen politischen Institutionen oder innovativen Unternehmen spielen auch Akteure aus der Zivilgesellschaft, sogenannte *Change Agents* bzw. Pioniere des Wandels, eine zunehmend wichtige Rolle für gesellschaftliche Veränderungsprozesse (vgl. WBGU 2011, 255ff.). Diese sind bedeutsam, „weil durch sie das Handeln selbst in Gang gesetzt wird und nicht erst auf weitere Wissenszuwächse gewartet wird“ (Hahne 2014, 7). Change Agents agieren dabei in „räumliche[n] Arenen, die als Treiber und Laboratorien der Transformation fungieren: Stadt und Region“ (ebd.). Aus diesem Grund ist es sinnvoll, trotz – oder gerade wegen – der globalen Krisensymptome einzelne Transformationsräume und dort wirkende Akteure herauszugreifen und zu analysieren.

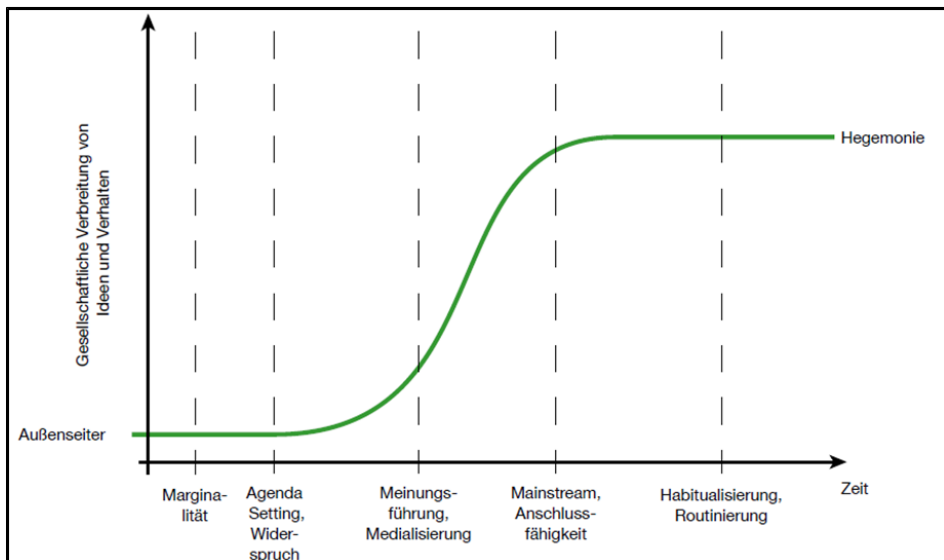


Abb. 1: Phasen gesellschaftlicher Verbreitung von Ideen durch Change Agents
(Quelle: WBGU 2011, 278)

Die Transitionsforschung hat gezeigt, dass „individuelle wie kollektive Innovationsprozesse oftmals weniger durch kognitive Wissensbestände ausgelöst werden als durch lebensweltlich motivierte Veränderungs- und Reformbedürfnisse, die explorativ und experimentell vermittelt bzw. umgesetzt werden“ (WBGU 2011, 256). Seymour Epstein ergänzt hierzu, dass sich entsprechende Diffusionsprozesse durch unpersönliche Informationen z.B. aus Büchern weit ineffektiver vollziehen als durch persönliche Erfahrungen (vgl. Epstein 1994, 711). Das heißt, dass die Erfahrbarkeit der konkreten Umsetzung alternativer Lebensstile und die normativen Überzeugungen der Pioniere weit höhere Nachahmungseffekte erzielen, als die rein theoretische Auseinandersetzung mit oft abstrakten Krisenphänomenen. Überzeugende Veränderungsideen, die zunächst marginalisiert im Widerspruch zu gesellschaftlichen Routinen und Normen stehen, können durch die praktische Umsetzung, das Gewinnen von Mitstreiter_innen und durch Medialisierung schließlich Anschluss an den Mainstream erhalten und in die Gesellschaft hineindiffundieren. Bei Überschreiten eines Kippunktes führt dies letztlich zur Schaffung neuer institutionalisierter Arrangements und Routinen und bei sehr breitenwirksamen Prozessen sogar zur Hegemonie eines neuen gesellschaftlichen Paradigmas (vgl. Kristof 2010, 22ff.; WBGU 2011, 257; Abb. 1). Vier Elemente sind für die Wirksamkeit von Change Agents bedeutsam: (1) eine anfängliche soziale Außenseiterstellung gegenüber den Werten, Einstellungen und Praktiken der restlichen Gesellschaft, (2) eine Verbindung mehrerer Wissensbereiche, (3) die Einbindung in förderliche Netzwerkstrukturen und (4) günstige Gelegenheits-

strukturen der jeweiligen Zeit (vgl. WBGU 2011, 258). Dabei lassen sich Pioniere des Wandels nicht nur als individuelle Personen identifizieren, sondern auch strategische und soziale Gruppen, wie z.B. Gemeinschaften und Ökodörfer, können „als Rollenmodelle und Trendsetter [fungieren]; so verschaffen sie isolierten Innovationsimpulsen eine ‚kulturelle Hegemonie‘. [...] Pioniere des Wandels bewirken demnach nicht punktuell, also in ihrem eigenen Erfahrungsbereich, Veränderungen, sondern stoßen vergleichsweise großflächige Transformationsprozesse dezentral und ‚von unten‘ an. Sie finden Nachahmerinnen und animieren andere zur Veränderung ihrer Verhaltenspraxis“ (ebd., 257). Zwar scheinen kleine Gemeinschaften, Akteursnetzwerke oder Dorfinitiativen nur kleine Wirkradien zu erreichen, jedoch sind „lokale Initiativen und Projekte wertvoll, die [...] durch das Abweichen von bestehenden Pfaden neue Impulse generieren“ (Kühnel 2014, 173). Felix Kühnel führt weiter aus, dass „[g]erade der Wandel im Kleinen [...] Handlungsspielräume zur Erprobung neuer Ideen und zur Aktivierung neuer Akteure“ (ebd.) eröffne.

Ökodörfer, Gemeinschaften und Transition Towns

Ökodörfer, intentionale Gemeinschaften und die Transition-Town-Bewegung sehen sich in ihrem Selbstverständnis oftmals selbst als Pioniere des Wandels (vgl. Kunze 2009, 85). So beschreibt die Präsidentin des Ökodorf-Netzwerkes GEN (*Global Ecovillage Network*) Kosha Anja Joubert den ursprünglichen Antriebsmotor der Ökodorfbewegung folgendermaßen: „When the GEN was established, it was clear that we wanted to create an alternative to mainstream culture: green islands, lifeboats, a place of hope in a world of destructive capitalism“ (Joubert 2010, 15 zit. n. Andreas 2013, 10). Hier wird sowohl die soziale Außenseiterrolle deutlich (*green islands*) als auch die Etablierung eines Netzwerks zur gegenseitigen Förderung.

Inzwischen wird die Bedeutung von Ökodörfern als möglichen Pionieren des Wandels als ambivalent betrachtet. Zwar sind weltweit zahlreiche Ökodörfer entstanden, die im gemeinsamen Netzwerk GEN kooperieren. Jedoch verblieben diese trotz ihres besonderen Experimentiercharakters bisher im gesellschaftlichen Nischendasein (vgl. Andreas 2015, 218ff.). Der von Joubert positiv gedeutete „grüne Insel“-Begriff, kann auch negativ als soziale Abgrenzung vom Außen gewendet werden. Der Ethnologe und Ökodorfforscher Markus Andreas beschreibt den Widerspruch des Inselmotivs gegenüber der eigentlichen Zielsetzung einer nachhaltigen Entwicklung folgendermaßen: „Ecovillages maintain close relationships with each other but are often only marginally anchored to their respective bioregions. The picture of an isolated island is not consistent with the utopian vision of sustainable regional development“ (Andreas 2013, 9). Aufgrund dessen hat inzwischen das GEN einen Wandel vollzogen und rät vom Neubau von Ökodörfern ‚auf der Grünen Wiese‘ wie im Fall des prominenten Beispiels Sieben Lindens in der Altmark ab. Außerdem ist die

Zielsetzung heute verstärkt eine Auseinandersetzung mit den benachbarten Gemeinden und der Region, um den Anschluss an die restliche Gesellschaft herzustellen und vorhandene sozialökologische Innovationen stärker zu streuen. Statt der Fokussierung auf die innere Entwicklung findet im GEN neuerdings auch eine Öffnung für politische Auseinandersetzungen mit globalen Umweltthemen, wie den Klimakonferenzen oder den Sustainable Development Goals (*SDGs*) statt. In diesem Zusammenhang wird auch eine engere Vernetzung mit NGOs und öffentlichen Institutionen angestrebt (vgl. GEN 2016).

Dieser „U-Turn“ (Andreas 2013, 11) hat auch mit einer neuen Entwicklung zu tun, auf die sich das GEN konkret als Vorbild bezieht, nämlich mit der Transition-Town-Bewegung. Diese Bewegung hat ihre Wurzeln in Irland und hat sich beginnend im Jahr 2005 innerhalb weniger Jahre erfolgreich global verbreitet. Weltweit existierten 2014 bereits 1.100 Initiativen in 43 Ländern (vgl. WBGU 2014, 87). Im Gegensatz zu Ökodörfern setzt die Transition-Town-Bewegung direkt dort an, wo die Menschen leben, um die Verhältnisse vor Ort von innen heraus zu transformieren, anstatt von außen durch neue, sozial weitgehend abgekoppelte Inseln der Nachhaltigkeit auf die Gesellschaft einzuwirken. Transition Towns entwickeln hierzu Strategien zur Entwicklung einer resilienten, postfossilen Gesellschaft (vgl. Andreas 2015, 14; Hopkins 2010, 17ff.). Sowohl bei Ökodörfern als auch Transition Towns handelt es sich um „bottom up“-Bewegungen, die aber – zumindest potenziell – auch erhebliches Anschlusspotential an die lokale und regionale Politik besitzen. Die entsprechenden Initialzündungen kommen aber auch hier aus der Zivilgesellschaft.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie es heute um die soziale Vernetzung und regionale Einbettung Heckenbecks bestellt ist. Um die Breitenwirksamkeit dieses möglichen Change Agents zu untersuchen, bedarf es Analyseinstrumente, die sich mit deren Vernetzungs- und Austauschfähigkeiten sowie deren Anschlusspotentialen an den Mainstream auseinandersetzen. Hierzu wurde das Konzept des Sozialkapitals herangezogen.

Sozialkapital und Netzwerkstrukturen

Das Konzept des Sozialkapitals ist zunächst kein Ansatz, der primär auf die Gestaltung nachhaltiger Gesellschaften abzielt, sondern vor allem in der Verwundbarkeitsforschung Anwendung findet (vgl. Hawkins & Maurer 2010, 1777). In dieser Untersuchung dient jener Theoriebaustein als Instrument zur Untersuchung der Einbettung und der Wirkmächtigkeit von Transformationsansätzen in Heckenbeck und der Region. Sozialkapital lässt sich definieren als die Problemlösungsfähigkeit von Akteuren durch den Aufbau von Unterstützungsnetzwerken, welche auf unterschiedlichen Formen sozialer Beziehungen basieren (vgl. Bathelt & Glückler 2012, 196). Diese Beziehungen zwischen Individuen und Gruppen reduzieren die Verwundbarkeit und erhöhen die soziale Resilienz (vgl. hierzu den Beitrag von Kaiser in diesem Band). Je nach Netzwerkstruktur sind

Gruppen weniger oder stärker gesamtgesellschaftlich eingebettet. Man unterscheidet für gewöhnlich die drei Netzwerkstrukturen *Bonding*, *Bridging* und *Linking*.

a) *Bonding* beschreibt das Sozialkapital innerhalb homogener Gruppen. Hier dominieren „strong, dense ties“ zwischen Mitgliedern einer relativ klar abgrenzbaren Gemeinschaft (z.B. eine Familie oder eine enge Bezugsgruppe; Babaei et al. 2012, 120). Hier spielt Vertrauen und emotional geprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl als Beziehungsgrundlage eine zentrale Rolle. Je stärker der Bezug der Gruppe nach innen ausgeprägt ist (z.B. gemeinsam geteilte Normen und Werte), umso stärker sind die reziproken Unterstützungsleistungen innerhalb dieser Gruppe. Die Beziehungen nach außen und der Austausch mit anderen Gruppen (Informationsfluss, externe Unterstützung) sind entsprechend schwächer ausgebildet und die Folge kann eine soziale Abschottung sein. Diese kann sowohl aus einer Ablehnung von außen herrühren, z.B. durch gruppenbezogene Diskriminierung, oder auch aus einer bewussten Abgrenzung der sozialen Gruppe selbst.

b) *Bridging* bezieht sich auf Sozialkapital zwischen zwei machtgleichen oder machtähnlichen Gruppen, die beispielsweise einen ähnlichen finanziellen oder sozialen Status innehaben. Diese Netzwerkstruktur beinhaltet im Unterschied zum *Bonding* „looser ties“ (ebd.). Hier dominieren eine Offenheit gegenüber anderen (sozialen) Gruppen und die Bereitschaft sich auszutauschen. Dies führt zu verbessertem Informationsfluss nach außen, erweiterten Möglichkeiten und einem vergrößerten Ressourcenpool. Gleichzeitig sind die intensiven, stark vertrauensbasierten Beziehungen nach innen oft unterrepräsentiert.

c) Während *Bonding* und *Bridging* auf der horizontalen Ebene wirken, schafft das *Linking* Beziehungen zwischen Personen und Gruppen auf der vertikalen Ebene. Hierzu zählen Beziehungen zu einflussreichen und machtvollen Akteuren (z.B. Regierungen, NGOs). Diese Netzwerke sind vor allem in Bezug auf Ressourcenzugang oder finanzielle, logistische und institutionelle Unterstützung in Krisensituationen hilfreich (vgl. Hawkins & Maurer 2010, 1780f.).

Alle drei Strukturtypen bieten nicht nur im Krisenfall nützliche Strategien, sondern auch bestimmte Möglichkeiten des Ideenaustauschs als Grundlage zur Ausbreitung von neuen Werten, Einstellungen und Lebensstilen. In diesem Zusammenhang sind vor allem das *Bridging* und *Linking* von Interesse: „Unlike bonding, it is bridging and linking that are characterised by exposure to and development of new ideas, values and perspectives“ (ebd., 1780).

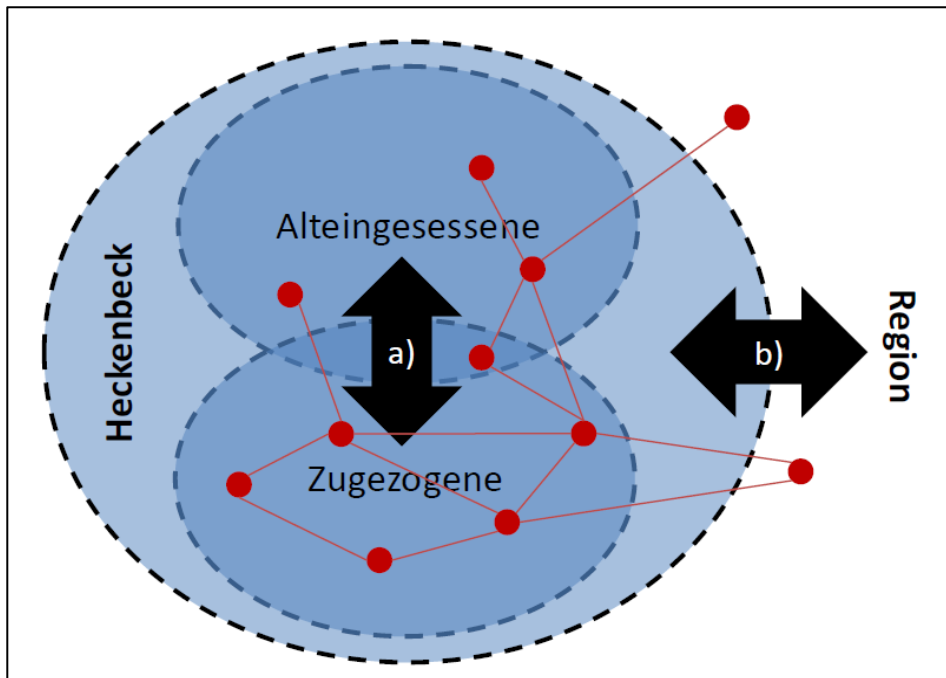


Abb. 2: Forschungsdesign – rot: Initiativen/Projekte (Quelle: eigene Darstellung)

Im Rahmen der Untersuchung dienen die drei unterschiedlichen Sozialkapitaltypen als Analysekategorien, um die Wirkmächtigkeit der in Heckenbeck aktiven Initiativen und Projekte einschätzen zu können. Einerseits wurden auf dieser Grundlage (a) Beziehungsmuster innerhalb Heckenbecks zwischen den alteingesessenen und den zugezogenen Bewohner_innen untersucht, die von den Heckenbecker_innen aus emischer Perspektive als zwei relevante und weitgehend trennbare soziale Gruppen wahrgenommen werden. Andererseits konnten (b) auch Netzwerk- und Beziehungsstrukturen zwischen Heckenbeck und der Region, zum Beispiel zur Kernstadt Bad Gandersheim, dem Landkreis als regionalem Planungsträger oder zivilgesellschaftlichen Initiativen durch die Sozialkapitaltypen analysiert werden (Abb. 2). Zuletzt wurden mithilfe des Konzeptes auch Verschiebungen zwischen den einzelnen Typen im historischen Verlauf der letzten Jahre und Jahrzehnte identifiziert.

Methodik

Die Erhebung empirischen Materials erfolgte in erster Linie durch qualitative Interviews mit unterschiedlichen Akteuren aus Heckenbeck und der Umgebung. Dem vorausgegangen sind teilnehmende und nicht-teilnehmende Beobachtungen im Rahmen einer Dorfführung. Die insgesamt acht leitfadengestützten, semi-

strukturierten Interviews in Anlehnung an Witzel (2000) im Umfang von etwa 30 bis 75 Minuten Länge sollten ein möglichst vielfältiges Spektrum hinsichtlich von Alter, Geschlecht, Beruf, Ehrenamt und Zugehörigkeit zur sozialen Gruppe (Alteingesessene, Zugezogene, Externe) abdecken (vgl. Flick 2012, 210ff.; Meier Kruker & Rauh 2005, 73; Wessel 1996, 135). Die Transkripte wurden mithilfe einer Inhaltsanalyse nach Mayring (2010) ausgewertet (vgl. Flick 2012, 409ff.). Hierbei wurden im ersten Schritt transformativ wirksame Initiativen und Projekte identifiziert und thematisch kategorisiert. Im zweiten Untersuchungsschritt wurden schließlich die Schnittmengen und Berührungspunkte zwischen Alteingesessenen und Zugezogenen einerseits sowie zwischen Heckenbeck und der Region andererseits untersucht und eingeordnet (Abb. 2). Jener zweite Analyseteil bildet das Kernstück dieses Artikels, da hier die Breitenwirksamkeit der relevanten Initiativen in den Fokus rückt. Zu den acht Interviewten (n=8) zählten fünf Bewohner_innen Heckenbecks, darunter ein Alteingesessener und vier Zugezogene, die in unterschiedlichen Formen im Ort aktiv sind oder waren (z.B. Sportverein, Schule, Solidarischer Gemüsebau, Ortsvorstand). Hinzu kommt ein Einpendler, der nicht in Heckenbeck wohnt, aber dort arbeitet. Außerdem wurden drei Mitarbeiter der Stadt Bad Gandersheim bzw. des Landkreises Northeim interviewt (darunter ein Bewohner Heckenbecks).

Das Dorf Heckenbeck

Heckenbeck ist als eingemeindeter Ortsteil der Stadt Bad Gandersheim zwischen Harz und Solling Teil einer Region, die in hohem Maße vom demographischen Wandel und Abwanderung betroffen ist. In dem heute knapp 475 Einwohner_innen zählenden Dorf lassen sich in den letzten Jahrzehnten allerdings gegenläufige Trends feststellen (vgl. ISEK 2016, 11): Die Bevölkerungszahl ist seit der Eingemeindung 1974 durch Zuzüge um knapp 20 % angestiegen, der Anteil von jungen Menschen – mehr als ein Viertel ist unter 18 Jahre alt – ist im regionalen Vergleich überproportional hoch und zuletzt steigend. Im Ort ist so gut wie kein Leerstand vorhanden. Stattdessen wurde durch eine Bürgerinitiative vor einigen Jahren ein Neubaugebiet beplant, welches inzwischen weitgehend mit nach ökologischen Standards errichteten Wohngebäuden bebaut ist (ebd., 16ff.; Polzin 2015, 86; Schröder 2013, 5). Diese demographischen und soziostrukturellen Daten sind allerdings nur ein Nebenprodukt eines Prozesses, in dessen Zuge aus der Zivilgesellschaft heraus zahlreiche Projekte und Initiativen im Dorf implementiert wurden, die die Attraktivität des Lebens in Heckenbeck gesteigert haben.

Heckenbeck ist im Rahmen der sozialökologischen Transformationsforschung ein interessantes Fallbeispiel, da hier intern verschiedene soziale Gruppen am Wandel partizipieren und dabei in unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche hineinwirken. Insbesondere viele der ökologischen, aber auch einige soziale und

kulturelle Projekte sind durch zugezogene Bewohner_innen etabliert worden. Zunächst von wenigen Pionieren ausgehend bereichern diese seit nunmehr knapp 30 Jahren als Gemeinschaft das ohnehin bereits lebendige Dorfleben. Hierzu zählen unter anderem folgende neu entstandenen Initiativen, die von den Interviewten besonders häufig genannt wurden (Abb. 3):



Abb. 3: Diversität Heckenbecker Initiativen und Institutionen (Quelle: Heckenbeck Online o.J.)

Im Bereich Ernährung, Landwirtschaft und Nahversorgung sind vor allem der Mitglieder-Bioladen als einziger ortsansässiger Einzelhändler und die Solidarische Landwirtschaft (bzw. CSA = Community Supported Agriculture) hervorzuheben, welche vor Ort knapp 70 Gemüseanteile verteilt. Der Verein Heckenrose engagiert sich in vielfältigen Bereichen für Natur- und Umweltschutz vor Ort, von Verkehrsthemen über Streuobstpfade bis hin zur Jugendumweltbildung. Seit 2016 existiert zudem im Dorf ein veganes Café. Im Bildungs- und Kultursektor entstanden die seit über 15 Jahren bestehende Freie Schule mit ca. 90 Schüler_innen und der unmittelbar angrenzende Kindergarten sowie die Weltbühne als eine überregional bekannte Kulturinstitution für Theater, Kabarett, Musik und vieles mehr. Außerdem wurde vom Verein Klang der Stille ein viel

genutztes Meditationshaus errichtet. Eine weitere tragende Säule ist der medizinische Bereich mit einer im Ort bestehenden Arzt- und Hebammenpraxis und weiteren Einzelanbietern. Auch im Verkehrssektor sind einige Projekte entstanden: Die gute Nahversorgung, privates Teilen von Autos sowie Car-Sharing reduzieren den im ländlichen Raum dominanten motorisierten Individualverkehr und ein Fahrradleihsystem ermöglicht emissionsfreies Pendeln zum wenige Kilometer entfernten Knotenbahnhof in Kreiensen. Außerdem gibt es Bestrebungen einen Bürgerbus zu installieren, um die mangelnde ÖPNV-Taktung zu verbessern.

Daneben sind aber auch die Alteingesessenen überaus aktiv und pflegen ein intensives Dorf- und Vereinsleben. Hierzu zählen zum Beispiel der SV Heckenbeck mit den Sparten Fußball und Tischtennis, der Schützenverein, der Bürgerverein oder die Freiwillige Feuerwehr, welche in Anbetracht der Ortsgröße hohe Mitgliederzahlen und vielfältige Aktivitäten zu verzeichnen haben. Auf den ersten Blick scheinen die Lebenswelten der Zugezogenen und Alteingesessenen im Dorf angesichts der jeweils ausgeübten Aktivitäten sehr unterschiedlich ausgestaltet zu sein: Während bei den Zugezogenen unter anderem die ökologischen und bildungsorientierten Initiativen vordergründig sind, dominieren bei den Alteingesessenen die oft als klassisch empfundenen Vereinsaktivitäten im sportlichen Bereich oder beispielhaft das Ehrenamt in der Feuerwehr oder im Bürgerverein. Diese Unterschiede, aber auch Überschneidungen dieser Lebenswelten, werden im folgenden Abschnitt diskutiert und mit Zitaten der Interviewpartner_innen (IP) näher analysiert.

Zugezogene versus Alteingesessene?

In einem ersten Schritt erfolgt die Untersuchung der lebensweltlichen Schnittmengen von Alteingesessenen und Zugezogenen, um der Frage nachzugehen, inwiefern die sozialen und ökologischen Aktivitäten der Zugezogenen ein Anschlusspotential an das unmittelbare soziale Umfeld innerhalb des Dorfes besitzen: Finden hier also ein Austausch und eine Diffusion von Ideen aus der Pioniergruppe der Zugezogenen statt oder verbleiben die beiden Gruppen sozial weitgehend isoliert voneinander?

Die Unterscheidung zwischen Zugezogenen und Alteingesessenen als soziale Gruppen innerhalb Heckenbecks wurde in sämtlichen Interviews aufgegriffen. Mitunter fallen im Zusammenhang mit diesen beiden Gruppen weitere Eigen- und Fremdbezeichnungen: Für die Gruppe der Zugezogenen zum Beispiel, „Neubürger“, „Öko-Hippies“ (scherzhaft), „Zugereiste“ oder „die Grünen“. Als Synonym für die Gruppe der Zugezogenen werden teilweise auch die Begriffe „Gemeinschaft“ oder „(Gemeinschafts-) Netzwerk“ genannt. Für die Alteingesessenen fallen die Bezeichnungen „die Einheimischen“ oder „die Alten“. Die Differenzierung in beide Gruppen ist für alle Befragten präsent. Allerdings zeigt die Auswertung der Interviews, dass sich diese innerdörfliche Abgrenzung

im Laufe der letzten Jahre spürbar verringert hat, die Bedeutung der Identifikation mit der jeweiligen Gruppe tendenziell abnimmt und es inzwischen zu einer stärkeren sozialen Mischung kommt. Zwar gebe es immer noch viele Bewohner_innen, die „*sich klar zu den Zugezogenen und klar zu den Alteingesessenen [zählen]*“ (IP 4), allerdings sagt ein weiterer Heckenbecker zur Abgrenzbarkeit der beiden Gruppen:

„Das kann man, finde ich, nicht so richtig trennen. Wenn man will, kann man das, aber im Prinzip gibt es viele so Zwischenpersonen. Es gibt sicherlich auch die klassischen Öko-Hippies, die ganz klar zugezogen sind und dann gibt es vielleicht auch die, die sich ganz klar davon distanzieren, aber es gibt eine große Mitte“ (IP 3).

Aus mehreren Interviews sowohl mit Zugezogenen als auch mit dem Alteingesessenen geht hervor, dass sich die Berührungspunkte und Schnittstellen zwischen den beiden Gruppen im Laufe der Zeit intensiviert haben und die klaren Trennlinien sich an einigen Stellen lösen und lockern. So berichtet ein Alteingesessener in Bezug auf die Gruppe der ursprünglichen Dorfbevölkerung:

„Es gibt immer noch Leute, denen das nicht so optimal gefällt. Aber es ist längst nicht mehr so wie vielleicht vor fünf, sechs Jahre noch, dass da zu viel Eigenbrütleri war und viele sich auf ihre alte Heckenbeckerei besinnen wollten. [...] [D]as ist also mehr zusammengewachsen und das wächst auch immer noch mehr zusammen“ (IP 7; Unterstrichenes steht für besondere Betonung des IP).

Analog zu dieser Einschätzung bestätigt die ehemalige Ortsvorsteherin diese Entwicklung auch von Seiten der Zugezogenen:

„Ich glaube, die Offenheit ist größer geworden. [...] Also früher, als die Gruppe kleiner war, war es so ein ‚Man-genügt-sich-selber-auch‘. Man hat eine sehr intensive kleine Gruppe und pflegt nicht so viele Kontakte nach außen, aber es hat eine hohe Intensität im Innen. Und das hat sich [...] geändert. Es gibt nicht mehr so eine hohe Intensität im Innen und da fehlt es manchmal auch an dieser Vertrauensbasis, die war früher sicherlich noch stärker, aber dafür gibt es mehr Kontakte im Außen. Ich glaube, man kann vielleicht nicht alles gleichzeitig haben“ (IP 4).

Was die Interviewte hier über die Heckenbecker Gemeinschaft beschreibt ist in Anlehnung an das Sozialkapital-Konzept ein Wandel der Netzwerkstruktur dieser Gruppe. Lag der Fokus anfangs vor allem auf dem *Bonding* mit starken, vertrauensbasierten Beziehungsmustern innerhalb der Gemeinschaft der Zugezogenen („strong ties“), zeigen sich inzwischen stärkere Elemente des *Bridging* zur Gruppe der Alteingesessenen. Diese Beziehungen sind zwar weniger intensiv („weak ties“), jedoch weiter gefächert und sozial weniger abgeschottet. Vor allem bieten diese das Potential der Streuung von Ideen auch über den engeren Kreis der Zugezogenen hinaus.

Gunstfaktoren für den Austausch zwischen „Alten“ und „Neuen“

Für diesen Wandel des Sozialkapital-Typus innerhalb des Dorfes während der vergangenen Jahre und Jahrzehnte lassen sich vier zentrale Gunstfaktoren ausmachen, die das Ermöglichen dieses Veränderungsprozesses erklären können. Dazu zählen a) die bestehende Grundoffenheit und Aktivität der Alteingesessenen, b) das eher lose Gemeinschaftsnetzwerk der Zugezogenen und dessen wachsende Gruppengröße c) integrative Personen unter den Zugezogenen, die den Austausch forcierten und d) die räumliche Durchmischung im Ort:

a) Bereits vor dem Zuzug der ersten Pioniere in den 1980er Jahren war Heckenbeck bereits ein sehr aktiver und lebendiger Ort, dessen Vereinsaktivitäten viele Interessenten aus den Nachbardörfern und der Kernstadt angezogen hat. Ein Alteingesessener argumentiert, dass dadurch auch unter der ursprünglichen Bevölkerung eine Grundoffenheit gegenüber „Neuen“ existierte, was den vermehrten wechselseitigen Austausch begünstigt:

„[D]as ist für mich auch ein Indiz, dass es dann die Zugereisten relativ einfach hatten. Gerade beim Fußball und Tischtennis hatten wir immer schon großen Zulauf aus Bad Gandersheim. Deswegen war es auch nicht so schwierig für die Neuzugereisten da auch noch mit reinzutreten. [...] Weil es nicht ungewöhnlich war, wenn da auf einmal irgendwie ein Fremder in der Reihe saß, den man noch nicht kannte“ (IP 7).

b) Auch von der Seite der Neuzugezogenen gab es strukturelles Anknüpfungspotential, da die Gruppe der Zugezogenen selbst nicht homogen, sondern „unheimlich bunt und vielfältig und initiativ in alle möglichen Richtungen“ (IP 2) ist. Es gibt beispielsweise keine gemeinsame Ökonomie oder gemeinsame Entscheidungsfindungen. Diese werden in der Regel in den einzelnen Projekten bzw. privat im eigenen Haushalt getroffen, sodass die Gruppe nicht als strukturell geschlossen wahrgenommen wird (vgl. IP 4). Die Möglichkeit der sozialen Mischung hat also „auch mit der Struktur dieser Gemeinschaft [...] zu tun, die relativ offen ist und nicht so ein enges Konzept hat“ (IP 2). Ein zugezogener Bewohner von Heckenbeck sagt, dass für die Gemeinschaft oft der Begriff

„[...] loses Netzwerk verwendet [wird] und ganz bewusst das Wort ‚lose‘. Das ist, glaube ich, auch das, was es so auf eine Art erfolgreich macht, weil [ich] diesen Zwang, dass ich an dem und an dem teilhaben muss oder bestimmte Ideologien [...] selber verfolge, nicht so wahrnehme. Und dadurch ist das ja eine viel buntere Mischung und auch viel weniger bedrohlich“ (IP 3).

An dieser Stelle zeigt sich neben einer großen Heterogenität auch der Verzicht auf eine gemeinsame dogmatische Ausrichtung innerhalb der sozialen Gruppe der Zugezogenen, was sich in Heckenbeck für die Vernetzung in den Mainstream hinein als förderlich darstellt, da es ein plakatives Aufdrücken von Stereotypen, z.B. „die Ökos“, und eine entsprechende Abgrenzung von außen, abmildert. Diesen Effekt der Heterogenität und Vielfältigkeit konnte auch durch die über Jahrzehnte wachsende Gruppengröße der Zugezogenen verstärken (IP 4).

c) Neben der strukturellen Offenheit beider Gruppen, wurde in den Interviews mehrfach darauf hingewiesen, dass einzelne Personen unter den Zugezogenen als Netzwerker_innen aktiv den Kontakt und Austausch mit Alteingesessenen gesucht haben und suchen. Hierzu zählen beispielhaft der erste zugezogene Pionier, ebenso wie die ehemalige Ortsvorsteherin, die Vorsitzende der Weltbühne, der ortsansässige Arzt und weitere, vielfältig engagierte Personen im Dorf (IP 2, IP 3, IP 4, IP 7, IP 8).

d) Ein vierter Gunstfaktor für das *Bridging* zwischen den Gruppen ist die räumliche Durchmischung von Zugezogenen und Alteingesessenen im Dorf. Sämtliche interviewten Heckenbecker_innen nennen die unmittelbare Nachbarschaft als wichtigen Berührungspunkt mit der jeweils anderen sozialen Gruppe. Durch die relativ dichte Besiedlung im Ortskern und die intensive Nutzung des öffentlichen Raums (z.B. für Veranstaltungen oder für Fuß- und Fahrradverkehr) ergeben sich ständige informelle Begegnungen und nachbarschaftliche Beziehungen, die vielfach durch wechselseitige Hilfe und Unterstützung gekennzeichnet sind. So sagt ein Zugezogener: „*[Dafür] brauchen wir ja kein Ökodorf [...]. Dass man Nachbarschaftshilfe hat, das funktioniert ja. Das sehe ich ja auch bei den Alteingesessenen, wie normal das für die ist*“ (IP 3).

Schritte und Ereignisse als Treiber des Bridging:

Auf Grundlage dieser vier strukturellen Gunstfaktoren konnten spezielle Einzelereignisse das vermehrte *Bridging* zwischen Zugezogenen und Alteingesessenen nachhaltig voranbringen, weshalb an dieser Stelle kurz einige dieser Schritte im historischen Kontext dargelegt werden. In der Anfangsphase der Gemeinschaftsbildung ab den 1980er Jahren war die Abgrenzung der neu entstandenen Gemeinschaft nach außen, also zu Alteingesessenen und zur näheren Region, stark ausgeprägt. Ein Bewohner der Kernstadt Bad Gandersheim, der die Entwicklung von außen beobachtete, berichtet, dass die Heckenbecker Gemeinschaft der Zugezogenen „*auch den Impuls hatte, sich nur auf sich selbst zu beziehen, [...], für sich selbst Lebensmodelle zu realisieren und sich nach außen abzugrenzen*“ (IP 2). Neben den kontinuierlich und sukzessiv wirkenden Nachbarschaftsbeziehungen zu den Alteingesessenen und den netzwerkenden Einzelpersonen, gab es schließlich auch punktuelle Ereignisse, die das innerörtliche *Bridging* in großen Schritten gefördert haben, nämlich die Teilnahme an Dorfwettbewerben, die Wahl der ersten zugezogenen Ortsvorsteherin Ricarda Polzin sowie zunehmende mediale Aufmerksamkeit, welche das Zusammengehörigkeitsgefühl des Dorfs als Ganzem gestärkt haben.

Der Teilnahme an den Dorfwettbewerben ‚Unser Dorf hat Zukunft‘ und dem Folgewettbewerb ‚Unser Dorf spart Strom‘ wird von den Interviewten der größte Einfluss zum verstärkten *Bridging* beigemessen. Mehrere Befragte betonen den großen innerdörflichen Effekt, den die Teilnahmen erzielt haben. Bei ersterem handelt es sich um einen auf verschiedenen Ebenen vom Landkreis bis zum Bund

stattfindenden Wettbewerb für Orte mit bis zu 3.000 Einwohner_innen, in dem verschiedene Kriterien, vor allem die ländliche Lebensqualität, aber auch Nachhaltigkeitsaspekte, bewertet werden. Heckenbeck hat hier bis zur Landesebene im Jahr 2012 erfolgreich teilgenommen. Insbesondere die gemeinsame Vorbereitung der Bewerbung in einer gemischten Arbeitsgruppe war für den Austausch fruchtbar und die unterschiedlichen sozialen Gruppen als Trägerinnen der diversen Projekte spielten in der Bewerbung keine Rolle. Ein alteingesessener Protagonist der damaligen Arbeitsgruppe erklärt, dass die *„Bewertungskommissionen [...] ja nicht [sahen]: Das ist ein Projekt der Zugereisten, das ist ein altes Projekt. Das wurde alles gezeigt [...] da ging man schon am neu in Eigeninitiative errichteten Schützenhaus vorbei und kam dann zum Biodorfladen und zu dem Gemüsefeld“* (IP 7). Die gemeinsame Vorbereitung führte zunächst überhaupt zu einer Wahrnehmung der Initiativen der jeweils anderen Gruppe und schließlich auch zu einer wechselseitigen Wertschätzung füreinander (IP 4), die von den Interviewten durchweg als sehr wertvoll empfunden wird. Eine der Gärtnerinnen der Solidarischen Landwirtschaft berichtet, dass *„dann auf einmal die Alteingesessenen sagten: ‚Ja, das ist unser Gemüsebau.‘ Die tauchten da vorher eigentlich nie auf und plötzlich haben die sich ein Stück weit damit identifiziert, dass es das hier in ihrem Dorf gibt als lebendigem Dorf“* (IP 8). Die damalige Ortsvorsteherin bestätigt, dass die Wettbewerbe nach innen ein *„ganz starkes Wir-Gefühl“* aller Beteiligten erzeugt haben (IP 4). In den obigen Aussagen wird deutlich, dass die Gruppendistinktion zwar immer noch präsent ist (*„die tauchten da nie auf“*; *„ein Projekt der Zugereisten“*), dass sich allerdings durch die Teilnahme an den Wettbewerben mit dem Dorf Heckenbeck als Ganzem ein neues Identifikationsmuster etabliert hat, welches nun neben den alten Gruppendidentitäten besteht.

Die Wettbewerbsteilnahme fiel in einen Zeitraum, in der auch Ricarda Polzin in der Rolle als erste zugezogene Dorfvorsteherin (2011-2015) einen zusätzlichen Schub beim *Bridging* bewirkt hat. In ihrer Position hat sie aktiv versucht beide Gruppen zueinander zubringen und den wechselseitigen Austausch forciert, was ihr von beiden Gruppen Wertschätzung eingebracht hat (IP 2, IP 3, IP 7, IP 8). Inzwischen ist mit Sabine Gehrke eine Person Ortsvorsteherin, die sich laut zweier Interviewter keiner der beiden Gruppen eindeutig zuordnen lässt, was sich als weiteres Indiz für eine wachsende Durchmischung und sinkende Bedeutung der jeweiligen Gruppendentifikation innerhalb von Heckenbeck deuten lässt (IP 3, IP 7).

Ein dritter Schub wurde auch dem zunehmenden, inzwischen in der Regel positiv wahrgenommenen medialen Interesse zugesprochen. Gerade eine kurz vor dem Zeitpunkt der Interviews ausgestrahlte NDR-Dokumentation konnte als externe Reflexion nochmals das Zusammengehörigkeitsgefühl steigern (IP 3, IP 7, IP 8; NDR 2016a).

Schnittmengen und Gräben zwischen den sozialen Gruppen

In den vorigen Abschnitten konnte eine Verschiebung der Netzwerkstrukturen innerhalb Heckenbecks vom nach innen gerichteten *Bonding* hin zum gruppenübergreifenden *Bridging* herausgearbeitet werden. Es stellt sich nun die Frage, an welchen Stellen diese horizontalen Beziehungen aber tatsächlich konkret werden und inwiefern die neuen Interaktionsmuster zum Streuen sozial-ökologischer Ideen und Praktiken beitragen können. Neben Einzelereignissen, wie den Dorfwettbewerben, existieren sowohl einige institutionalisierte Felder des Austausches als auch informelle Begegnungen zwischen den Gruppen.

Auffallend ist, dass die klassischen Vereinsstrukturen und örtlichen Institutionen bezüglich der Aktiven relativ klar getrennt sind: Neuere in den letzten Jahrzehnten entstandene Projekte, wie die Bildungsinstitutionen, der ökologisch orientierte Verein Heckenrose, die Solidarische Landwirtschaft und der Bioladen sind nicht nur von Zugezogenen initiiert worden, sondern werden bis heute auch fast ausschließlich von diesen organisiert und genutzt. Analog hierzu sind die traditionellen Vereine und Institutionen, wie Schützen- und Gesangsverein, Freiwillige Feuerwehr oder die evangelische Kirchengemeinde, maßgeblich vom Engagement der alteingesessenen Bevölkerung geprägt. Stellenweise gibt es allerdings trotz klarer Zuordnung der Institutionen zu einer der beiden Gruppen durchaus auch innerhalb dieser Initiativen Durchmischungen, zum Beispiel auf Seiten der alteingesessenen Institutionen beim klassischen Sportverein, der Forstgenossenschaft und beim Bürgerverein, dessen ‚Klönabende‘ recht heterogen gestaltet sind. Zu den stärker durchmischten Initiativen der Zugezogenen zählen beispielsweise die ‚Weltbühne‘ als Kulturinstitution, deren Vereinsvorsitzende den Austausch zwischen den Gruppen aktiv gefördert hat, und auch die örtliche Arztpraxis, die als bekanntes Element der ‚klassischen‘ Gesundheitsversorgung mit geringeren Hemmschwellen als andere Initiativen der Zugezogenen belegt ist und entsprechend auch von Alteingesessenen frequentiert wird (IP 1, IP 2, IP 3, IP 7, IP 8). Insgesamt bleibt die soziale Trennung allerdings gerade bei den ökologisch relevanten Initiativen, wie der Solidarischen Landwirtschaft, dem Bioladen, dem Verein Heckenrose, beim Car-Sharing und beim Fahrradleihsystem, eindeutig bestehen.

Viel alltäglicher als diese relativ institutionalisierten Felder wirken informelle Begegnungen gruppenübergreifend. Hierbei handelt es sich im Gegensatz zum *Bonding* („strong ties“) innerhalb der sozialen Gruppen um die weniger verbindlichen und vertrauensvollen Beziehungsmuster, wie sie beim *Bridging* typisch sind („weak ties“). Neben den nachbarschaftlichen Beziehungen zählen hierzu auch Feierlichkeiten, Jubiläen und regelmäßige Veranstaltungen sowohl von Alteingesessenen initiiert (z.B. Feuerwehrfest, Maibaumaufstellen oder Boßel-Turnier) als auch von Zugezogenen (IP 3, IP 4, IP 8), an denen sich Personen beider Gruppen gleichermaßen beteiligen. Weitgehend informell entwickelte sich auch die Ausbreitung von Solar- und Photovoltaikanlagen, nachdem durch

Zugezogene eine Bürgersolaranlage installiert wurde. Hier hat auch der gruppenübergreifende Informationsfluss zum erfolgreichen Schneeballeffekt beigetragen (IP 4). Ansonsten ist die Ideendiffusion auf der ökologischen Ebene in Form einer Nutzung oder gar einer aktiven Partizipation an den ökologischen Initiativen durch die Alteingesessenen kaum zu erkennen. Dies ist allerdings nicht mit fehlender Wirksamkeit gleichzusetzen. Bereits die Wahrnehmung und das passive Erleben erfolgreicher transformativer Ansätze im unmittelbaren Umfeld können doch immerhin zu Akzeptanz, Toleranzsteigerung, wohlwollender Unterstützung und zur Erfahrbarkeit der Kontingenz alternativer Praktiken führen. Solche zunächst passiven Gruppen sind für die Anschlussfähigkeit transformativer Ansätze an den Mainstream und den damit einhergehenden gesamtgesellschaftlichen Aushandlungsprozessen über zukünftige Entwicklungspfade, unter anderem aufgrund womöglich geringerer Widerstände gegenüber solcher Ansätze, nicht zu unterschätzen, um eine notwendige kritische Masse für die Institutionalisierung sozialökologischer Ideen zu erreichen (Abb. 1). Dass die Aktivitäten der Zugezogenen von der alteingesessenen Bevölkerung insgesamt positiv wahrgenommen werden, teilweise sogar eine gemeinsame Identifikation mit besagten Projekten stattfindet, bestärkt diese These (IP 3, IP 4, IP 7, IP 8).

Heckenbeck in der Region

Im zweiten Schritt der Analyse sollen die Verknüpfungen zwischen Heckenbeck und der Region untersucht werden, um mögliche Anschlusspotentiale und Diffusionswirkungen auch über Heckenbeck hinaus zu identifizieren. Hierbei interessiert einerseits die Beziehung zu politischen Entscheidungsträgern in der Kommune, im Landkreis und gegebenenfalls auch zu überregionalen Institutionen, da diese als Planungsträger für eine zukunftsfähige Raumordnung und Regionalentwicklung maßgebliche Akteure darstellen. Andererseits sind aber auch die zivilgesellschaftlichen Netzwerkstrukturen relevant, in welche die Heckenbecker Initiativen eingebettet sind und mitwirken.

Zunächst wurde die Heckenbecker Bevölkerung zu der gefühlten Außenwahrnehmung befragt. Dabei lassen sich Analogien zur Beziehung ‚Zugezogene-Alteingesessene‘ wiederfinden. Die Außenwahrnehmung hat sich mit der Zeit kontinuierlich verändert, von anfänglicher Skepsis, die in der Kernstadt und der Umgebung teils noch immer verfestigt ist, hin zu vermehrter Anerkennung von außen. Die ehemalige Ortsvorsteherin berichtet:

„Also vielen ist das suspekt. Mittlerweile weniger, aber das ist fremd und so ökiig. Manchen ist das aber wiederum sympathisch und die freuen sich, dass es so etwas gibt und machen dann auch mal einen Ausflug nach Heckenbeck. Ich glaube die Offenheit ist größer geworden“ (IP 4).

Ein Bewohner der Kernstadt Bad Gandersheim bestätigt eine Skepsis, die allerdings inzwischen abgeflacht ist:

„[E]s gibt schon auch so einen Blickwinkel: Die spinnen alle so ein bisschen [...]. Das ist alles so ein bisschen komisch und ungewohnt, [...] die haben erstmal so eine persönliche Distanz zu den Leuten, wie die aussehen, wie die sich geben und lehnen das dann ab. [...] Erstmal ist das ein relativ starker Graben. Aber trotzdem hat sich über die Zeit vieles bewährt [...] gegen diese Haltung“ (IP 2).

Durch die weniger intensiven persönlichen Kontakte und informellen Begegnungen scheint ein *Bridging* zu den benachbarten Orten (z.B. in die Kernstadt Bad Gandersheim) und der näheren Regionen schwerer erreichbar. Dennoch hat sich laut einiger Bewohner_innen die Außenwahrnehmung in den letzten Jahren verbessert. Dabei hat Heckenbeck auch von politischer Seite zunehmend Interesse geweckt. Anfänglich vor allem in der näheren Region (Stadt Bad Gandersheim, Landkreis Northeim), mittlerweile aber auch darüber hinaus:

Linking – Heckenbeck und Politik:

Bei Betrachtung des *Linking* als Teil des Sozialkapitals zeigt sich ähnlich wie beim *Bridging* eine deutliche Ausweitung der Beziehungsnetze innerhalb der letzten Jahre. Die anfängliche Skepsis hat sich gerade auf politischer Ebene zu Anerkennung umgekehrt. Ein Bad Gandersheimer erklärt:

„Das hat sich auch erst behauptet, weil das eben unverkennbar war, dass da eine Energie aus dem Dorf rauskommt, die auch in die Region wirkt und wenn dann die Leute aus Süddeutschland hierher ziehen, um ihr Kind auf die Schule zu schicken – und sonst sind das alles kleiner werdende Dörfer, die Stadt verliert auch an Einwohnerzahl, es gibt eigentlich keine Perspektiven [...] – dann hat das natürlich auch einen Reiz und dann ist es auch nicht abzulehnen [...]“ (IP 2).

Ein Heckenbecker bestätigt das wachsende politische Interesse an der örtlichen Entwicklung:

„Wie kann das passieren? Das ist dann das politische Interesse dahinter, warum uns mittlerweile auch die Politik so positiv gegenübersteht. [...] Es ist ja nicht irgendwie ein Strohfeuer, sondern es ist ja auch nachhaltig. Nachweislich nachhaltig“ (IP 3).

Diese Tendenz spiegelt sich auch in Papieren zur Regionalentwicklung wider: So ist Heckenbeck zum Beispiel im Rahmen des Integrierten Städtebaulichen Entwicklungskonzepts (vgl. ISEK 2016) der Stadt Bad Gandersheim in Planungs- und Entwicklungsprozesse eingebunden, die über Heckenbeck hinaus wirken. Hier werden beispielsweise Möglichkeiten des verbesserten ÖPNV im ländlichen Raum austariert, den das Dorf bereits seit längerer Zeit anstrebt. Darüber hinaus bestehen Kontakte zum Regionalmanagement des Landkreises Northeim, das die Entwicklung Heckenbecks ebenfalls positiv wahrnimmt (IP 6). Auf der Landkreisebene wird Heckenbeck im Regionalen Entwicklungskonzept (REK) der LEADER-Förderregion Harzweserland explizit als ein Best-Practice-Beispiel genannt, das mit anderen Orten mit besonderen Entwicklungskonzepten vernetzt und präsentiert werden soll (vgl. REK 2015, XV). Heckenbeck wird hier als Vorbild allerdings primär im Handlungsfeld Mobilität und Daseinsvorsorge

verortet und weniger wegen seiner sozialökologischen Bedeutsamkeit (ebd.). Die Mitarbeiter der Stadt Bad Gandersheim bestätigen darüber hinaus auch das wachsende bundesweite Interesse auch außerhalb des alternativ-ökologischen Milieus am Ort (IP 5, IP 7). Verschiedene regionale und überregionale politische Institutionen, wie der Niedersächsische Städte- und Gemeindebund, setzen sich ebenfalls mit Heckenbecker Entwicklung auseinander (IP 4). Auch eine prämierte Masterarbeit von Marit Schröder über die Lebensqualität in Heckenbeck hat den Blick von wissenschaftlicher, medialer und planerischer Seite auf den Ort gelenkt (IP 4, vgl. Schröder 2013). Auffallend ist allerdings, dass das Schwerpunktinteresse diesbezüglich insbesondere auf ökonomischen Aspekten und dem Gegentrend zum demographischen Wandel liegt und weniger auf den sozialökologischen Komponenten als Elementen einer Transformation. Eine Studie des Deutschen Instituts für Urbanistik (DIFU) und des Umweltbundesamts (UBA) untersuchte am Beispiel Heckenbeck zumindest die gewinnbringende Zusammenführung von Handlungsansätzen in den Feldern demographischer Entwicklung *und* Umweltschutz (vgl. Hollbach-Grömig et al. 2013, 53ff.). Zusammenfassend zeigen die Beziehungsmuster beim *Linking* folgende Merkmale:

Von politischer Seite wird die Entwicklung in Heckenbeck inzwischen sehr positiv wahrgenommen. Konkrete Unterstützungen sind meist eher symbolisch ausgestaltet, da die finanziellen Spielräume der lokalen und regionalen Planungsträger sehr beschränkt sind. Immerhin existiert keine Blockadehaltung gegenüber Initiativen aus der örtlichen Bevölkerung heraus, sondern es besteht eine Offenheit gegenüber den Ideen aus Heckenbeck und punktuell gibt es auch finanzielle (z.B. Schulneubau), institutionelle (z.B. Reglementierungen beim selbstbeplanten Neubaugebiet) und strukturelle (z.B. Bestandsgarantie des Kindergartens) Unterstützung von der Stadt und vom Landkreis. Mit ähnlichen Themen ist Heckenbeck inzwischen auch medial überregional präsent (vgl. Hildebrandt 2013; NDR 2016a; NDR 2016b; Wehmeyer 2011 u.a.) und die Berichterstattung sowohl lokal und überregional wird, anders als in der Anfangsphase der Gemeinschaftsentwicklung, inzwischen meist positiv wahrgenommen (IP 3, IP 4, IP 7).

Bei diesen vertikalen Beziehungen des *Linking* dominiert insgesamt das Interesse der politischen Organisationen an Heckenbeck und weniger deren Unterstützungsleistungen. Der Informationsfluss ist hier also eher von unten nach oben gerichtet als umgekehrt. Durch die Anerkennung im politischen Mainstream besteht hier ein großes Potential der Ideendiffusion gerade angesichts der positiven sozioökonomischen Begleiterscheinungen in der ansonsten schrumpfenden Region. Allerdings besteht hier gleichzeitig die Gefahr, dass Heckenbeck auf seinen Gegentrend zum demographischen Wandel reduziert wird und die für eine sozialökologische Transformation bedeutsamen, vielversprechenden Aspekte untergehen.

Einbettung der Initiativen in regionale Netzwerke

Die eher losen Beziehungen („weak ties“) auf der politischen Ebene stellen nur eine Dimension der vorhandenen regionalen und überregionalen Einbettung dar. Deutlich stärker eingebettet sind zahlreiche Projekte in regionale und teils auch überregionale Netzwerke.

Im ökologischen Bereich selbst sind die Vernetzungen der Initiativen (z.B. CSA, Heckenrose) in der näheren und weiteren Region divers und bieten hinsichtlich von regionalen Ökoprojekten bis zu den alternativen Szenen umliegender Mittel- und Oberzentren Anschlusspotentiale (z.B. Göttingen, Witzenhausen). Einerseits existieren eher geschlossene Netzwerke in Form des *Bonding*, die von wechselseitigem Ideentransfer, Anschubhilfen und Vertrauensstiftung innerhalb desselben sozialökologischen Milieus profitieren, aber auch weitgehend auf diese Zielgruppe beschränkt bleiben. Hierzu zählt beispielhaft die CSA, die in ein Netzwerk regionaler solidarischer Landwirtschaften eingebunden ist oder die Freie Schule, die deutschlandweit in ein Evaluationsnetzwerk Freier Schulen integriert ist. Zugleich bietet die Schule auch eine Anlaufstelle für Schulgründungsinitiativen, sodass hier auch eine Plattform zur Ideenstreuung besteht (IP 2, IP 3, IP 4, IP 8).

Daneben nutzen mehrere Projekte aber auch das *Bridging*, bei dem Menschen außerhalb des Ökomilieus angesprochen und integriert werden. Hervorzuheben ist hier der Verein Heckenrose, welcher über die ‚Transparenz Schaffen‘-Initiative in ein regionales Bildungsnetzwerk eingebettet ist. Dieses Netzwerk setzt sich aus unterschiedlichen Bildungsträgern zusammen, zu denen sowohl ökologisch als auch konventionell arbeitende Betriebe und Einrichtungen zählen und die auf regionaler Ebene in wechselseitigem Austausch miteinander stehen. Effekte der konkreten Ideenstreuung ergeben sich hier insbesondere auf Basis von Bildungsveranstaltungen, die vor allem Kinder und Jugendliche der weiteren Region ohne ökologische Vorprägung ansprechen und für Thematiken des Natur- und Umweltschutzes sowie der gesunden Ernährung sensibilisieren (IP 8). Auch der Mitglieder-Bioladen steht informell immer wieder im Fokus deutschlandweiter Dorfladen-Initiativen, die sich das Heckenbecker Modell anschauen und dabei nicht immer ökologisch orientierte Geschäftsmodelle im Blick haben, sondern generell an der Etablierung eines (Mitglieder-) Dorfladens Interesse zeigen. Ähnliche überörtliche Begegnungs- und Austauschprozesse lassen sich auch auf kultureller Ebene feststellen, z.B. durch Programme der Weltbühne, aber auch das seit drei Jahren stattfindende Weihnachtsdorf in Heckenbeck zieht Menschen aus der näheren Region nach Heckenbeck und ermöglicht es den Besucher_innen auf informelle Weise mit Projekten im Ort in Kontakt zu kommen. Anders als bei den ökologischen Initiativen können über die soziale und kulturelle Ebene offenbar eher Menschen aus dem nicht-alternativen Milieu erreicht werden (IP1, IP 2, IP 3, IP 8). Die Möglichkeit einer informellen, zufälligen Begegnung senkt hier offenbar die Hemmschwellen, sich mit neuen oder fremden Aspekten auseinanderzusetzen.

Potentiale der Übertragbarkeit

Bei der Untersuchung konkreter Fallbeispiele liegt die Frage nach der unmittelbaren Übertragbarkeit auf andere potentielle Transformationsräume nahe. Diese wird von den meisten Interviewten allerdings eher kritisch betrachtet, weil „bottom-up“-Prozesse nur bedingt plan- und steuerbar sind und die Heckenbecker Sondersituation des Zuzugs der impulsgebenden Pioniere nicht flächendeckend „reproduzierbar“ (IP 2) ist. Außerdem seien die in Heckenbeck gelebten Ideen noch „*so weit weg für viele Menschen in der Region*“ (IP 4; Unterstrichenes steht für besondere Betonung). Vielmehr sei es aus Sicht der Interviewten relevant, im Sinne der Transition-Town-Bewegung innerhalb der bestehenden Ortschaften Veränderungen anzustoßen. Dabei sei es, so die Erfahrung einer Heckenbeckerin, „*auf der sozialen Ebene [...] viel leichter sich zu treffen als auf der ökologischen Ebene*“ (IP 4).

Hier zeigt sich erneut, dass die Anknüpfungspunkte transformativer Elemente in Heckenbeck weniger auf der ökologischen, sondern vielmehr auf der sozialen Ebene bestehen. Dies ist keineswegs ungewöhnlich oder ein Zeichen gescheiterter Transformationsbemühungen. Laut Bernd Sommer und Harald Welzer müssen Transformationsprozesse „auf der Ebene des Sozialen ansetzen und nicht bei Themen wie Energie, Umweltschutz etc. Erst auf der Ebene des Sozialen entscheidet sich die Frage, wie eine Gesellschaft eigentlich aussehen soll, in der man leben will“ (2014, 68). An dieser Stelle wird die Frage nach dem „guten Leben“ (Andreas 2015) relevant: Gerade die Lebensqualität wird in Heckenbeck wissenschaftlich und medial sehr positiv beschrieben, was zu einer Breitenwirksamkeit ebenfalls beitragen kann (z.B. Schröder 2013). Einzelne Elemente und Projekte aus Heckenbeck können andernorts dabei durchaus als Denkanstöße dienen. Notwendiges Kriterium sind aber die Menschen vor Ort, die Dinge in die Hand nehmen und umsetzen (IP 7). Gerade die Vernetzung der Initiativen kann hierbei förderlich sein: Zum einen können strukturell offene Netzwerke lokale Positivbeispiele für außenstehende Interessierte erfahrbar machen und punktuell auch an traditionelle Milieus der Region andocken. Hierfür braucht es vor allem niedrigschwellige Anlaufstellen, die in letzter Zeit in Heckenbeck bereits vermehrt entstehen (z.B. Café, Dorfführungen, kleinere Seminare). Zum anderen tragen aber auch die geschlosseneren Netzwerke durch wechselseitige, innovative Befruchtung ihres Handelns zu Transformationsprozessen bei. Insgesamt bietet Heckenbeck als Transformationsraum diverse Möglichkeiten der Wirksamkeit von Projekten über die Lebenswelt der Pioniere hinaus. Durch die vorhandenen Beziehungen zwischen Alteingesessenen und Zugezogenen besteht hier zudem unmittelbares Anschlusspotential an ein konventionelles Umfeld.

Für Planungsträger und die Regionalentwicklung gilt es vor allem neuen Ideen und zivilgesellschaftlichem Engagement Raum zu geben, Bedürfnisse anzuhören und einzubinden, häufig bestehende institutionelle Barrieren aus dem Weg zu

räumen statt zu blockieren und dem Engagement gegebenenfalls eine öffentliche Plattform zu bieten, solange diese Beiträge für sozialökologische Transformationsprozesse liefern können. Das bereits in einigen Dörfern Südniedersachsens umgesetzte Modell der Dorfmoderation kann gerade für die ortsübergreifende Vernetzung ein sinnvolles Instrument darstellen. Das Ziel dieser Initiative ist es, auf der jeweiligen Dorfebene durch Anleitung von ortsansässigen, ausgebildeten Dorfmoderator_innen, die Dorfbevölkerung zu aktivieren, Brücken zwischen verschiedenen innerörtlichen Gruppen zu bauen, Engagement für die Umsetzung von gemeinsamen Projekten zu mobilisieren und sich darüber hinaus mit benachbarten Dörfern zu vernetzen (IP 6; vgl. LEB 2014). Gleichzeitig darf aber verstärktes zivilgesellschaftliches Engagement für Planungsträger in einem neoliberalen Zeitgeist nicht als Freifahrtschein zum Abwälzen öffentlicher Daseinsvorsorge erhalten. So betont der WBGU, dass neben den Change Agents auch der gestaltende Staat eine unverzichtbare Säule für eine sozialverträgliche Transformation darstellt (WBGU 2011, 215ff.).

Fazit

Heckenbeck ist ein Beispiel für vielfältig ausgestaltete Beziehungen und Netzwerkstrukturen sowohl innerhalb des Ortes als auch innerhalb der näheren und weiteren Region. Es existieren Netzwerke, die strukturell eher geschlossen sind und sozial auf bestimmte, oft alternativ eingestellte Gruppen beschränkt sind. Daneben sind aber auch zahlreiche Netzwerke entstanden, die strukturell offen sind und Informationsaustausche in andere Milieus ermöglichen. An dieser Stelle besteht das Potential, Ideen hinauszutragen und weitere, bislang kaum für ökologische Themen sensibilisierte Gruppen zu erreichen und womöglich Gräben zu überbrücken. In Heckenbeck wird deutlich, dass beide Netzwerkstrukturen vorhanden sind, sich mischen und dabei ihre jeweiligen Vorteile nutzen.

Change Agents kennzeichnen sich laut WBGU genau dadurch, dass sie einerseits eine soziale Außenseiterstellung gegenüber den Werten, Einstellungen und Praktiken der restlichen Gesellschaft innehaben und andererseits in förderliche Netzwerkstrukturen eingebunden sind, um günstige Gelegenheitsstrukturen der jeweiligen Zeit zu nutzen (vgl. WBGU 2011, 258). Heckenbeck zeigt in vielerlei Hinsicht, dass die Ortsgemeinschaft als Change Agent für eine sozialökologische Transformation fungiert. Zwar ist die konkrete Streuwirkung ökologischer Praktiken auf nicht-alternative Milieus bislang kaum festzustellen, die Akzeptanz und Anerkennung der erfolgreich umgesetzten Experimente legt jedoch bereits einen wichtigen Grundstein für weitere Wandlungsprozesse. Die Heckenbecker „Geschichten des Gelingens“ beschränken sich nicht nur auf die sozialökologischen Initiativen von alternativen Zugezogenen, sondern vermischen sich mit dem Engagement der alteingesessenen Dorfbewohner_innen und dringen entgegen aller anfänglichen Skepsis durch ihre Beständigkeit mittlerweile bis in die

Region, in die Wissenschaft und auch zu politischen Entscheidungsträgern durch. Die Ortschaft zeigt, dass sozialökologische Transformationsansätze und Suffizienzorientierung nicht mit Verzicht und Askese, sondern ganz im Gegenteil mit hoher Lebensqualität und Attraktivität in Einklang stehen können. Auch kann Heckenbeck als Beispiel dafür herhalten, dass die Umsetzung alternativer Lebenspraktiken auf dem Land nicht mit Exklusivität und Dogmatismus einhergehen müssen, sondern trotz bestehender Gräben und Barrieren ein Brückenbau möglich und lohnenswert ist – für das Streuen von Ideen und für ein funktionierendes, gemeinsames Miteinander.

Literatur und Quellen

- Andreas, M. (2013): Must Utopia be an Island? Positioning an Ecovillage within its Region. In: *Social Science Directory*, Jg. 2, Nr. 4, S. 9-18.
- Andreas, M. (2015): *Vom neuen guten Leben. Ethnographie eines Ökodorfes*, Bielefeld: Transcript.
- Babaei, H.; Ahmad, N. & S. Gill (2012): Bonding, Bridging and Linking Social Capital and Empowerment Among Squatter Settlements in Theheran, Iran. In: *World Applied Sciences Journal*, Jg. 17, Nr. 1, S. 119-126.
- Bathelt, H. & J. Glückler (2012): *Wirtschaftsgeographie*, 3. Auflage, Stuttgart: Ulmer.
- Epstein, S. (1994): Integration of the cognitive and the psychodynamic unconscious. In: *American Psychology*, Jg. 49, Nr. 8, S. 709-724.
- Flick, U. (2012): *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, 5. Auflage, Reinbeck: Rowohlt.
- Foucault, M. (1992): Andere Räume. In: Barck, K., Gente, P. & H. Paris (Hrsg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Reclam, Leipzig, S. 34-46.
- GEN (2016): *Ecovillage Transition Strategies*. Online unter: <http://gen.ecovillage.org/en/page/ecovillage-transition-strategies> (abgerufen am 4.12.16).
- Hahne, U. (2014): Vorwort. In: Hahne, U. (Hrsg.): *Transformation der Gesellschaft für eine resiliente Stadt- und Regionalentwicklung. Ansatzpunkte und Handlungsperspektiven für eine regionale Arena*, Dorothea Rohn, Detmold, S. 7-10.
- Hawkins, R. L. & K. Maurer (2010): Bonding, Bridging, and Linking. How Social Capital Operated in New Orleans following Hurricane Katrina. In: *British Journal of Social Work*, Jg. 40, S. 1777-1793.
- Heckenbeck-Online (o.J.): Startseite. Online unter: www.heckenbeck-online.de (abgerufen am 16.12.2016).
- Hildebrand, S. (2013): *Leben auf dem Land. Die Mischung macht's*. In: *Land und Forst*, Nr. 23, S. 60-61.
- Hollbach-Gröming, B.; Langel, N.; Göll, E. & C. Henseling (2013): *Demographischer Wandel. Herausforderungen und Handlungsempfehlungen für Umwelt- und Naturschutz. Teil II. Aufstockung des F+E-Vorhabens*. Online unter: <http://www.difu.de/publikationen/2013/demographischer-wandel-herausforderungen-und.html> (abgerufen am 18.06.2016)
- Hopkins, R. (2010): *Energiewende. Das Handbuch. Anleitung für zukunftsfähige Lebensweisen*, 2. Auflage, Frankfurt a.M.: Zweitausendeins.

- ISEK (2016): Integriertes Städtebauliches Entwicklungskonzept für die Stadt Bad Gandersheim.
- Kristof, K. (2010): Wege zum Wandel. Wie wir gesellschaftliche Veränderungen erfolgreicher gestalten können, München: Oekom.
- Kühnel, F. (2014): Von Verlusten, Peak Oil und Raumpionieren. Lokale Anpassungs- und Widerstandsstrategien in ländlichen Räumen. In: Hahne, U. (Hrsg.): Transformation der Gesellschaft für eine resiliente Stadt- und Regionalentwicklung. Ansatzpunkte und Handlungsperspektiven für eine regionale Arena, Dorothea Rohn, Detmold, S. 173-188.
- Kunze, I. (2009): Soziale Innovationen für eine zukunftsfähige Lebensweise. Gemeinschaften und Ökodörfer als Experimente. In: Eurotopia (Hrsg.): Gemeinschaften und Ökodörfer in Europa, Poppau: Einfach gut Leben e.V.
- LEB (Ländliche Erwachsenenbildung in Niedersachsen, 2014): Dorfmoderation. Online unter: <http://www.leb-niedersachsen.de/index.cfm/article/1494.html> (abgerufen am 16.12.2016).
- Mayring, P. A. E. (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken, 11. Auflage, Weinheim: Beltz.
- Meier Kruker, V. & J. Rauh (2005): Arbeitsmethoden der Humangeographie, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- NDR (2016a): Die Nordstory. Lust auf Dorf. Erstmalig gesendet am 04.03.2016 um 20.15 Uhr im NDR. 60 Minuten.
- NDR (2016b): Die Nordstory Spezial. Dorf macht glücklich. Erstmalig gesendet am 25.09.2016 um 20.15 Uhr im NDR. 90 Minuten.
- Polzin, R. (2015): Ein Dorf, das wächst. In: Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung & Deutsche Vernetzungsstelle Ländliche Räume (Hrsg.): Chance! Demographischer Wandel vor Ort. Ideen, Konzepte, Beispiele, S. 86-87.
- REK (Regionales Entwicklungskonzept, 2015): Handeln für den Wandel. Regionales Entwicklungskonzept Harzweserland. Zur Teilnahme am ILE- und LEADER-Auswahlverfahren für die Förderperiode 2014-2020 in Niedersachsen.
- Schröder, M. (2013): Lebensqualität im ländlichen Raum. Heckenbeck als Erfolgsmoder zukünftiger Dorfentwicklung? Masterarbeit an der HAWK.
- Sommer, B. & H. Welzer (2014): Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne, Oekom, München.
- WBGU (= Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Hauptgutachten 2011, WBGU, Berlin.

- WBGU (= Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2014): Klimaschutz als Weltbürgerbewegung. Sondergutachten, WBGU, Berlin.
- Wehmeyer, A. (2011): Die Mischung macht's. In: Land in Form, Nr. 4, S. 24.
- Welzer, H.; Giesecke, D. & L. Tremel (2014): FuturZwei Zukunftsalmanach 2015/2016, 2. Auflage, Frankfurt a.M.: Fischer.
- Wessel, K. (1996): Empirisches Arbeiten in der Wirtschafts- und Sozialgeographie, Paderborn: Ferdinand Schönigh.
- Witzel, A. (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Social Research, Nr. 1, Jg. 1, Art. 22. Online unter: <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/viewArticle/1132/2519> (abgerufen am 13.12.16).

Werkstätten des Wandels? – Essbare Städte und ihr Beitrag zur sozial-ökologischen Transformation

Maria Kaiser

Abstract

In many towns and cities, urban gardening and urban farming projects have become local answers to global crisis. The German city of Andernach and Todmorden in England are pioneers of a specific form of urban gardening: They are „edible cities“, where fruits and vegetables are grown on public ground and everyone is allowed to pick them. Accompanied by local events around food, this concept is meant to re-connect people with their food, stimulate conversations and make public space accessible for everyone. Both cities gained international reputation. This article introduces the concept of edible cities by describing and analysing the projects in Andernach and Todmorden as case studies. Focussing on the different areas of community resilience – social, economic and ecological capital – it aims to show in which ways the projects contribute to transform the place and the community. Presenting both a bottom-up and a top-down approach, the paper argues that the success and potential benefit of the edible city concept depend a lot on the local context, while in general it can work anywhere. Therefore, edible cities can function as workshops of change towards a more sustainable society.

Hintergrund

Aktivist_innen, NGOs und Vertreter_innen der Politik stellen die Forderung nach einer Form der Transformation, die die gegenwärtigen ökologischen Krisen nicht alleinstehend, sondern als ökologische *und* soziale Frage behandelt. Während diese sozial-ökologische „große Transformation“ (WBGU 2011, 1) jedoch noch fern und abstrakt wirkt, gibt es überall auf der Welt bereits lokale Initiativen, die ganz konkret am Wandel arbeiten. Vielerorts kehren beispielsweise Nutzpflanzen in die Städte zurück – urbane Gärten entstehen, in denen sich Menschen verschiedenster Hintergründe begegnen und das Gärtnern als identitätsstiftende oder auch politische Praxis zelebrieren (vgl. Müller 2012, 28f.).

Auch die englische Kleinstadt Todmorden und das deutsche Andernach am Rhein haben ihre eigene Antwort auf die gegenwärtigen sozialen und ökologischen Krisen gefunden. In den beiden Orten hat sich eine besondere Form der urbanen Nahrungsmittelproduktion entwickelt: Todmorden und Andernach sind „essbare Städte“, in denen auf öffentlichen Flächen Gemüse und Obst wächst – und Betreten und Pflücken ist nicht nur für alle Bürger_innen erlaubt, sondern sogar erwünscht. Diese Idee begeistert viele Menschen und regt zur Nachahmung an. Inzwischen folgen etwa 500 Gruppen weltweit dem Beispiel Todmordens (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Auch die Essbare Stadt Andernach ist durch intensive Medienberichterstattung international bekannt geworden und ein Vorbild für viele andere deutsche Kommunen (vgl. Interview 3, 27.04.2016; Kosack 2016, 144).

Können solche Projekte tatsächlich die Gesellschaft hin zu mehr ökologischer Nachhaltigkeit und sozialer Gerechtigkeit verändern? Dieser Frage widmet sich der vorliegende Beitrag. Um das transformative Potential der Projekte zu untersuchen, wird auf das Konzept der Resilienz von Gemeinschaften (engl. „*community resilience*“) zurückgegriffen: Inwiefern tragen die beiden Projekte dazu bei, in den jeweiligen Orten das soziale, ökonomische und ökologische Kapital zu erhöhen? Und funktioniert dies nur in Einzelfällen oder ist das Konzept der „essbaren Stadt“ auf andere Kontexte übertragbar?

Urbane Gärten als politische Orte

Urban Gardening, das Gärtnern im städtischen Raum, hat in letzter Zeit zunehmend an Bedeutung gewonnen und ist ins öffentliche Interesse gerückt. Ein Grund dafür ist sicher der soziale Aspekt: Viele der neuen Gartenprojekte sind explizit auf Gemeinschaft und Begegnung ausgerichtet. In vielen europäischen Städten entdecken immer mehr Bürger_innen das Gärtnern als neue sinnstiftende oder gar politische Praxis (vgl. Müller 2012, 23f.). Häufig sind Gartenprojekte eine Antwort auf die globale Ressourcenkrise und eine Form der Kritik am aktuellen System der industrialisierten Landwirtschaft und am Wachstumsparadigma. Der lokale Anbau von Gemüse und Obst als klimaneutrale Alternative zu weitgereistem Essen aus dem Supermarkt, die eigene Reproduktion von Saatgut und die Kultivierung alter Sorten, all das sind praktische Ansätze, um der Globalisierung und Ökonomisierung von Lebensmitteln entgegenzuwirken (vgl. Müller 2012, 25f.). Die vielen neuen Bewegungen, die rund um das Thema Lebensmittel entstehen, zeigen die politische Dimension unserer Nahrung. Sie alle verbindet ein gewisser Pragmatismus, der Wille, Alternativen vorzuleben und der Glaube an Veränderung aus dem Kleinen, Lokalen heraus. So sind Projekte des städtischen Lebensmittelanbaus manchmal schon Räume oder Werkstätten eines von unten heraus angetriebenen Wandels (ebd., 28f.).

Urbaner Nahrungsmittelanbau kann allerdings auch eine innovative Strategie zur Gestaltung des urbanen Grüns sein. Dieser Begriff bezeichnet generell alle Grünflächen der Stadt, sowohl im öffentlichen Raum als auch in Wohngebieten (vgl. Becker, Hübner & Krüger 2014, 6). Grüne Freiräume sind für Städte zentral, weil sie Orte der Entspannung, der Freizeitbeschäftigung und der Begegnung sind und weil sie das Stadtklima verbessern (ebd., 8f.). Für eine resiliente und nachhaltige Stadtgestaltung ist das urbane Grün von großer Bedeutung.

Das Konzept der „Essbaren Städte“

Prägt der Lebensmittelanbau sichtbar das Stadtbild, lässt sich von einer „Essbaren Stadt“ sprechen. Bisher gibt es keine gängige Definition dieses Begriffs, auch wenn er zunehmend in den Medien und in Publikationen Verwendung findet (vgl. z.B. Becker, Hübner & Krüger 2014, 9). In diesem Artikel definiert die Bezeichnung „Essbare Stadt“ ein Städtekonzept, bei dem auf öffentlichen, allen zugänglichen Flächen essbare und nutzbare Pflanzen für alle Menschen zur freien Verfügung angebaut werden. Damit wird ein Konzept beschrieben, „das öffentlichen Grünflächen in den Städten mehrere Funktionen gleichzeitig gibt“ (Interview 5, 29.04.2016). Diese Funktionen umfassen den materiellen Wert, also die Ernte, darüber hinaus aber auch einen ästhetischen Wert, einen ökologischen Wert durch die Wahrung und Förderung von Biodiversität, einen öko-pädagogischen Wert durch die diversen Bildungsmöglichkeiten, die entstehen, sowie einen sozialen Wert durch die Einbindung aller Bevölkerungsgruppen (ebd.). Der Produktionsaspekt steht nicht im Vordergrund. Das Essen ist zwar bewusst als zentrales Element gewählt worden, weil es Menschen verbindet und zu Konversationen anregt (vgl. Interview 2, 25.04.2016), je nach Ausprägung kann der Schwerpunkt aber auf den sozialen, ökologischen oder ästhetischen Faktoren liegen oder alle gleichermaßen betonen. Öffentliche Grünflächen werden dabei kreativ und vielseitig genutzt und zeigen, wie viele positive Effekte Lebensmittel in der Stadt nicht nur Einzelnen, sondern der ganzen Gesellschaft bringen können. Das Konzept umfasst dabei auch Aktionen rund um Ernährung und Nahrungsproduktion, die über den reinen Anbau hinausgehen, bspw. Feste oder Bildungsprojekte. Die Auswahl, Gestaltung und Pflege der Flächen sowie die Durchführung der Aktionen kann entweder durch die Bürger_innen selbst geschehen, oder aber von der Verwaltungsebene der Städte und Gemeinden übernommen werden, zu deren Aufgabenbereich es gehört, urbanes Grün in der Stadt zu integrieren. Somit kann die „Essbare Stadt“ ein Element des Stadtkonzepts sein, das je nach Schwerpunktsetzung unterschiedlich umgesetzt wird.

Gemeinschaftliche Resilienz als Element der Transformation

Angesichts der vielen globalen Krisen spielt die Resilienz von Orten eine Schlüsselrolle für ihre Zukunftsfähigkeit. Resilienz bezeichnet die Widerstandsfähigkeit von Systemen gegenüber äußeren Störungen oder Veränderungen (vgl. Hopkins 2014, 41). Zunächst wurde der Begriff hauptsächlich für den ökologischen Bereich verwendet, um die Reaktion von Ökosystemen auf äußere Einflüsse zu beschreiben. Ab den 1970er Jahren wurde er dann auch auf menschliche Gesellschaften übertragen (vgl. Wilson 2012, 15). Auf lokale oder

regionale Ebene bezogen bedeutet gemeinschaftliche Resilienz also die Fähigkeit von sozialen Gruppen oder Gemeinschaften, mit externen Störungen oder Belastungen, die aus gesellschaftlichen, politischen oder ökologischen Veränderungen resultieren, umzugehen, sich anzupassen und wieder zu organisieren (ebd., 17). Diese Widerstands- und Anpassungsfähigkeit aufzubauen, ist angesichts der globalen Erwärmung und der verschiedenen wirtschaftlichen Krisen enorm wichtig.

Tab. 1: Indikatoren für resiliente Gemeinschaften
(Quelle: eigene Darstellung nach Wilson 2012, 28f.)

Resilienz durch...	Indikatoren (Auswahl)
Hohes ökonomisches Kapital	<ul style="list-style-type: none"> • Ökonomischer Wohlstand • Geringe Abhängigkeit von externer Unterstützung • Vielfältige Wirtschaftszweige
Hohes Sozialkapital	<ul style="list-style-type: none"> • Enge Interaktionen in der Bevölkerung • Verfügbarkeit von Bildung und Weiterbildung • Gleichberechtigung der Geschlechter, <i>Empowerment</i> von Minderheiten • Gute Gesundheitsversorgung • Gute Kommunikation zwischen gesellschaftlichen Gruppen • Offenheit (für Veränderungen) • Demokratische Partizipationsmöglichkeiten
Hohes ökologisches Kapital	<ul style="list-style-type: none"> • Biologische Vielfalt • Gute Wasserqualität und -verfügbarkeit • Verlässliche Erträge in der landwirtschaftlichen Produktion • Nachhaltige Bodenbewirtschaftung • Nachhaltige Ressourcennutzung • Lokale Energieversorgung • Niedriger ökologischer Fußabdruck

Zur Konzeptualisierung der *community resilience* können Indikatoren genutzt werden (Tab. 1), die das ökologische, das ökonomische und das soziale Kapital innerhalb einer Gesellschaft bemessen. Resilient sind Gemeinschaften dann, wenn sie in diesen drei Bereichen über ein hohes Kapital verfügen sowie dazu befähigt sind, diese verschiedenen Arten von Kapital aufrecht zu erhalten bzw. langfristig zu vermehren (vgl. Wilson 2012, 20ff.). Zur Einschätzung der Resilienz in Todmorden und Andernach wurde auf diese Indikatoren zurückgegriffen.

Die Pioniere essbarer Städte: Todmorden und Andernach

Zwei Städte waren Vorreiter dabei, die Vision einer essbaren Stadt Wirklichkeit werden zu lassen.

Todmorden ist eine englische Kleinstadt mit 15.481 Einwohner_innen (Stand 2011, Office for National Statistics 2013). Sie ist im Bezirk Calderdale in West Yorkshire gelegen. In der Industriellen Revolution des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelte sich Todmorden zu einem prosperierenden Zentrum der Baumwollverarbeitung. Im Rahmen der Rezession nach dem zweiten Weltkrieg erlebte die Stadt jedoch einen wirtschaftlichen Niedergang. Geschäftsschließungen und wirtschaftliche Probleme zwangen viele Einwohner_innen zum Pendeln. Der lokale Markt hatte Schwierigkeiten, gegen die Konkurrenz der Supermärkte zu bestehen (vgl. Warhurst & Dobson 2014, xiii ff.). Seit 2008 gibt es *Incredible Edible Todmorden* (dt. Unglaublich Essbares Todmorden), eine Gruppe von Einwohner_innen, die sich zusammengeschlossen haben, um ihre Stadt stärker und gesünder zu machen und seitdem viele Projekte rund um Lebensmittel durchgeführt haben. Der Ausgangspunkt dabei war die Bepflanzung öffentlicher Flächen mit Nutzpflanzen wie Gemüse und Kräutern (ebd., 29f.).

Andernach liegt in Rheinland-Pfalz direkt am Rheinufer und ist mit 29.202 Einwohner_innen ebenfalls eine eher kleinere Stadt (Stand 2014, vgl. Bertelsmann-Stiftung 2016). Der Ort kann auf eine mehr als 2000jährige Geschichte zurückblicken und verfügt über Sehenswürdigkeiten, z.B. eine gut erhaltene Stadtmauer. Eine Attraktion für Besucher_innen und Einheimische ist auch der nahe gelegene Kaltwassergeysir. 2008 wurde von der Stadt und der ortsansässigen Perspektive gGmbH, einer Gesellschaft zur Beschäftigung und Qualifizierung Langzeitarbeitsloser, ein Projekt im Stadtteil Andernach-Eich ins Leben gerufen. Dort entstand eine Permakulturanlage mit dem Namen Lebenswelten, die von den Mitarbeiter_innen der Perspektive gGmbH bewirtschaftet wird (vgl. Boomgarden 2016, 40ff.). 2010 folgte dann im Rahmen der Kampagne Essbare Stadt Andernach die Bepflanzung öffentlicher Flächen in der Innenstadt mit Nutzpflanzen (vgl. Kosack 2016, 140).

Methodik

Als Erhebungsmethode für die vorliegende Studie wurden leitfadengestützte Expert_innen-Interviews gewählt. Es wurden Personen befragt, die aufgrund ihrer Beteiligung an den Projekten *Essbare Stadt Andernach* und *Incredible Edible Todmorden* spezifische Kenntnisse besitzen. Dabei waren sowohl konzeptuelle Hintergründe der Projekte als auch Fragen in Bezug auf die Durchführung und die Auswirkungen von Interesse, je nach befragter Person mit veränderter Schwerpunktsetzung. Um verschiedene Themenbereiche abdecken zu können, wurden Personen ausgewählt, die unterschiedliche Funktionen in den Projekten

erfüllen. Somit wurden sowohl Projektinitiator_innen als auch hauptamtliche Mitarbeiter_innen und Ehrenamtliche befragt. Insgesamt wurden sechs Interviews (n=6) durchgeführt, persönlich oder via Skype. In den Gesprächen wurden Entstehung, Funktionsweise und Finanzierung der Projekte thematisiert. Darüber hinaus gaben die Befragten ihre Einschätzungen zu Partizipationsmöglichkeiten, Kommunikation zwischen den Projektbeteiligten, Schwierigkeiten sowie der transformativen Wirkung der Initiativen preis.

Die Auswertung der Interviews geschah anhand von deduktiv aus der theoretischen Basis entnommenen und induktiv aus dem Material erarbeiteten Kategorien in Form einer qualitativen Inhaltsanalyse, angelehnt an das Verfahren von Mayring (vgl. Flick 2012, 409ff.). Dabei wurden die Interview-Transkripte zunächst auf die relevanten Aussagen reduziert. Anschließend wurde das Material anhand von Kategorien strukturiert (Tab. 2), die passenden Aussagen wurden herausgefiltert und paraphrasiert oder als Zitate wiedergegeben (vgl. Meier Kruker & Rauh 2005, 80). Die Entwicklung der Kategorien erfolgte anhand von Literatur zur sozial-ökologischen Transformation und anhand des empirischen Materials und orientierte sich an Leitfragen.

Tab. 2: Kategorisierung (Auswahl)

Überkategorie	Unterkategorie	Leitfragen
Idee	Motivation	Was waren die Beweggründe der Initiator_innen?
Umsetzung	Akteur_innen	Welche Personen oder Organisationen sind beteiligt?
	Partizipation	Welche Möglichkeiten gibt es, sich einzubringen?
	Herausforderungen	Welche Probleme gab es? Wie wurde mit ihnen umgegangen?
Reichweite	Bekanntheit	Ist das Projekt überregional bekannt?
	Übertragbarkeit	Ist das Konzept in andere Städte übertragbar? Was ist dabei zu beachten?
Auswirkungen	Soziale Gerechtigkeit	Können unterprivilegierte Gesellschaftsmitglieder am Projekt teilhaben?
	Bildung	Gibt es Zusammenarbeit mit Schulen oder anderen Bildungsinstitutionen?
	Gemeinschaftsbildung	Inwiefern fördert das Projekt die Gemeinschaft und den Zusammenhalt in der Stadt?
	Ökologische Nachhaltigkeit	Inwiefern kann oder soll durch das Projekt Klimaschutz betrieben werden?
	Ökonomische Auswirkungen	Inwiefern profitiert die lokale Wirtschaft von dem Projekt?
	Resilienz	Inwiefern erhöht das Projekt das soziale, ökologische oder ökonomische Kapital der Stadt?

Ergebnisse: Entstehung und Funktionsweise

Die beiden Projekte sind unabhängig voneinander entstanden. Im Folgenden soll dargestellt werden, in welchem lokalen Kontext sie sich entwickelten, wer die treibenden Kräfte waren und wie das Konzept jeweils konkret umgesetzt wird.

Motivation

„*We're not doing it because we're bored. We're doing it because we want to start a revolution*“ (Warhurst 2012, Min. 01.18).

Todmorden

Die Idee, *Incredible Edible Todmorden* (im Folgenden auch: *IET*) zu gründen, fußte auf dem Bedürfnis, etwas Konkretes, Praktisches zu tun, was den Umweltproblemen entgegenwirkte (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Dies geschah auch aus dem Bewusstsein heraus, dass die nicht-nachhaltige Lebensweise der letzten Jahrzehnte für diese Probleme mitverantwortlich war: „*[W]e've realized we've created a problem that our children are going to inherit. So we now have to become part of the resolution to the problem that we created*“ (Interview 2, 25.04.2016). Im Frühjahr 2008 wurde von den Initiatorinnen – einigen Einwohnerinnen Todmordens - ein erstes öffentliches Treffen in einem Café einberufen. Etwa 60 Bürger_innen nahmen an dem Treffen teil und die Idee, ein Projekt rund um Lebensmittel zu starten, fiel auf fruchtbaren Boden (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 29f.). Bald darauf begann das Projekt in Form von „Guerilla Gardening“, wobei *IET* den Begriff „propaganda planting“ (ebd., 32), also Propaganda-Bepflanzung, bevorzugt (ebd., 11):

Die Aktivist_innen pflanzten heimlich Gemüse und Blumen auf öffentliche Flächen, die zuvor ungenutzt, unbeachtet oder vernachlässigt gewesen waren. Sie wählten dafür auffällige Orte und verbanden ihre Bepflanzung mit der Aufforderung an alle, sich selbst am Gemüse zu bedienen. Durch diese Sichtbarkeit und auch durch beginnendes Medieninteresse gewann das Projekt bald an Bekanntheit und prominenten Unterstützer_innen (ebd., 32f.). Im Laufe der folgenden Jahre wurde *IET* immer weiterentwickelt. Inzwischen ist das Projekt etabliert, international bekannt und bietet diverse Möglichkeiten, sich in der Gemeinschaft zu engagieren.

IET ist auf einigen Grundüberzeugungen aufgebaut: Die Menschen begreifen sich nicht als Opfer der Umstände, sondern als Handelnde mit Fähigkeiten und Talenten, die zum Wohle der Gemeinschaft eingesetzt werden können. Zudem gehen sie davon aus, dass jede_r Einzelne selbst Verantwortung hat und an der Veränderung mitarbeiten muss, wenn Probleme gelöst werden sollen. Somit liegt ein Fokus darauf, einfach mit dem Handeln zu beginnen, anstatt lange zu diskutieren: „Just start“ (Warhurst & Dobson 2014, 9). Wenn ein Ort florieren soll, müssen *IET* zufolge drei Kernbereiche gleichermaßen gefördert werden:

„community“ (Gemeinschaft), „learning“ (Lernen bzw. Bildung) und „business“ (Wirtschaft, mit besonderem Fokus auf der landwirtschaftlichen Produktion). *IET* versucht, immer wieder neue Projekte zu initiieren, die in diesen drei Bereichen Wirkung zeigen. Der Anbau von Nahrungsmitteln ist hierbei nicht der einzige und eigentliche Zweck von *IET* (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Vielmehr stellt das Thema „Essen“ als verbindendes Element den Anstoß für Konversationen und den Ansatzpunkt für Veränderungen in diversen Bereichen dar. Essen ist elementarer Bestandteil des Alltags, spielt eine wichtige Rolle in den Festen jeder Religion und jeder Kultur und verbindet alle Menschen, egal welchen Hintergrund sie haben: „[E]veryone celebrates by sharing food. So we used food to start a conversation with people“ (Interview 2, 25.04.2016). Das Pflanzen von Gemüse und Obst im öffentlichen Raum erregt Aufmerksamkeit und verleitet die Menschen zu Nachfragen, Anregungen und Diskussionen. *IET* versucht dadurch, verschiedene Gruppen von Menschen miteinander in Kontakt zu bringen und Freundlichkeit und Fürsorge in der Gemeinschaft zu fördern (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Es geht bei *IET* also sehr stark auch um gemeinschaftliche Resilienz (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 217f.). Die Vision ist, eine starke Gesellschaft zu gestalten, in der Menschen füreinander sorgen und einander auch in Krisensituationen helfen: „[I]f you’ve grown kindness and community along with the food, when trouble comes, everyone will look after each other and everybody has something“ (Interview 2, 25.04.2016). Viele Veränderungen lassen sich schon beobachten und bestärken die Aktiven in ihrer Arbeit, die sie auch in Zukunft fortführen werden: „We call it a forever project“ (Warhurst & Dobson 2014, 259).

Andernach

2008 entwickelte die Stadt Andernach ein Projekt, mit dem für die Klient_innen der Langzeitarbeitslosenbeschäftigungsgesellschaft Perspektive gGmbH sinnstiftende Arbeit generiert werden sollte (vgl. Interview 3, 27.04.2016). Das Konzept beruhte auf der Idee, den ganzheitlichen Permakulturansatz zu nutzen, um auf einer Brachfläche einen festen Ort für die Beschäftigung der Maßnahmeteilnehmer_innen entstehen zu lassen. Permakultur ist ein Design-Prinzip, das dazu dient, ganzheitliche Systeme zu schaffen, die sich wie ein Ökosystem selbst erhalten und in denen die einzelnen Elemente einander optimal ergänzen. Dieses Prinzip kann auf landwirtschaftliche, aber auch auf architektonische, technische oder soziale Systeme angewendet werden und gilt als nachhaltiger Lösungsansatz für viele Herausforderungen (vgl. Hemenway 2015, xii). Motivation für das Projekt in Andernach war die Überlegung, dass der Ansatz der Permakultur mit seiner Ausrichtung auf die grundlegenden menschlichen Bedürfnisse geeignet sein könnte, um Menschen in „multiplen Problemlagen“ (Interview 3, 27.04.2016) zu unterstützen. Das inzwischen 14 Hektar große Gelände mit dem Namen „Lebenswelten“ (oder auch schlicht „Permakultur“) befindet sich in städtischer Randlage in Andernach-Eich. Die Anlage gehört aufgrund ihrer periurbanen Lage

nicht direkt zur *Essbaren Stadt*, ist aber in vielen Aspekten mit ihr verbunden, da sie deren „Keimzelle“ darstellt (Kosack 2016, 143).

2010, im „Jahr der Biodiversität“, wurde das Projekt als Kampagne *Essbare Stadt Andernach* (im Folgenden auch: *ESA*) in die Innenstadt transferiert (vgl. Kosack 2016, 140). Ohne bereits über ein komplett ausgearbeitetes Konzept zu verfügen, ließ die Stadtverwaltung 101 Tomatensorten entlang der Stadtmauer pflanzen (vgl. Interview 5, 29.04.2016) und ersetzte das vorher übliche Prinzip „Betreten verboten“ durch ein neues Paradigma: Sie erlaubte Bürger_innen und Besucher_innen das Betreten der Flächen und das Ernten des Gemüses (vgl. Interview 3, 27.04.2016).



Abb. 1: Gemüse und Obst an der Stadtmauer Andernachs (Quelle: eigene Aufnahme)

Aufgrund des Erfolgs wurde das Projekt in den folgenden Jahren immer weiter ausgebaut und weiterentwickelt: „*Die Essbare Stadt [...] ist quasi biologisch so gewachsen*“ (Interview 5, 29.04.2016). Ein großer Erfolgsfaktor war die Reaktion der Medien. Das öffentliche Interesse an der *ESA* war enorm, viele Fernseh- und Radiosender sowie Zeitungen berichteten über das Projekt. Die Bekanntheit und das Image der Stadt Andernach stiegen durch die Berichterstattung deutlich an. Dies trug auch zur Zufriedenheit der Andernacher Bevölkerung und der Politiker_innen mit dem Projekt bei (vgl. Interview 3, 27.04.2016).

Die *ESA* hat das Ziel, „*in der Stadt Lebensmittel zu demonstrieren, zu präsentieren*“ und „*Lebensmittel in den Lebensmittelpunkt*“ zu holen (Interview 5, 29.04.2016). Die Bepflanzung öffentlicher Flächen mit Gemüse und Obst soll Biodiversität

erfahrbar und begreifbar machen und sie soll gerade die Menschen, die wenig Bezug zu Landwirtschaft haben, auf durchaus auch emotionale Weise mit dem Anbau von Lebensmitteln in Berührung bringen (ebd.). Zudem soll die Möglichkeit, in der Stadt „Natur“ zu erfahren, die Stadt lebendiger und lebenswerter machen. Durch die Bepflanzung mit Nutzpflanzen werden öffentliche Flächen interessanter, erlebbarer und von Bürger_innen wieder mehr als Räume wahrgenommen, die allen gehören (vgl. Boomgarden 2016, 14).

Umsetzung

„*Success has many fathers, but failure is an orphan*“ (Interview 2, 25.04.2016).

Todmorden

Das grundlegende Motto von *IET* ist ‚if you eat you’re in‘ (‚Wenn du isst, bist du dabei‘), also kann prinzipiell jede_r beteiligt sein (vgl. Interview 1, 25.04.2016). Ein wichtiger Punkt ist, dass das gesamte Projekt von Freiwilligen durchgeführt wird. Der Newsletter erreicht über 300 Personen (Stand April 2016), an der regelmäßigen Gartenarbeit beteiligen sich 10 bis 15 (Interview 2, 25.04.2016). Diese Kerngruppe pflanzt Obst und Gemüse in der Stadt. Die Grundidee ist, dass die Aktiven die Nutzpflanzen nicht für sich, sondern für alle anbauen: „*That is our whole ethos, it’s to grow for other people*“ (Interview 2, 25.04.2016). Ein zentraler Aspekt von *IET* ist daher, dass jede_r von den öffentlichen Flächen ernten darf, auch ohne sich bei der Gartenarbeit oder anderweitig zu beteiligen. Bei Großprojekten wie der Pflanzung eines Gemeinschaftsobstgartens 2009 halfen über 100 Einwohner_innen Todmordens mit (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 45). Bei Veranstaltungen und Festen kooperieren die Aktiven von *IET* zudem mit anderen Ehrenamtlichen oder gemeinnützigen Gruppen im Ort (vgl. Interview 1, 25.04.2016). Neben der Kerngruppe von *IET* gibt es verschiedene Ableger, die inzwischen separate Projekte darstellen, von anderen Personen durchgeführt werden und auch anders organisiert sind. Das ist zum einen die *Incredible Farm*, ein gemeinnütziger landwirtschaftlicher (Lehr-)betrieb mit einem Waldgarten, in dem junge Menschen auch den kommerziellen Anbau von Lebensmitteln nach Prinzipien der Permakultur lernen können (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 151ff.). Zum anderen ist als weiteres gemeinnütziges Unternehmen der *Incredible AquaGarden* entstanden (vgl. Interview 1, 25.04.2016), ein Lernzentrum für Aquaponik und Hydrokulturen, das an die Todmorden High School angeschlossen ist. Bei beiden Betrieben können Berufsausbildungen absolviert werden (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 236ff.). Die Schulen in Todmorden sind auch generell stark in *IET* eingebunden (ebd. 133ff.).

Bei ehrenamtlichen, aus der Bevölkerung heraus organisierten Projekten kann die Kommunikation zwischen den örtlichen Behörden und den Freiwilligen Schwierigkeiten bereiten. Unterschiedliche Erwartungen, bürokratische Vorschriften und begrenzte Ressourcen führen häufig zu Missverständnissen. Diese

Situation wird in Todmorden durch eine Kontaktperson vereinfacht: Eine Nachbarschaftsordinatorin, die beim Gemeinderat Calderdales beschäftigt und unter anderem für die Stadt Todmorden zuständig ist, stellt ein Bindeglied zwischen den Bürger_innen und der Stadtverwaltung dar. Zu ihren Aufgaben gehört es, bürgerschaftliches Engagement zu erleichtern, Aktivist_innen, gemeinnützige Gruppen und Vereine zu unterstützen und die Kommunikation mit den Ämtern und der Verwaltung zu vereinfachen. Die Koordinationsstelle ist ein wichtiger Anlaufpunkt für Menschen, die sich engagieren wollen (vgl. Interview 1, 25.04.2016).

Andernach

Das Selbstbedienungsprinzip gilt auch in Andernach: „*In der Stadt darf jeder Bürger oder auch Tourist sich nehmen, was er möchte, aus den Beeten*“ (Interview 3, 27.04.2016). Dieses Konzept ist allerdings „*aus der Situation heraus geboren*“ (Interview 5, 29.04.2016), da die Stadtverwaltung zunächst nicht wusste, wie sie die Ernte vermarkten sollte. Inzwischen ist das Selbst-Ernten ein großer Sympathieträger des Projekts geworden. Laut Aussage der Stadtverwaltung funktioniert der pragmatische Ansatz: „*Es wird total genutzt, ja*“ (Interview 5, 29.04.2016). So hätten sich Befürchtungen, die reifen Früchte könnten auf den Flächen liegen bleiben, nicht bestätigt.

Die *ESA* ist von der Stadtverwaltung Andernach und der Perspektive gGmbH geplant und umgesetzt worden. Somit ist sie, zumindest im Vergleich mit Todmorden, ein Top-Down-Projekt (vgl. Interview 5, 29.04.2016). Für die Planung und Umsetzung ist ein Team der Stadtverwaltung in Kooperation mit der Perspektive gGmbH zuständig. Die Mitarbeiter_innen der Stadt nehmen je nach ihrem Fachbereich verschiedene Zuständigkeiten wahr. Gepflegt werden die Flächen von den Klient_innen der Beschäftigungsgesellschaft unter sozialarbeiterischer Betreuung und Anleitung von Gärtner_innen. Dafür sind auf dem Permakulturgelände etwa 20 und in der Stadt etwa 12 Maßnahmeteilnehmer_innen zuständig, die über unterschiedliche Förderinstrumente der Arbeitsverwaltung beschäftigt werden (vgl. Interview 3, 27.04.2016). Zudem sind Schulen und Kindergärten gut eingebunden. Bürgerschaftliches Engagement ist auch vorhanden, aufgrund des Top-Down-Charakters allerdings in eher geringem Ausmaß. In diesem Aspekt ist das Konzept noch ausbaufähig (vgl. Interview 5, 29.04.2016): „Zunehmend ist es das Ziel, auch Bürgerinnen und Bürger mit in die Verantwortung einzubeziehen“ (Kosack 2016, 142), beispielsweise durch Beepatenschaften für Vereine, Senior_innen oder Schüler_innen (ebd.).

Finanzierung

„*They just want to do what they do. And they don't need money to do it*“ (Interview 1, 25.04.2016).

Todmorden

IET ist als gemeinnützige Organisation registriert und finanziert sich fast ausschließlich über freiwillige Zahlungen für Vorträge und Führungen. Dabei sind die Beträge variabel und an den Möglichkeiten der Spender_innen orientiert: Unternehmen mit einem größeren Budget werden dazu angehalten, mehr zu spenden, während kleinere Gruppen niedrigere Beträge spenden. Falls Interessierte über keine finanziellen Kapazitäten verfügen, können sie auch Sachspenden geben oder kostenlos teilnehmen (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Die Organisation beantragt keine finanzielle Unterstützung von den kommunalen Behörden (vgl. Interview 1, 25.04.2016). Allerdings wird für größere Projekte gelegentlich Förderung von Stiftungen o.Ä. beantragt (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 45). Zudem wurden viele Projekte ohne externe finanzielle Unterstützung umgesetzt: „[W]e certainly weren't going to wait for anyone to give us any money“ (ebd., 7). Die Aktivist_innen empfehlen, sich nicht durch finanzielle Engpässe entmutigen zu lassen und Pläne trotzdem weiterzuverfolgen: „Time and again, Incredible Edible groups have discovered that the more you do, the more opportunities there are likely to be to access funds“ (ebd., 278).

Andernach

Die ESA wird aus zwei Bereichen finanziert: Zum einen werden die kommunalen Gelder der Stadt Andernach für die grüne Raumplanung genutzt. Da die Städte ohnehin Mittel zur Pflege öffentlicher Flächen bereitstellen, können diese auch für die Bepflanzungen im Rahmen der ESA genutzt werden (vgl. Interview 5, 29.04.2016). In Andernach wurden die pflege- und kostenintensiven Wechselstaudenbeete durch eine Bepflanzung mit mehrjährigen Stauden ersetzt. Dadurch reduzierten sich die Kosten von ca. 48 €/m² auf ca. 7 €/m² im Jahr (Kosack 2016, 143). Eine Mulchschicht erleichtert die Pflege der Flächen. Trittrasen, die aufwändig gepflegt werden muss, wird an vielen Stellen von Wildblumenwiesen abgelöst. Die eingesetzten Pflanzmischungen sind ökologisch und ökonomisch sinnvoll, artenreich und ästhetisch (vgl. Kosack 2016, 142f.). Die andere Geldquelle ergibt sich aus dem sozialen Aspekt des Projekts. Die Perspektive gGmbH bekommt Fördermittel für die Qualifizierung der Langzeitarbeitslosen, bereitgestellt von der Bundesagentur für Arbeit (vgl. Interview 5, 29.04.2016). Außerdem erhält die Gesellschaft Mittel aus dem Europäischen Sozialfonds, die ebenfalls für die Klient_innen im *Lebenswelten*-Projekt und in der *Essbaren Stadt* verwendet werden (vgl. Interview 3, 27.04.2016). Darüber hinaus gibt es auch gelegentlich (Sach-) Spenden (vgl. Interview 6, 29.04.2016).

Ergebnisse: Das transformative Potential essbarer Städte

Essbare Städte weisen in vielfacher Hinsicht das Potential auf, die Gesellschaft sozialer und ökologisch nachhaltiger zu machen. Im Folgenden sollen, aufbauend auf dem Konzept der *community resilience*, die verschiedenen Auswirkungen der Projekte dargestellt werden. Dabei ist wichtig, zu erwähnen, dass die tatsächlich geschehenen Veränderungen schwer messbar sind und gegebenenfalls genauer erforscht werden müssten. Ob die realen Auswirkungen den sozialen und ökologischen Ansprüchen der Kampagnen gerecht werden, konnte nur im begrenzten Maße untersucht werden. So ist die folgende Analyse vor Allem eine Darstellung des transformativen Potentials und bildet nur teilweise die transformative Wirkung der Projekte ab.

In Tabelle 3 ist stichpunktartig aufgeführt, inwiefern die Projekte *Essbare Stadt Andernach* und *Incredible Edible Todmorden* zur Steigerung der Resilienz des jeweiligen Ortes beitragen können. Hierbei sind sowohl ökonomische als auch soziale und ökologische Faktoren von Bedeutung. Die Aufzählung ist als beispielhaft zu betrachten und erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Tab. 3: Resilienzsteigerung (Auswahl)
(Quelle: eigene Darstellung, angelehnt an Wilson 2012, 42ff.)

	Incredible Edible Todmorden	Essbare Stadt Andernach
Ökonomisches Kapital	<ul style="list-style-type: none"> • Schaffung von Arbeits- und Ausbildungsplätzen • Stärkung lokaler Unternehmen • Entstehung des „Gemüse-Tourismus“ 	<ul style="list-style-type: none"> • Schaffung von Arbeits- und Weiterbildungsplätzen • Förderung regionaler Lebensmittelproduktion • Steigerung des Tourismus
Soziales Kapital	<ul style="list-style-type: none"> • Verbesserung des Zugangs zu hochwertiger Nahrung • Einbindung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, besonders Unterprivilegierter • Schaffung von Austausch in der Gemeinschaft • Gute Kommunikation zwischen Akteur_innen • Schaffung von Bildungsmöglichkeiten • Teilen und Weitergabe von Kenntnissen und Fähigkeiten • Steigerung des bürgerschaftlichen Engagements 	<ul style="list-style-type: none"> • Verbesserung des Zugangs zu hochwertiger Nahrung • Einbindung verschiedener gesellschaftlicher Gruppen, besonders Unterprivilegierter • Einbindung von Kindern und Jugendlichen • Schaffung von Austausch und Kommunikation in der Gemeinschaft • Schaffung von Bildungsmöglichkeiten

Ökologisches Kapital	<ul style="list-style-type: none"> • Bewusstseinsbildung für Biodiversität und Klimaschutz • Nachhaltige Nutzung von Ressourcen (z.B. durch Permakultur) 	<ul style="list-style-type: none"> • Bewusstseinsbildung für Biodiversität und Klimaschutz • Nachhaltige Nutzung von Ressourcen (z.B. durch Permakultur)
----------------------	--	--

Ökonomisches Kapital

„Well, it's improved the economy in Todmorden because we developed something we call vegetable tourism“ (Interview 2, 25.04.2016).

Todmorden

Die Stärkung der lokalen Gewerbe und Unternehmen ist eine der drei Säulen der *IET*-Kampagne. Dies basiert auf der Überzeugung, dass eine zukunftsfähige Stadtentwicklung den Menschen sinnvolle Beschäftigungsmöglichkeiten bieten muss, damit sie die Versorgung ihrer Familie sichern können (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 10). Dafür ist es nach Ansicht der Aktivist_innen notwendig, die Wirtschaft vor Ort zu stärken, sodass die jungen Einwohner_innen durch attraktive Arbeitsplätze einen Anreiz haben, in der Region zu bleiben (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Durch gezielte, nahrungsmittelbezogene Projekte versuchen sie daher, die lokale Wirtschaft zu beleben. So forderten sie beispielsweise die örtlichen Geschäftsinhaber_innen dazu auf, stärker publik zu machen, welche regionalen Produkte sie führten (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Um den Wochenmarkt und kleinere Läden in Todmorden zu fördern, entwickelten sie gemeinsam mit anderen Initiativen und der lokalen Bevölkerung eine essbare *Green Route* durch die Stadt, die vom Bahnhof aus an Sehenswürdigkeiten, Cafés und Läden vorbei bis zum Markt führt. Entlang dieser Strecke pflanzten sie Blumen und essbare Pflanzen (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 178ff.). Zudem verknüpfen die Aktiven die verschiedenen Gesellschaftsbereiche so gut wie möglich miteinander: In lokalen Restaurants, Pubs oder auf kleinen landwirtschaftlichen Betrieben in der Region finden beispielsweise Kurse zur Erwachsenenbildung statt, wovon dann auch die Betreiber_innen profitieren (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 188ff.).

Zudem half *IET* der lokalen Wirtschaft durch die Bekanntheit des Projekts – es lockte Besucher_innen aus der ganzen Welt an, der *vegetable tourism* (dt. Gemüsetourismus; Interview 2, 25.04.2016) entstand. Auf den Führungen, die die Aktiven anbieten, werden nicht nur die bepflanzten Flächen und die Hochbeete gezeigt, sondern auch der Marktplatz (ebd.).

Andernach

Andernach profitiert in vielerlei Hinsicht von der Kampagne *Essbare Stadt Andernach*. Die Berichterstattung in den Medien war für die Stadt eine gute Werbung und führte dazu, dass ihr Bekanntheitsgrad stark anstieg. Andernachs Renommee in der Öffentlichkeit ist seither beachtlich (vgl. Interview 3, 27.04.2016). Das öffentliche Interesse wird auch in der steigenden Zahl der Führungen deutlich: Von anfangs 10 Führungen pro Jahr entwickelte sich die Nachfrage auf 170 im Jahr 2015 (Interview 5, 29.04.2016). Die *ESA* scheint auch zum Pull-Faktor bei der Wohnungssuche zu werden. So begründeten einzelne neue Einwohner_innen ihren Zuzug mit der Sympathie, die das Projekt für die Stadt weckte (vgl. Interview 5, 29.04.2016). Aus Sicht der Stadtverwaltung ist Andernach „ein bisschen grüner und ein bisschen lebendiger geworden“ (Interview 5, 29.04.2016).

Soziales Kapital

Die Transformation ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe. Besonders wichtig für eine erfolgreiche Veränderung ist daher, dass ein Projekt nicht nur einen Teil der Bevölkerung, sondern alle gesellschaftlichen Gruppen erreichen kann (vgl. hierzu den Beitrag von Grever in diesem Band). Dies stellt die Initiator_innen vor die Herausforderung, ihr Vorhaben so zu gestalten, dass es alle Menschen unabhängig von ihrer Gruppenzugehörigkeit, ihrer finanziellen Lage oder ihrem Bildungsstand anspricht. Um die soziale Gerechtigkeit zu fördern, ist es von besonderer Bedeutung, dass gerade sozial benachteiligte Menschen eingebunden werden und von dem Projekt profitieren.

Todmorden

Bei *IET* wird auf mehreren Wegen versucht, alle gesellschaftlichen Gruppen zu erreichen. Zunächst achten die Aktiven auf eine einfache Sprache, damit niemand durch abstrakte Begriffe abgeschreckt wird. Sie vermeiden eine wissensbasierte Herangehensweise mit Fokus auf theoretischen Konzepten der Nachhaltigkeit und der Ökologie. Stattdessen streben sie an, eine nachhaltige Lebensweise durch konkrete Handlungsmöglichkeiten zugänglich zu machen (vgl. Interview 1, 25.04.2016). So bietet *IET* vielen Menschen Anschluss. Damit auch unterprivilegierte Menschen von dem Projekt profitieren können, begannen die Aktiven die Zusammenarbeit mit *Pennine Housing*, einer Gesellschaft für sozialen Wohnungsbau. Sie wollten das *Incredible Edible*-Projekt in die Sozialwohnsiedlungen bringen. Die Bereitstellung von Hilfsmitteln zum eigenen Anbau von Nahrung sollte Menschen mit niedrigem Einkommen weniger abhängig von billigem, qualitativ minderwertigem Essen machen und Fehlernährung durch fettreiche, industriell verarbeitete Lebensmittel verhindern (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 75ff.). So wurden zunächst durch einige Veranstaltungen die Bedürfnisse der Bewohner_innen ermittelt. Als Nachfrage nach Hochbeeten

entstand, legten die Aktiven diese mit gespendeten Materialien an und übergaben sie an die Anwohner_innen. Dafür arbeitete *IET* auch mit einem Team des *Future Jobs Fund* zusammen, einem staatlichen Beschäftigungsprogramm für Langzeitarbeitslose (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 75ff.). Auch straffällig gewordene Jugendliche werden im Rahmen verordneter Arbeitsleistungen für gemeinnützige Zwecke möglichst vorurteilsfrei ins Projekt integriert und sollen sich nicht bestraft, sondern wirklich beteiligt fühlen (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 81). Ein weiteres Umfeld, in dem *IET* aktiv wurde, war ein Altenpflegeheim in Todmorden. Auch dort gelang es nach anfänglichen Schwierigkeiten eine kontinuierliche Kooperation aufzubauen, von der alle Beteiligten profitieren (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 60f.).

Auch arbeiten die Aktiven mit den Schulen in Todmorden zusammen (vgl. Interview 1, 25.04.2016). In mehreren Grundschulen sowie in der High School gibt es Hochbeete, die von den Schulklassen und von den Familien der Schüler_innen gepflegt werden und zudem zum Spielen einladen. Durch den Einsatz von *IET* wurde außerdem ernährungsbezogenen Themen im Lehrplan eine höhere Priorität gegeben. Dadurch hat auch die lokale High School an Profil gewonnen (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 131ff.). Die Errichtung des *Incredible AquaGardens* und der *Incredible Farm* gibt jungen Menschen die Möglichkeit, eine Berufsausbildung in der nachhaltigen Produktion von Lebensmitteln zu absolvieren (ebd., 237). Viele Kenntnisse rund um den Anbau und die Verarbeitung von Nahrungsmitteln sind in weiten Kreisen der Bevölkerung verloren gegangen, was nicht nur Kinder und Jugendliche, sondern auch Erwachsene betrifft. Die Schulprojekte beziehen daher auch die Eltern mit ein (ebd., 137ff.). Außerdem organisieren die Aktivist_innen auch Kurse, um altes Wissen wie z.B. Gehölzschnitt- und Veredelungspraktiken zu bewahren und wieder zu verbreiten (ebd., 98f.). Auch Kochkurse oder Kurse zur Weiterverarbeitung von Lebensmitteln werden angeboten, zur besseren Zugänglichkeit auch an wechselnden Orten, z.B. direkt in den Sozialwohnungssiedlungen (ebd., 190).

Andernach

Auch in Andernach gibt es, wie bereits erwähnt, eine gute Zusammenarbeit mit Schulen und Kindergärten: Schulgärten wurden angelegt, ein mit Obst und Gemüse bepflanzter Anhänger mit Plexiglasscheibe kann als Lern- und Lehrobjekt zur Verfügung gestellt werden (vgl. Interview 3, 27.04.2016). Darüber hinaus ist auch die Permakultur ein Bildungsort, der neuerdings sogar eine Tagungsstätte anbieten kann (vgl. Interview 5, 29.04.2016).

Außerdem sollen sich die Permakultur und die Essbare Stadt Andernach durch soziale Aspekte auszeichnen: „[D]as ist ganz wichtig, dass der Mensch hier im Vordergrund steht“ (Interview 4, 28.04.2016). Durch die Arbeit sollen Langzeitarbeitslose die Möglichkeit erhalten, wieder in die Gesellschaft integriert

zu werden und Qualifikationen für einen (Wieder-)Einstieg ins Berufsleben und damit neue Perspektiven zu erlangen (vgl. Interview 4, 28.04.2016). Auch werden inzwischen häufig Geflüchtete, die nach Andernach kommen, im Projekt mit eingesetzt. Die *ESA* soll auch interkulturelle Begegnungsstätte sein. Veranstaltungen rund um Nahrungsmittel dienen auch dem Kennenlernen und dem Austausch der Menschen in Andernach (vgl. Interview 5, 29.04.2016).

Allerdings muss mit Blick auf eine umfassende Transformation der Gesellschaft erwähnt werden, dass die Maßnahmen, in denen sich die Klient_innen der Perspektive gGmbH befinden, durchaus umstritten sind. Einige sind über das Modell der Bürgerarbeit beschäftigt, für andere stellt die Tätigkeit eine „Arbeitsgelegenheit mit Mehraufwandsentschädigung“, einen sogenannten 1-Euro-Job, dar. Diese Form der aktivierenden Arbeitsförderung unter Androhung von Sanktionen wird aufgrund ihres strafenden Charakters häufig kritisiert und ihre Wirksamkeit wird angezweifelt (vgl. Butterwegge 2008, 187). Dennoch könnte die *ESA* bereits einen ersten Schritt in die Richtung einer sozialeren Gesellschaft darstellen. Zwar erhalten die Klient_innen – je nachdem, über welches Programm sie beschäftigt sind – nur eine geringe Entlohnung, sie können jedoch trotzdem in unterschiedlicher Weise profitieren. Manche konnten in dem Projekt eine Festanstellung erhalten (vgl. Interview 3, 27.04.2016). Zudem können sie das auf der *Permakultur*-Fläche angebaute Gemüse zu einem geringeren Preis erhalten, Überschüsse bekommen sie kostenlos. Auch wird die Ernte im städtischen FairRegio-Laden günstig vertrieben, sodass auch Menschen mit wenigen finanziellen Mitteln Zugang zu hochwertiger Nahrung haben. Außerdem betreibt die Perspektive gGmbH eine Kantine, in denen die Produkte der *Permakultur* verarbeitet und den Klient_innen als günstige Mahlzeit angeboten werden (vgl. Interview 4, 28.04.2016). Darüber hinaus ist ja gerade das grundlegende Prinzip der *Essbaren Stadt*, dass die Ernte für jede_n kostenlos und jederzeit möglich ist, darauf ausgerichtet, dass frische und gesunde Nahrung für alle Menschen erhältlich sein sollte. Ob und vor allem von wem die Flächen der *Essbaren Stadt* genutzt werden, konnte jedoch nur ansatzweise ermittelt werden. So bleibt zu prüfen, ob die gewünschten sozialen Auswirkungen auch tatsächlich spürbar sind.

Ökologisches Kapital

„If you want to grow you have to have pollinators, we grow a lot of bee food“ (Interview 2, 25.04.2016).

Todmorden

Eines der Ziele von *IET* ist es, den ökologischen Fußabdruck rund um die Nahrungsversorgung zu reduzieren. Dafür setzen die Aktiven vor allem auf die Förderung der lokalen Produktion, um Transportwege zu reduzieren. Außerdem versuchen sie, mit ihrer Arbeit insbesondere ökologisch nachhaltig wirtschaftende,

kleine Betriebe in der Region zu stärken (vgl. z.B. Warhurst & Dobson 2014, 230ff.).

Ein weiteres ökologisches Anliegen von *IET* ist die Bewusstseinsbildung rund um Bienen und andere Insekten und deren Bedeutung als Bestäuber. Um dem Bienensterben entgegen zu wirken, setzen sie sich stark für deren Schutz ein und säen viele Kräuter und Blumen, die als Bienenweide dienen (vgl. Interview 2, 25.04.2016). Die thematisch auf Bestäuber ausgerichtete *Green Route* in Todmorden verbreitet außerdem Wissen über diese Tiere und die Problematiken des Habitatverlusts und der Pestizideinsätze, die zu ihrem Rückgang beitragen (vgl. Warhurst & Dobson 2014, 180ff.).

Andernach

Oft sind städtische Grünanlagen artenarm und unbelebt. Dies kann durch Konzepte wie das der „essbaren Städte“ geändert werden. Mit dem Anbau verschiedener Nutzpflanzen und durch die Kombination mit artenreichen Blütmischungen als Nahrungsquelle für Insekten kann das urbane Ökosystem deutlich lebendiger werden. Neben der Steigerung der Biodiversität diente die Kampagne der *ESA* auch Zwecken der Bewusstseinsbildung rund um ökologische Themen (vgl. Kosack 2016, 140).



Abb. 2: Mispel inmitten eines Blühstreifens, Andernach (Quelle: eigene Aufnahme)

Auch verlangt die Lage Andernachs nach einer guten Grünraumplanung. Die globale Erwärmung wird lokal Auswirkungen zeigen und das Mikroklima der

Stadt verändern. Dessen ist sich die Stadtverwaltung bewusst: „[I]ch brauch hier wirklich ein sehr intensives Stadtgrün, um überhaupt die Stadt in den nächsten 50 Jahren [...] belebbar zu machen, bei der Klimasituation in diesem Rheinkessel hier“ (Interview 5, 29.04.2016). Diese Problematik wird auch im Rahmen der *ESA* thematisiert, beispielsweise bei Vorträgen.

Die *ESA* ist auch nur ein Teilaspekt des Grünraumkonzepts der Stadt. Die Stadtverwaltung arbeitet auch in anderen Bereichen zunehmend nach ökologischen Kriterien, beispielsweise im Gehölzschutz und der Baumpflege (vgl. ebd.). Insgesamt soll die Entwicklung des städtischen Grüns in Andernach ein nachhaltiges und langfristig gedachtes Projekt sein (vgl. Kosack 2016, 142).

Essbare Städte – Werkstätten des Wandels?

„Essbare Städte“ und andere Formen des urbanen Gärtnerns können aus Sicht einer kritischen Geographie durchaus eine Form der Gesellschafts- und Systemkritik darstellen. So schaffen laut Joscha Metzger „die Projekte der [Urban Gardening-] Bewegung neue Anknüpfungspunkte für ökologische und soziale Belange, die im Widerspruch zur kapitalistischen Logik der Warenproduktion und Verwertbarkeit stehen“ (Metzger 2014, 248). Die kostenlose Bereitstellung von Nahrungsmitteln im öffentlichen Raum kann als ein solcher Anknüpfungspunkt gewertet werden. Doch sind „essbare Städte“ dadurch Orte, an denen der gesellschaftliche Wandel bereits stattfindet? Können sie als Pioniere einer sozial-ökologischen Transformation bezeichnet werden?

Die Analyse hat gezeigt, dass die Projekte viele positive Effekte hatten und ihnen ein nicht zu vernachlässigendes Potential innewohnt, die ökonomische, soziale und ökologische Resilienz der Ortsgemeinschaften zu steigern. Darüber hinaus haben beide Konzepte weit über die jeweilige Region hinaus Menschen begeistert und zur Nachahmung inspiriert. Dennoch bleiben die Auswirkungen der Projekte schwer messbar. Ob die Konzepte das Bewusstsein und vor Allem auch das Handeln der Einwohner_innen wirklich verändern, ist schwer zu überprüfen. Auch sind die im Rahmen der Projekte gewonnenen Erträge noch so gering, dass lokale Selbstversorgung unmöglich ist. Die Aktivist_innen von *Incredible Edible Todmorden* glauben jedoch an die Macht des Essens und an die Veränderung aus dem Kleinen heraus:

„Yes, it is, it is only a drop in the ocean, but that's it, you see, we believe in the power of small actions. If everyone in the world did a small action, or a drop in the ocean, and then joined them all together, you've got a massive action“ (Interview 2, 25.04.2016).

Diese Denkweise ergibt durchaus Sinn. Menschen gestalten Schritt für Schritt ihre Umwelt und die Strukturen, in denen sie leben. Daraus entstehen neue Rahmenbedingungen für menschliches Handeln. Das gemeinschaftliche Experimentieren, das Ausprobieren neuer Formen des Zusammenlebens auf lokaler Ebene kann folglich schrittweise zu großen Veränderungen führen:

„Neue Denk- und Handlungshorizonte entstehen nur im Zusammenspiel von verändertem materiell-ökonomischem Alltag und sich verändernden Identitäten, denn eine Veränderung von Strukturen und die Veränderung von Menschen bedingen und ermöglichen sich erst gegenseitig. Die Welt formt uns und wir formen die Welt“ (Habermann 2011, 153).

Festzuhalten ist allerdings, dass es kein einheitliches Konzept einer „essbaren Stadt“ gibt. Dies wird durch die vielen Unterschiede zwischen der *Essbaren Stadt Andernach* und *Incredible Edible Todmorden* schnell deutlich. Zwar ist die Idee übertragbar – das zeigen die vielen Nachahmungsprojekte, die inzwischen weltweit entstanden sind – aber es gibt keine allgemeingültige Herangehensweise. Je nach Situation vor Ort wird die Ausgestaltung anders aussehen und somit auch andere Auswirkungen zeigen. Somit ist der Beitrag zu einer sozial-ökologischen Transformation auch davon abhängig, wie die Akteur_innen vor Ort ihre essbare Stadt umsetzen und welchen Elementen sie besondere Bedeutung zuweisen. Festzuhalten ist, dass sowohl eine Top-Down-Herangehensweise wie in Andernach als auch ein Bottom-Up-Ansatz wie in Todmorden funktionieren kann. Wer das Projekt initiiert und für seine Umsetzung verantwortlich ist, muss sich im lokalen Kontext ergeben. Auch die Finanzierung kann auf unterschiedlichen Wegen sichergestellt werden. Insgesamt ist für ein erfolgreiches Projekt kein großes Budget notwendig, da sich viele Maßnahmen auch mit wenig Geld umsetzen lassen. Entscheidender sind die vor Ort vorhandenen Ressourcen und Fähigkeiten der Beteiligten. Einige Faktoren sind aus Sicht der Expert_innen dennoch zu berücksichtigen, damit ein solches Projekt gelingt und reibungslos funktioniert.

In beiden Fallbeispielen war der Mut Einzelner ausschlaggebend, kreativ neue Wege einzuschlagen. Außerdem war ein handlungsorientierter Ansatz von zentraler Bedeutung.

„Just start“ (Warhurst & Dobson 2014, 260) lautet das Motto, oder in der deutschen Variante: „*Ärmel hochkrempeln, einfach was tun*“ (Interview 3, 27.04.2016).

Zudem wird eine gute Kommunikation zwischen allen beteiligten Akteur_innen, in vielen Fällen insbesondere zwischen den örtlichen Behörden und den Aktiven, als besonders wichtig erachtet. Ein weiterer Erfolgsfaktor ist die Vielfalt innerhalb der Projekte: Es ist elementar, dass sie nicht nur auf urbane Nahrungsmittelproduktion ausgerichtet sind, sondern weitere Gesellschaftsbereiche ins Visier nehmen und miteinander vernetzen.

„Essbare Städte“ sind Inspirationsquellen und Experimentierräume für alternative Formen des Zusammenlebens und können wichtige Impulse für die Transformation setzen. Für eine umfassende Transformation, die alle Gesellschaftsbereiche mit einschließt, können sie jedoch höchstens Anstoß sein. Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft sind hier gefordert, den Wandel voranzutreiben und eine zukunftsfähige und gerechte Gesellschaft hervorzubringen.

Dennoch kann es eine gute Strategie sein, das Konzept der „essbaren Stadt“ weiter zu verbreiten. Wenn es gut umgesetzt wird, stößt es sowohl in der lokalen

Bevölkerung als auch über die Region hinaus auf Zustimmung. Bereits jetzt begeistert es weltweit viele Menschen. Es ist empfehlenswert, es auch aus geographischer Perspektive weiterzuverfolgen und für die Gestaltung nachhaltiger und zukunftsfähiger Städte im Blick zu behalten.

Literatur und Quellen

- Becker, C. W.; Hübner, S. & H. Krüger (2014): Urbanes Grün – Konzepte und Instrumente. Leitfaden für Planerinnen und Planer. Ministerium für Bauen, Wohnen, Stadtentwicklung und Verkehr des Landes Nordrhein-Westfalen (MBWSV). Düsseldorf.
- Bertelsmann-Stiftung (2016): Wegweiser Kommune. Andernach – Kommunale Daten – Demographischer Wandel. Online unter: <http://www.wegweiser-kommune.de/statistik/andernach+kommunale-daten+demographischer-wandel+2014+land+tabelle> (abgerufen am 17.07.2016).
- Boomgarden, H. (2016): Essbare Stadt Andernach. Stuttgart: Ulmer Verlag.
- Butterwegge, C. (2008): Rechtfertigung, Maßnahmen und Folgen einer neoliberalen (Sozial-) Politik. In: Butterwegge, C.; Lösch, B. & R. Ptak (Hrsg.): Kritik des Neoliberalismus. 2. Auflage, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 135-219.
- Flick, U. (2012): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. 5. Auflage, Reinbeck b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Habermann, F. (2011): Ecommony. Peerökonomie, Gemeingüter, Solidarisches Wirtschaften. In: Rätz, W.; Egan-Krieger, T. v.; Muraca, B.; Passadakis, A.; Schmelzer, M. & A. Vetter (Hrsg.): Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit | Soziale Rechte | Gutes Leben. Hamburg: VSA Verlag, S. 152-160.
- Hemenway, T. (2015): The Permaculture City. Regenerative Design for Urban, Suburban and Town Resilience. Chelsea Green Publishing. White River Junction.
- Hopkins, R. (2014): Einfach. Jetzt. Machen. Wie wir unsere Zukunft selbst in die Hand nehmen. München: Oekom Verlag.
- Kosack, L. (2016): Die Essbare Stadt Andernach. Urbane Landwirtschaft im öffentlichen Raum. – Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie 40 (2), S. 138-144.
- Meier Kruker, V. & J. Rauh (2005): Arbeitsmethoden der Humangeographie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Metzger, J. (2014): Urban Gardening. In: Belina, B., Naumann, M. & A. Strüver (Hrsg.): Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot., S. 244-249.
- Müller, C. (2012): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Müller, C. (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. 5. Auflage. München: Oekom Verlag., S. 22-53.

- Office For National Statistics (2013): Neighbourhood Statistics. Area: Todmorden (Parish). Usual Resident Population, 2011 (KS101EW). Online unter: <http://www.neighbourhood.statistics.gov.uk/dissemination/LeadTableView.do?a=7&b=11129755&c=Todmorden&d=16&e=62&g=6370497&i=1001x1003x1032x1004&m=0&r=1&s=1468660624938&enc=1&dsFamilyId=2473> (abgerufen am 16.07.2016).
- Warhurst, P. (2012): How we can eat our landscapes. TEDSalon London Spring 2012. Online unter: http://www.ted.com/talks/pam_warhurst_how_we_can_eat_our_landscapes (abgerufen am 04.07.2016).
- Warhurst, P. & J. Dobson (2014): Incredible! Plant Veg. Grow a Revolution. Leicestershire: Matador.
- WBGU (= Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Hauptgutachten. Berlin.
- Wilson, G. A. (2012): Community Resilience and Environmental Transitions. Oxon: Routledge.

Aus der Praxis

Food Sharing in Göttingen – Teile Lebensmittel, anstatt sie wegzuwerfen

Vladimir Cikara, Jelena Panke, Sonja Weissteiner & Kristina Leonie Woywode

Abstract

At present enough food is produced to feed 12 billion people worldwide. Yet, people starve as food is wasted. Due to ethical, ecological and economic concerns, the initiative “Foodsharing” has been founded to save food. This article presents personal insights from a local subdivision of the organization, which is based in Göttingen. The authors describe the opportunities to save food and practical challenges the group faces thereby. Potentials as well as limitations are shown, it is discussed with whom to cooperate, like local enterprises and charities, and whom to spare, like large firms. Further, it is reflected how to follow ethical principles as well as handle organizational problems.

Einleitung

„Mit den Lebensmitteln, welche wir in Europa wegwerfen, könnte man zwei Mal die hungernde Weltbevölkerung ernähren. In Deutschland werden jährlich etwa 15 Millionen Tonnen Lebensmittel weggeworfen. Damit könnte man in etwa 500.000 Lastwagen füllen [...]“ (Thurn 2011)

Diese Aussagen stammen aus dem Dokumentarfilm *Taste the Waste* von Valentin Thurn, der 2011 erschienen ist. In diesem Film wird aufgezeigt, welche gewaltigen Mengen an Lebensmitteln auf dem Müll landen, ohne ihrer eigentlichen Bestimmung auch nur annähernd gerecht zu werden. Den Kinostart begleiteten Aktionstage, bei welchen auf öffentlichen Plätzen Essen verteilt wurde, welches komplett aus vor der Vernichtung geretteten Lebensmitteln zubereitet wurde. Dieser Beitrag stellt die Initiative Foodsharing Göttingen vor, die sich von dieser Bewegung inspiriert Anfang 2014 gründete. Über eine Innenperspektive geben wir Einsichten in die Chancen und Möglichkeiten Lebensmittel zu retten, aber auch organisatorische und praktische Schwierigkeiten bei der lokalen Umsetzung unserer Arbeit.

Hintergrund

In einer aktuelleren Studie des WWF Deutschland geht man sogar von mehr als 18 Millionen Tonnen Lebensmitteln aus, Tendenz steigend, die jährlich in Deutschland auf den Mülldeponien landen. Dies entspricht fast einem Drittel des aktuellen Lebensmittelbedarfs von Deutschland (54,5 Mio. Tonnen). Die Lebensmittel sind teilweise noch originalverpackt, oft ist nicht einmal das Mindesthaltbarkeitsdatum (MHD) erreicht. Etwa 10 Tonnen davon wären vermeidbar. Die Lebensmittelverschwendung ist jedoch kein deutschlandweites, sondern ein globales Problem. Weltweit produzieren wir heute bereits Lebensmittel für etwa 12 Milliarden Menschen (vgl. WWF Deutschland 2015, 5-7).

Insbesondere vor dem Hintergrund, dass weltweit etwa 800 Millionen Menschen unter Hunger leiden, ist die weltweite Vernichtung von Lebensmitteln ein Skandal. Zumal viele unserer Konsumgüter, v.a. Obst und verschiedene Feldfrüchte aus Ländern stammen, in denen die Menschen hungern. Pestizideinsatz, Wasserverbrauch, Arbeits- und Gesundheitsschutz sowie Entlohnung bei der Herstellung der Produkte sind dabei oftmals sozio-ökonomisch und ökologisch bedenklich. Das ist unserer Meinung nach ethisch nicht vertretbar, ökonomisch wahnsinnig und ökologisch eine Katastrophe. Die Thematik des Hungers auf der einen Seite und der Lebensmittelverschwendung auf der anderen ist in Zeiten des Klimawandels aktueller denn je.

Staatlicherseits gibt es erste Ansätze, den Problemen entgegenzuwirken. So beschloss der französische Senat Anfang Februar 2016 ein Wegwerfverbot für Lebensmittel. Es besagt, dass Lebensmittelhändler unverkaufte Ware nicht wegwerfen dürfen. Auch wird die gängige Praxis verboten, genießbare Lebensmittel, z.B. durch den Einsatz von Chlor, für den Konsum ungeeignet zu machen. Demnach müssen Händler unverkaufte Nahrungsmittel z.B. an Hilfsorganisationen spenden, verarbeiten, an Tiere verfüttern, zur Energiegewinnung nutzen oder kompostieren. Auch in den französischen Schulen soll das Thema „Lebensmittelverschwendung“ zukünftig eine wichtige Rolle spielen. Die deutsche Bundesregierung plant jedoch kein Lebensmittel-Wegwerfverbot, sondern setzt auf eine Informationskampagne. Das Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) will für die Wertigkeit von Lebensmitteln sensibilisieren und ruft Privathaushalte und Wirtschaftsunternehmen dazu auf, die Lebensmittelverschwendung zu reduzieren. Wir sehen die Botschaft jedoch nicht angekommen und plädieren für gesetzliche Regelungen. Abseits staatlicher Regelungen spenden jedoch bereits viele Händler freiwillig aussortierte Lebensmittel, zum Beispiel an die Tafeln. Foodsharing setzt hier an und möchte das gesellschaftliche Bewusstsein stärken sowie praktische Umsetzungsmöglichkeiten etablieren, die Lebensmittelverschwendung zu vermeiden.

Die Anfänge von Foodsharing

Valentin Thurn rief im Sommer 2012 mit Gleichgesinnten den Verein Foodsharing ins Leben. Neben der Steigerung der Wertschätzung für Lebensmittel und einer Sensibilisierung für die Thematik stand die Entwicklung und Etablierung einer Internetplattform zum Lebensmitteltausch im Vordergrund. Auf dieser können registrierte Privatpersonen, Händler und Produzenten digitale Essenskörbe anlegen und überschüssige Lebensmittel kostenlos anbieten, die von interessierten Nutzern aus der Region abgeholt werden. Zeitgleich setzte Raphael Fellmer, der viele Jahre im Konsumstreik lebte und nachts Lebensmittel aus den Mülltonnen von Berliner Bio-Supermärkten rettete, eine Ebene höher an und startete das Projekt Lebensmittelretten.de: Nicht mehr verkäufliche, aber noch

genießbare Lebensmittel wurden von Ehrenamtlichen bei Betrieben abgeholt und verteilt. Im Dezember 2014 kam es zur Fusion der beiden Plattformen Lebensmittelretten.de und Foodsharing. Zu diesem Zeitpunkt waren über 60.000 Nutzer auf foodsharing.de registriert sowie rund 9.000 Lebensmittelretter, sogenannte Foodsaver, aktiv.

Inzwischen engagieren sich in Deutschland, Österreich und der Schweiz über 25.000 Foodsaver für eine Welt ohne Verschwendung von Lebensmitteln. Rund 3.500 Kooperationen mit Supermärkten, Bäckereien und anderen Betrieben haben bei über 600.000 Rettungseinsätzen der Foodsaver dafür gesorgt, dass mindestens 8.885.820 kg Lebensmittel vor der Tonne gerettet wurden (vgl. Foodsharing e.V. 2017). Entweder werden diese Mengen geretteter Lebensmittel selber verbraucht und im privaten Umfeld weiter verteilt oder an Tauschbörsen für Lebensmittel gebracht, die sogenannten Fair-Teiler. Wer Nahrungsmittel übrig hat, stellt in die Regale und Kühlschränke etwas ein. Wer etwas braucht, kann sich bedienen. Eine weitere Möglichkeit zur Verteilung der geretteten Lebensmittel sind die digitalen Essenskörbe auf der Homepage foodsharing.de. Angemeldete Nutzer können einen virtuellen Korb gefüllt mit Lebensmitteln erstellen, und jeder Interessent kann sich melden und diesen nach Bedarf abholen.

Umsetzung durch Foodsharing Göttingen

Die Geschichte von Foodsharing Göttingen beginnt im Januar 2014, als Valerie Schenk, von der Internetpräsenz von Foodsharing inspiriert, begann eine regionale Foodsharing-Gruppe aufzubauen. Im Frühjahr 2014 wurde der erste Fair-Teiler im Eingangsbereich vor dem Weltladen-Café in der Nikolaistraße 10 eingeweiht. Damals retteten rund 25 Foodsaver bei kleineren Göttinger Biobetrieben Lebensmittel.

Aktuell besteht der Bezirk Göttingen aus 269 Foodsavern und wird von vier Botschaftern repräsentiert (Stand Mai 2017). Die Botschafter kümmern sich primär um die Verifizierung und Ausweise, um die neuen Foodsaver und die Organisation regelmäßiger Treffen. Dort werden alle aktuell wichtigen Themen, wie z.B. mögliche neue Kooperationen, besprochen. Über das Göttinger Stadtgebiet verteilt gibt es derzeit 15 laufende Kooperationen mit verschiedenen Betrieben. Für jede Kooperation gibt es mindestens einen Betriebsverantwortlichen, der sich um die Koordination der Abholungen kümmert. Dieser ist auch dafür verantwortlich, dass an Tagen, wo sich kein Foodsaver einträgt, trotzdem sicher jemand die Lebensmittel rettet. Sobald die Lebensmittel abgeholt wurden, können sie in einen (oder mehrere) der drei Fair-Teiler gebracht werden. Das bekannteste Fair-Teiler-Regal steht im Eingang des Weltladencafés in der Nikolaistraße, direkt gegenüber der Nikolaikirche (Abb. 1).



Abb. 1: Fair-Teiler Weltladen Café
(Quelle: eigene Aufnahme)



Abb. 2: Fair-Teiler Autonomicum
(Quelle: eigene Aufnahme)

Von dort haben alle Menschen Zugriff auf den Inhalt des Regals und können ihn auch selber befüllen, falls sie Lebensmittel abgeben möchten, die sie selber nicht mehr konsumieren können oder wollen. Weitere Regale stehen in der Klinkerfussstraße und im Autonomicum im Blauen Turm der Universität Göttingen (Abb. 2).

Im Autonomicum steht auch ein Kühlschrank, welcher mit kühlpflichtigen Produkten gefüllt werden kann. Mehrere Fair-Teiler zu haben, ist enorm wichtig, da einer alleine oftmals kaum die Kapazität für alle geretteten Lebensmittel besitzt. Nicht selten platzt das Regal im Weltladencafé aus alle Nähte, prall gefüllt mit Brot, Gemüse und Obst. Zum Glück ist dieser Standort so bekannt, dass meistens innerhalb kürzester Zeit schon einiges das Regal wieder verlassen hat und so wieder Platz für neue Abholungen geschafft ist.

Obwohl die geretteten Lebensmittel immer schnell an den Mann und die Frau gelangen, so gibt es auch bei einer Initiative wie Foodsharing problematische Situationen. Es ist anstrengend, wenn beispielsweise von 20 Gemüseboxen mehr als die Hälfte schlecht sind und zeitaufwändiges Aussortieren anfällt (Abb. 3). Es

ist ein Kraftakt, wenn sich im Rucksack 15 kg abgeschriebenes Müsli befindet, das mit dem Fahrrad abtransportiert werden muss. Es ist frustrierend, wenn die Läden nicht kooperieren möchten, obwohl sie jede Menge wegwerfen.



Abb. 3: Schön sortierte, gerettete Lebensmittel (Quelle: Eigene Aufnahme)

Kooperationen mit karitativen Einrichtungen

Oftmals wird seitens der Betriebe mit Foodsharing nicht kooperiert, weil unsererseits nicht ausschließlich Bedürftige begünstigt werden, sondern auch Privatpersonen Zugang haben. Jedoch werden die von uns geretteten Lebensmittel häufig in karitativen Einrichtungen weiterverteilt. Denn Foodsharing handelt nach der Maxime, dass keine verzehrbaren Lebensmittel im Müll landen sollen und niemandem etwas weggenommen werden soll. Zudem sollen karitative Organisationen Vorrang haben. Deshalb kooperiert die regionale Foodsharing Gruppe in Göttingen auch mit Betrieben, bei denen karitative Organisationen bedacht werden. Während unter der Woche karitative Organisationen abholen, übernimmt Foodsharing am Wochenende oder auch in Notfällen die Lebensmittelrettung. Ein erwähnenswertes Beispiel für eine gut laufende Kooperation in Göttingen ist die Zusammenarbeit mit der Göttinger Tafel seit Mai 2015. Selbst bei der Tafel, bei der Bedürftige Lebensmittel bekommen, bleiben nach der Ausgabe Lebensmittel übrig (Abb. 4).



Abb. 4: Beispiel für eine Tafel-Abholung (Quelle: eigene Aufnahme)

Damit diese nicht im Müll landen, kommen die Göttinger Foodsaver vorbei, sammeln die übriggebliebenen Lebensmittel ein und verteilen diese weiter. Je weniger Lebensmittel übrig bleiben umso besser. Foodsharing zielt darauf ab, sich selbst überflüssig zu machen, wenn keine Lebensmittel mehr weggeworfen werden. Aus der Kooperation mit der Göttinger Tafel ging neben Kooperationen mit weiteren Betrieben auch eine öffentliche Kochaktion hervor: Im vergangenen Sommer (10. Juni 2016) lud die Göttinger Tafel die Göttinger Ortsgruppe Foodsharing und der Extra Tip zur ersten Göttinger Schnippelparty auf dem Wochenmarktplatz ein. Gemeinsam mit der Food-Aktivistin Talley Hoban wurde fleißig Obst und Gemüse geschrubbt, geschält, geschnippelt und gekocht, um kulinarischen Widerstand zu leisten. Die Lebensmittel stammten von Spenden der Tafel und Rettungsaktionen der Foodsaver. Doch im Fokus stand nicht nur das Lebensmittelretten und -verwerten, sondern auch der gesellige Austausch zwischen jung und alt, reich und arm, weshalb auch für musikalische Begleitung gesorgt wurde. Etwa 50 Freiwillige stemmten die erfolgreiche Aktion.

Vorteile einer Kooperation für Betriebe und Grenzen der Zusammenarbeit

Nicht nur für die Tafel, sondern für jeden anderen Betrieb bietet eine Kooperation mit Foodsharing einige Vorteile: Die Betriebe setzen ein aktives Zeichen gegen die Verschwendung und betreiben damit einhergehend Imagepflege durch einen sinnvollen Umgang mit aussortierten Lebensmitteln. Des Weiteren sparen die Betriebe durch das Sortieren und Entsorgen der Lebensmittel durch die Foodsaver Geld und Arbeitskraft ein. Außerdem können die Betriebe

von der Flexibilität der Foodsaver profitieren, die zu jeder Zeit und zu unerwarteten Vorfällen Lebensmittel abholen können, denn Foodsharing verfolgt das Ziel von 100 % Zuverlässigkeit bei der Abholung in kooperierenden Betrieben. Betriebe, die aus Eigeninitiative gegen die Lebensmittelverschwendung vorgehen möchten und großes Interesse an einer Kooperation mit der Göttinger Foodsharing-Gruppe bekunden, sind immer Willkommen. Die Vermutung liegt nahe, dass in einer Großstadt wie Göttingen mit einer hohen Dichte großer Supermarktketten der Aufbau einer Kooperation keine Hürde darstellt. Neben der Tatsache, dass viele Betriebe lieber die Lebensmittel wegwerfen anstatt abzugeben, da Foodsharing keinen karitativen Hintergrund hat, dürfen nach den Foodsharing Richtlinien ausschließlich kleinere, inhaberINgeführte Betriebe angesprochen werden, bei denen die Geschäftsleitung selbst über eine Kooperation entscheiden kann.

Ergänzend zu der Einschränkung, dass grundsätzlich keine größere Supermarktkette angesprochen werden darf, die aus mehr als drei Filialen besteht, sind in Göttingen vor allem die Kapazitäten der Foodsaver ein Problem. Das Engagement als Foodsaver fördert die Fertigkeit des sicheren Verstauens und Transportierens von vielen Lebensmitteln in Taschen und Rucksäcken auf dem Fahrrad oder zu Fuß. Manch gut ausgestatteter Foodsaver verfügt darüber hinaus über Fahrradtaschen und -anhänger, doch selbst mit diesen Transportmitteln wäre es für eine Einzelperson nicht möglich 100-200 kg Lebensmittel zu retten, die bei großen Supermarktketten durchaus anfallen. Aus diesem Grund holen bei den laufenden Kooperationen in Göttingen mindestens zwei Foodsaver pro Abholung ab. Dennoch sind die Abholtermine nicht immer komplett ausgelastet, weswegen manch einer an diesen Tagen mehrmals einspringen muss. Über ein Fünftel der 127.455 Einwohner der Universitätsstadt Göttingen sind Studierende. Entsprechend gehören auch die meisten Göttinger Foodsaver dieser Bevölkerungsgruppe an. Trotz der zeitlichen Flexibilität der Studierenden führt dies vor allem in den Sommermonaten während der vorlesungsfreien Zeit zu enormen Einbrüchen bei der Belegung der Abholungen. In der Vergangenheit kam es des Öfteren vor, dass alle Abholungen an einer Handvoll Foodsavern hängen blieb, die über den Tag verteilt alle Abholungen bei den betreffenden Kooperationen stemmten und die geretteten Lebensmittel verteilten. Zum einen sind die Studierenden die größte Mitgliedergruppe im Göttinger Bezirk: Sie sind zeitlich flexibel, schnell zu erreichen und zu begeistern. Andererseits ist die Mitgliedergruppe sehr unbeständig aufgrund des häufigen Wohnortwechsels während eines Studiums. Dies führt in der Göttinger Ortsgruppe zu einem ständigen Kommen und Gehen der Mitglieder. Zugleich erschwert diese Fluktuation den gezielten Aufbau weiterer größerer Kooperationen mit einer 100 % Abholquote. Hier sei noch einmal hervorgehoben, dass sich die Göttinger Foodsharing-Gruppe immer über neue Gesichter freut, die frischen Wind reinbringen, sich dabei aber zu nichts verpflichten. Von besonderer Bedeutung ist,

dass die Göttinger Foodsharing-Gruppe mehr in die Mitte der Gesellschaft rückt und zum Kampf gegen die Lebensmittelverschwendung animiert.

Persönliches Fazit

Das besondere an Foodsharing ist, dass man sehen kann, was man geschafft hat. Man sieht das viele Essen, das ohne den eigenen Einsatz in der Tonne landen würde, und kann selber entscheiden, wie die Lebensmittel weiter verwertet werden. Außerdem macht man als Foodsaver mit seinen Rettungsaktionen viele Menschen glücklich. Die Mitarbeiter der kooperierenden Betriebe sind froh, weniger Lebensmittel entsorgen zu müssen. Menschen, die von den Foodsavern gerettete Lebensmittel geschenkt bekommen, sind oftmals völlig überrascht, dafür keine Gegenleistung erbringen zu müssen. Dies fördert zugleich wieder die Sensibilität für die Thematik Lebensmittelverschwendung. Ein ganz netter Nebeneffekt ist, dass man als Foodsaver kaum mehr im Supermarkt einkaufen muss, sondern von den geretteten Lebensmitteln leben kann. Natürlich kann man bei einer Abholung nicht den Anspruch stellen, an diesem Tag Tomaten, Paprika und Erdbeeren zu bekommen, sondern man muss sich überraschen lassen. Dies führt zu einem sehr abwechslungsreichen Lebensmittelvorrat und schult die Kreativität, weil man nicht nach Rezept kochen kann, sondern schaut, was man Leckeres aus den geretteten Lebensmitteln zaubert. Weiterhin ist jeder bei Foodsharing zeitlich voll flexibel. Man kann für das Engagement zwei Stunden oder auch fünfzehn Stunden pro Woche einplanen, wie es einem am besten passt. Insbesondere der Umgang unter den Foodsavern ist von unglaublicher Wertschätzung und Freundlichkeit geprägt. Oftmals lernt man bei den Abholungen neue Leute kennen, die ähnliche Ansichten wie man selbst haben. Und auch unter den erfahreneren Foodsavern entwickeln sich Freundschaften. Immer wieder tauscht man Koch- und Verwertungstipps aus und verteilt die geretteten Lebensmittel untereinander, denn irgendwann weiß man, wer die grünen Paprika liebt, wer gerne welches Brot mag und an wen man Bananen und Pilze weitergeben kann.

Literatur und Quellen

Foodsharing e.V. (2017): Gesamt-Statistik. Online unter:

<https://foodsharing.de/statistik> (abgerufen am 27.05.2017)

Thurn, V. (Produktion, Drehbuch, Regie) (2011): Taste the Waste (Dokumentarfilm). Deutschland.

WWF Deutschland (Hrsg., 2015): Das große Wegschmeißen. Vom Acker bis zum Verbraucher: Ausmaß und Umwelteffekte der Lebensmittelverschwendung in Deutschland. Berlin.

Block II

Sich gemeinschaftlich ernähren

**Alternative urbane Nahrungsmittelnetzwerke –
Eine vergleichende Analyse mit einer vertiefenden
Betrachtung des Projekts „Mundraub“**

Birgit Keppler & Heiko Faust

Abstract

Alternative urban food networks (AUFN) imply comprehensive strategies to achieve not only food provision but also social inclusion, saving resources, preserving green spaces, setting political priorities, and encouraging social perception. This article addresses these keywords as the motives of actors who assemble AUFN to create an urban life fit for the future. The increasing diversity of motivations and actors is entailing a likewise colourful bunch of networks that reaches from strictly organised traditional allotments to political oriented guerilla gardening. Despite its recent popularity, urban food is not a new fashion coming from western metropolises, but is as old as cities themselves. It is in fact the variety of types of networks that is giving a new input to the debate on the relevance of AUFN for urban development. Historically, urban agriculture was practiced on a small scale for subsistence purposes, but nowadays it is also performed for ideological reasons. Furthermore, these days networks are not concentrated on gardening and farming anymore, i.e. dumpster diving and food sharing are based on third-party products. Understanding the differences and coherences between the characteristics and motives of AUFN allows concretising modern city planning strategies to integrate the specific impact every network has on the city and its citizens. One of the AUFN is called ‘Mundraub’. Although it contains some outstanding *open access* features it lacks scientific attention. Therefore, this article will ultimately explain, discuss, and reflect this very network.

Einleitung

Lokale urbane Nahrungsmittelversorgung außerhalb der konventionellen Infrastrukturen wird häufig mit „Hippietum“ gleichgesetzt und demzufolge einer speziellen Akteursgruppe zugeschrieben (vgl. Lovett 2016). Gegensätzliches ist der Fall, denn alternative urbane Nahrungsmittelnetzwerke (kurz „AUFN“ in Anlehnung an die gängige anglophone Abkürzung von *alternative food network* „AFN“, vgl. Maye & Kirwan 2010) sind von einer Vielfalt geprägt, die sowohl die Struktur der modernen urbanen Gesellschaft als auch deren mannigfaltige Interessen widerspiegelt. Wie die Breite dieses Sammelbandes andeutet, existieren viele Möglichkeiten, sich in der Stadt jenseits des Supermarktes zu versorgen. Sie reicht von den eigenen Tomaten auf dem Balkon bis hin zur Mitgliedschaft in einer solidarischen Landwirtschaft. Der weitumfassende Begriff der alternativen Nahrungsmittelnetzwerke wird von Maye und Kirwan (2010) wie folgt definiert: „AFNs constitute organized flows of food products that connect people who are concerned with the morals of their consumption practices in some way with those who want a better price for their food, or who want to produce food in ways counter to the dominant (or conventional) market logic“ (2010, 1). Die Vielfalt der Netzwerke beruht zu einem großen Teil auf einer Zunahme von Motivationen, Interessen und Herkünften der Akteure. Betrachtet

man beispielsweise Netzwerke in der Fläche, sind es die traditionellen Schrebergärten, die zu Buche schlagen: Auf etwa 46 000 ha sind rund fünf Mio. Deutsche als Kleingärtner aktiv, womit dies in seinem räumlichen Ausmaß das größte AUFN darstellt (vgl. Dietrich 2014, 20). Mögen auch weitere Selbsterntegärten, Abo-Kisten und mehr Aquaponik dazukommen, in der Masse sind es hierzulande die 15 000 Kleingärtnervereine, die die urbane Nahrungsmittelproduktion dominieren (ebd.). Daraus wird plausibel, dass AUFN hierzulande nicht eingerichtet wurden, um eine Nahrungsmittelversorgung leisten zu können (vgl. Fiedler 2014). Lediglich die weiterhin gültige gesetzliche Vorschrift, dass auf einem Drittel der Fläche der Schrebergärten Obst und Gemüse angebaut werden müssen, erinnern in Deutschland an einen staatlichen Eingriff in urbane Landwirtschaft zum Erhalt der Nahrungsmittelsicherheit (vgl. Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz 1983).

Zu Beginn landwirtschaftlicher Tätigkeiten und ersten Niederlassungen der Menschen, sprich den ersten Siedlungen vor mehreren tausend Jahren, wurde „städtische“ Landwirtschaft aus subsistenzuellen Gründen und aufgrund fehlender Infrastruktur durchgeführt (vgl. Elmqvist et al. 2013, 15). Später diente die städtische Landwirtschaft nicht nur in Deutschland in der Nachkriegszeit als kurzfristiges Mittel, um dem Nahrungsmangel und der zerstörten Versorgungs- und Infrastruktur Herr zu werden. Die Motive der Netzwerke haben seither eine immense Variationsbreite entwickelt. „Erkennbar ist eine Entwicklung weg vom Gartenbau zur vorrangigen Schließung von Versorgungslücken, vom bloßen Beziehen von preiswerter, selbstangebaute Nahrung aus Obst und Gemüse hin zum eigenständigen Erleben des Gärtnerns an sich. Aber auch als Reaktion auf gesellschaftliche Veränderungen wird das Gärtnern zum Ausdruck der Teilhabe an Stadtentwicklung und Stadtgestaltung, dem Wunsch „Gärten in die Stadt zu holen“ (Dietrich 2014, 23f.). Heute dienen sie dem Wunsch nach der Rückkehr zur Natur in der Stadt, sie dienen politischen Aktionen, sie bieten Raum für eine Abkehr von der Konsumgesellschaft und alternative Lebensstile. Doch eint sie das urbane Umfeld, in dem sie agieren.

Im Hinblick auf die Abgrenzung alternativer Nahrungsmittelnetzwerke gilt Folgendes: Das *Alternative* der Netzwerke liegt nicht unbedingt in der Infrastruktur oder in den Ressourcen, die sie nutzen. Es handelt sich zu einem großen Teil um die Motivation der Produzenten, Organisatoren und Nutzer, also der Akteure. Die Motivationen der Akteure sind ergo ein ausschlaggebender Punkt, der die AUFN als Alternative zur konventionellen Nahrungsmittelversorgung bezeichnen lässt. Konventionelle Motivationen sind demgemäß als antagonistisch, zu denen im Folgenden beschriebenen, alternativen Motivationen, zu verstehen. Zudem ist es die Nähe zwischen den Akteursgruppen, wenn nicht sogar deren Überschneidung, die AFNs im Allgemeinen auszeichnen. Weiterhin ist für das begriffliche Verständnis der beschriebenen Netzwerke deren räumlicher Bezug von Relevanz, denn die AUFN haben allesamt einen Nährboden: den *urbanen* Raum. Somit

grenzt diese Definition AFNs aus, die nur einen schwachen räumlichen Bezug zu Städten haben wie beispielsweise Fair-Trade-Organisationen oder Hofläden.

Um jenseits gesetzlicher Vorschriften und marktwirtschaftlicher Verordnungen Strategien für eine zweckmäßige Förderung von AUFN entwickeln zu können, ist es notwendig, sich mit der Vielfalt der Charakteristika und Motivationen der Akteursgruppen auseinanderzusetzen. Die im vorliegenden Band veröffentlichten Artikel befassen sich zu einem großen Teil mit einem der hier vorgestellten Modelle. Kaiser und Keck behandeln das Konzept der Essbaren Stadt. Sowohl Grewer als auch Kunzmann untersuchen die solidarische Landwirtschaft, beispielhaft in Heckenbeck und Göttingen. Ebenfalls am Beispiel des Raumes Göttingen werden die alternativen Nahrungsmittelnetzwerke im Allgemeinen in den Beiträgen von Engelhardt, Najork sowie Betsch und Dittrich diskutiert. Aufgrund der umfassenden Abhandlungen über alternative Nahrungsmittelnetzwerke in diesem Band werden die einzelnen Konzepte nicht im Detail vorgestellt, für genauere Erläuterungen wird stattdessen auf die weiteren Beiträge verwiesen. Dieser Artikel verfolgt zwei Hauptziele, erstens, einen vergleichenden Überblick urbaner alternativer Nahrungsmittelnetzwerke hinsichtlich ihrer Motive und Eigenschaften zu diskutieren und zweitens, eine vertiefende Analyse des *open access* Beispiels „Mundraub“ durchzuführen.

Um Vergleiche herstellen zu können, ist es notwendig, den Netzwerken gewisse Eigenschaften zuzuweisen und dabei nicht auf jede einzelne Ausnahme einzugehen. Unter urbanem Gärtnern wird im Folgenden beispielsweise auf den Anbau von Gemüse fokussiert, auch wenn es sicherlich langfristige Urban Gardening-Projekte gibt, die ebenfalls Obstgehölze anpflanzen. Um die Mannigfaltigkeit der Projekte zu verdeutlichen, wurde ein charakteristisches Einzelprojekt, der Prinzessinnengarten aus Berlin-Kreuzberg, ebenfalls mit in den Vergleich hinzugezogen. Ob seiner bundesweiten Bekanntheit stellt der Prinzessinnengarten keineswegs ein Stereotyp des Urban Gardening dar und wird aufgrund dessen als eigene Kategorie behandelt (vgl. Egnolff 2015, 102). Die im vorliegenden Artikel betrachteten alternativen urbanen Nahrungsmittelnetzwerke sind die folgenden: Abo-Kiste, Balkonbepflanzung, Containern, Essbare Stadt, Food Sharing, Gemeinschaftsgärten, Guerilla Gardening, Indoor Farming, Interkulturelle Gärten, Kleingärten Mundraubkarte, Prinzessinnengärten, Selbsterntegärten, Solidarische Landwirtschaft (SoLaWi), Stadtimkerei, Transition Town.

Die folgenden Erläuterungen sind in drei Abschnitte gegliedert. Zunächst findet ein kurzer Vergleich der Motive und Ziele für alternative Nahrungsmittelversorgung in der Stadt statt. Anschließend folgt eine Diskussion und vergleichende Betrachtung der Eigenschaften urbaner alternativer Nahrungsmittelnetzwerke und abschließend wird das *open access* Projekt „Mundraub“ näher beleuchtet.

Teil 1: Motive und Ziele alternativer urbaner Nahrungsmittelnetzwerke im Vergleich

Historische und regionale Aspekte

Bis zum Ausbau des Eisenbahnnetzes wurde in schwedischen Städten rund die Hälfte der Nahrungsmittel im urbanen Raum produziert. Zur Mitte des 18. Jahrhunderts war in der Stadt Uppsala das Angebot der eigens produzierten Nahrungsmittel bereits höher als die Nachfrage der Einwohner, so dass der Überschuss von der Stadt exportiert wurde (vgl. Elmquist et al. 2013, 22). Eine Land- und Subsistenzwirtschaft in den Städten in strukturschwachen Räumen der *Less Developed Countries* und *Least Developed Countries* ist bis heute keine Seltenheit. Die praktischen Motive der dortigen „Stadtlandwirte“ sind konträr zu denen der Europäer und Ihresgleichen; sie tun es aufgrund allgemeiner, allen voran finanzieller Unterversorgung, aufgrund infrastruktureller Defizite oder aufgrund politischer Programme. Eine Kombination aller Motive findet sich insbesondere in Havanna, zugleich Kubas Haupt- als auch Primatstadt, in der seit dem Zusammenbruch der UdSSR und damit auch der kubanischen Handelsstrukturen in den 1990er Jahren urbane Landwirtschaft aus der Notwendigkeit heraus gefördert und praktiziert wird. Die Motivation der *habaneros* basiert zweifellos nicht auf Freiwilligkeit, sondern ist eine Konsequenz der auf der Insel omnipräsenten Mangelwirtschaft (vgl. Pestizid-Aktions-Netzwerk e.V. 2014, 1). Das US-Embargo auf Düngemittel und ein steter Mangel an konventionellen Produktionsmitteln taten ihr Übriges, um Havanna in der Literatur als die Weltstadt der ökologisch bewirtschafteten Gärten auszurufen (vgl. Bräutigam 2016). Am Beispiel Havannas wird deutlich, wie extravagant die ursprünglichen Beweggründe zur (staatlichen) Förderung von urbaner Landwirtschaft sein können. Befürworter der urbanen Gärten sehen „in der grünen Revolution in Kuba sogar ein Vorbild für eine Welt der Zukunft, in der wir aus Gründen des Umweltschutzes und des Ölmangels Landwirtschaft wieder mit den einfachsten – aber auch sehr gesunden Methoden – betreiben müssen“ (Bräutigam 2016). Es gibt anfängliche Bestrebungen, nach dem „Vorbild“ Havannas, hierzulande ebenfalls urbane Landwirtschaft in großem Rahmen aufzuziehen. A priori ist es allerdings unwahrscheinlich, dass die „Green Revolution“ als ein politisches Programm, das unter kommunistischen Rahmenbedingungen erfolgreich durchgeführt wurde, ebenfalls in einer kapitalistischen, demokratischen Wirtschaftsnation Fuß fassen wird.

Aktuelle Aspekte im Globalen Norden

Die gegenwärtigen Motivationen der Akteursgruppen lassen sich zu einem Teil in einem momentanen Trend, dem Streben nach einem nachhaltigen, urbanen Lebensstil, verorten. Dieser als *Lifestyle of Health and Sustainability* (LOHAS) zu

bezeichnende Lebensstil ist vielmehr von ideologischen Motiven angetrieben als das ursprüngliche Motiv der Stadtbewohner für den Anbau und das (kooperative) Nutzen der Ressourcen in ihrem städtischen Umfeld, nämlich eine auf Mängel in der Versorgung basierende Subsistenzwirtschaft sowie die gemeinschaftliche Nutzung knapper, kostbarer Ressourcen. LOHAS ist ein Begriff, der tendenziell negativen Konnotationen unterliegt, hier allerdings als wertfrei zu betrachten ist. Es ist an dieser Stelle nochmals klarzustellen, dass, unabhängig von der Grundmotivation der Akteure, urbane Nahrungsmittelnetzwerke nicht das Ziel verfolgen (können), die landwirtschaftliche Produktion in seiner Gänze in die Stadt zu verlegen, denn „eine ökonomische Tragfähigkeit durch die alleinige Produktionsfunktion der Landwirtschaft ist in urbanen Räumen kaum zu realisieren. Chancen eröffnen sich vielmehr durch das Konzept der Multifunktionalität, indem durch das Erbringen von sozialen und ökologischen Leistungen zusätzliche Gewinne erzielt, die Akzeptanz erhöht und ein nachhaltiges Landmanagement unterstützt werden kann“ (Schulz et al. 2013, IV).

Die primär von ideologischen Motiven angetriebenen, westlich geprägten Städter nutzen engagiert die heterogenen Ausformungen der alternativen urbanen Nahrungsmittelnetzwerke: von interkulturellen Gärten zur Förderung von Integration, über politisch und künstlerisch motivierte Guerilla Gardening, bis hin zu Permakulturbewegungen, beispielsweise der Transition-Town-Bewegung zur Überwindung des *peak oil* (vgl. Dietrich 2014, 28ff.). Nahezu alle Formen der Netzwerke haben einen hohen Bekanntheitsgrad durch die Wiederentdeckung in den Städten des Globalen Nordens erlangt. Bewusst wird hier von der Wiederentdeckung gesprochen, denn AUFN sind, wie eingangs erwähnt, keineswegs eine Innovation im Zuge nachhaltiger und moderner Stadtentwicklung – wenn es auch Ausprägungen gibt, die erst seit einigen Jahren bestehen. Es lässt sich aufgrund der heutigen Vielfalt der Typen vielmehr feststellen, dass die Motivationen und Akteure und damit die Typen der AUFN mannigfaltiger geworden sind und im Allgemeinen ein steigendes Interesse an alternativer Versorgung besteht. Tabelle 1 fasst die Hauptmotivationen zusammen und gibt einen Einblick in die Zusammenhänge und Differenzen zwischen den gängigen AUFN.

Tab. 1: Hauptmotivationen der Akteure der gängigen AUFN im Vergleich (eigene Darstellung);
 Legende: X: vorhanden, (x): variabel ausgeprägt, kein X: nicht oder nur sekundär vorhanden

Netzwerk	Motive und Ziele								
	Umweltbewusstsein fördern	Subsistenz	Soziale Aspekte	Kommerzielle Interessen	„Ungenutzte“ Ressourcen verwerten	Gesunde Ernährung	Freizeit und Erholung	Nutzung des öffentlichen Raums	Politische Interessen
Indoor Farming				X				X	
Abo-Kiste		X		X		X			
Balkonbepflanzung		X				X	X		
Containern		X			X				
Essbare Stadt	X		X				X	X	
Food Sharing		X			X				
Gemeinschaftsgärten	X	(x)	X	(x)		X	X	X	
Guerilla Gardening	X							X	X
Interkulturelle Gärten	X		X				X		X
Kleingärten		X				X	X		
Mundraubkarte	X	X			X	(x)	X	X	
Prinzessinnengarten	X	X	X	X		(x)	X	X	X
Selbsterntegärten		X		X		X	X		
SoLaWi				X		X			X
Stadtimkerei	X			X				(x)	
Transition Town	X	X							X

Es zeigt sich in Tabelle 1, dass dominierende Ziele, wie „Freizeit- und Erholung“, „Subsistenz“ und „Umweltbewusstsein fördern“ für viele alternative urbane Nahrungsmittelnetzwerke gelten und sich häufige Überlappungen ergeben. Es stellt sich nun die Frage, ob die Typen der AUFN trotz ihrer Vielfalt in Bezug auf die Motivationen der Nutzer und Organisatoren Parallelen und Zusammenhänge aufweisen. Daher sollen die Ziele ob ihrer Variationsbreite in drei Verteilungsebenen, auch **drei Missionen** genannt, gebündelt werden (Tab. 2).

Tab. 2: Schema der Typen alternativer urbaner Nahrungsmittelnetzwerke
(Quelle: nach Berges et al. 2014, 12)

Verteilungsebene	Interessen	Akteure
1 Mikroebene	Subsistenz	Individuen, Privathaushalte
2 Mesoebene	sozio-kulturell	Vereine, Start-ups
3 Makroebene	kommerziell	Unternehmen

Zum einen verfolgen Akteure (1) auf der Mikroebene subsistenzielle Zwecke, sie möchten Erholung, Gesundheit, Unabhängigkeit und städtische Kreativität fördern und hegen teilweise soziale Interessen. Es handelt sich stereotypisch um Einzelpersonen oder/und um Privathaushalte. Zum anderen setzen einige Akteure, meistens Vereine und Gemeinschaften, ihren Fokus auf die (2) selbstbestimmte Nutzung des öffentlichen Raumes, auf Aspekte wie Bildung, soziale Inklusion oder Förderung des Gemeinschaftslebens im Allgemeinen. Bei letzterem schwingt eine gewisse politische Motivation mit (Abb. 1). Diese als sozio-kulturell zu bezeichnenden Interessen liegen auf der Mesoebene. Andere Akteure wiederum fokussieren sich mit der lokalen Versorgung hauptsächlich auf (3) kommerzielle Interessen (Abb. 2), Profitabilität und eine Ausschöpfung des Potentials urbaner Räume. Diese auf der Makroebene agierenden Akteure beabsichtigen zudem die Generierung von Einkommen, neuer Märkte und Arbeitsplätze. Neben diesen drei Idealtypen entstehen Mischtypen, wenn sich die Akteure, Interessen und Ebenen innerhalb eines Projekts mischen (vgl. Berges et al. 2014, 12; Egnolff 2015, 115). Zudem muss die Mission der Akteure innerhalb eines Netzwerkes nicht übereinstimmend sein, schließlich können die Motivation von Nutzer, Produzent und Organisator voneinander abweichen. Ebenso gibt es Ausformungen von Netzwerken, die die drei Missionen miteinander vereinen.



Abb. 1: Foodsharing



Abb. 2: Guerilla Gardening (Fotos: B. Keppler 2016)

Teil 2: Eigenschaften alternativer urbaner Nahrungsmittelnetzwerke im Vergleich

Die Motive und Charakteristika der Netzwerke sind äußerst heterogen. Im Groben unterscheiden sich die Typen in ihrer Verteilungsebene, in ihren Interessen und in den beteiligten Akteuren. Das bereits abgebildete Schema (Tab. 1) verdeutlicht diese Zusammenhänge. Viele Netzwerke können nicht einer bestimmten Ebene zugewiesen werden und werden demnach als Mischtyp verstanden (vgl. Berges et al. 2014, 12). Die vergleichende Betrachtung nach Zielen und Motiven zeigt, dass die Netzwerke einerseits grundlegende Differenzen aufweisen, andererseits finden sich zwischen den Typen klare Zusammenhänge. Beispielhafte Vergleiche der typischsten Charakteristika von AUFN verschaffen ein genaueres Verständnis der tabellarischen Typisierung der Netzwerke. Die folgende Tabelle vergleicht die gängigen AUFN bezüglich ihrer Eigenschaften.

Tab. 3: Eigenschaften der urbanen alternativen Nahrungsmittelnetzwerke im Vergleich (eigene Darstellung); Legende: ++: stark ausgeprägt, +: ausgeprägt, 0: variabel ausgeprägt, -: gering ausgeprägt, - -: kaum ausgeprägt; x: vorhanden, (x): variabel vorhanden, kein x: nicht vorhanden, /: nicht möglich

Netzwerke (alphabetisch)	Eigenschaften										
	Verteilungsebene 1 - 3	Know-how	Mobilität	Nutzungsdauer	Open-Access -Bedingungen	Organisationsgrad	Konsument = Produzent	Konsument = Organisator	Definierte Nutzergruppe	Produkte aus der Stadt	Stadtkologische Relevanz
Abo-Kiste (in D: seit Anfang der 1990er, regional)	1	+	++	+	--	++			X	(x)	
Balkonbepflanzung (vgl. Berges et al. 2014, 13)	1	-	++	+	--	--	X	X	X	X	(x)
Containern (seit den 1960er, San Francisco)	1	++	++	++	+	-		X			
Essbare Stadt (seit 2008 in Todmorden, vgl. Müller 2013)	2	0	-	+	++	+				X	X
Food Sharing (in D: seit 2012, Berlin, vgl. Fellmer 2016)	1	++	++	++	++	+					

Gemeinschaftsgärten (seit Stadtgründungen, vgl. Elmquist et al. 2013, 15)	1-3	0	-	+	0	0	(x)		(x)	X	X
Guerilla Gardening (seit den 1970ern, u.a. Berkeley, New York, vgl. Die Stadtgärtner 2016; Dietrich 2014, 28f.)	2	-	0	--	++	0				X	
Indoor Farming (kommerziell seit ca. 2012, vgl. CNN 2012)	1-3	++	++	++	-	++				X	
Interkulturelle Gärten (in D: seit 1996, Göttingen, vgl. Egnolff 2015, 68)	2	0	-	+	-	0	(x)		(x)	X	X
Kleingärten (in D: seit 1864, Leipzig, vgl. Egnolff 2015, 39)	1	0	--	++	--	++	X	(x)	X	X	X
Mundraubkarte (Online seit 2010, vgl. Mundraub 2016b)	1	/	-	++	++	0	/			X	
Prinzessinnengärten (seit 2009, Berlin, vgl. Egnolff 2015, 99; Müller 2011, 69)	1-3	+	+	+	+	+	(x)			X	X
Selbsterntegärten (seit 1987, Wien, vgl. Stierand 2013)	1	++	-	+	--	++	(x)		X	X	X
SoLaWi (seit den 1960er als <i>Teikei</i> in Japan, vgl. Dietrich 2014, 25)	3	++	--	+	--	++			X		
Stadtimkerei (seit Beginn des 19. Jh., u.a. New York, vgl. Finke 2011)	3	+	++	++	-	++				X	X
Transition Towns (auf Permakultur basierend, seit 2006, Kinsale, vgl. Dietrich 2014, 24)	1-3	0	-	+	0	+	(x)			(x)	X

Verteilungsebene

Die Verteilungsebene ist meistens vielmehr von den einzelnen Projekten als von den Netzwerken abhängig. Es gibt einige eindeutig kommerzielle Typen wie *Abokisten*, *solidarische Landwirtschaft* oder *Indoor Farmer*. Sie produzieren für eine große Anzahl von Abnehmern, welche keine definierte Verbindung zu den Produzenten

haben und generieren neben Profit Arbeitsplätze und neue Märkte (vgl. Berges et al. 2014, 12). Sozio-kulturelle Aspekte und persönlichere Bezüge zu den Betreibern werden dagegen von *interkulturellen Gärten* oder den Projekten von *Essbaren Städten* vertreten (vgl. Egnolff 2015, 128). Der Gemeinschaftsgarten *Prinzessinnengarten* tritt ebenso auf der Mikro-, Meso- als auch auf der Makroebene auf, da die Produkte gewinnbringend an Restaurants verkauft werden, er gleichzeitig auf der soziokulturellen Ebene agiert und ebenso Subsistenzzwecken dient (vgl. Nomadisch Grün 2016). Die Zielsetzung der Organisatoren und Teilnehmer des Berliner Projekts bündelt demnach alle drei *Missionen* gleichermaßen. Die Nutzer der Plattform „Mundraub“ wiederum agieren eindeutig auf der Mikroebene, während die Organisatoren vereinzelt im Zuge von Projekten Produkte verkaufen und somit auch auf der Makroebene auftreten (vgl. Mundraub 2015).

Know-how

Das Know-how der Nutzer und Organisatoren ist vermutlich das zusammenhangloseste Charakteristikum der Netzwerke. Auf der Produktionsebene haben die Bewirtschafter der *solidarischen Landwirtschaft* (SoLaWi), der komplexeren Produktionsverfahren mit *Aero- oder Hydrokulturen* sowie der häufig konventionellen Produkte, die beim *Containern* und *Food Sharing* erhältlich sind, eindeutig das beste Know-how (vgl. Flick o.J.). Aber auch die Organisatoren von jeglichen Gärten und privaten *Balkon- oder Gartenbepflanzung* können fachspezifisch ausgebildet sein – allerdings auch absolute Laien. Urbane Gärten können auf allerhöchstem Niveau nach dem Permakulturkonzept aufgebaut sein oder dem Standard biologisch-dynamischer Landwirtschaft entsprechen – oder es wird aufs Geratewohl Saatgut aus dem Supermarkt ausgestreut. Zudem lassen sich große Differenzen zwischen den Akteuren innerhalb von Netzwerken feststellen: In *Selbsterntegärten* werden die Felder von Landwirten bestellt und dem unbestimmten Nutzer wird ein eigener Bereich zur weiteren Bewirtschaftung ohne Beihilfe zugewiesen (vgl. Berges et al. 2014, 10).

Ausschlaggebend ist, dass alle Netzwerke neben dem zeitlichen Aufwand auch einen gewissen Wissensstand vom Nutzer erwarten. Zum einen betrifft dies den Anbau, zum anderen auch die Verwendung der Produkte. Sowohl das Erkennen der Mundraubstandorte, die Auswahl der ausrangierten „Supermarktprodukte“ des *Food Sharing* und *Containern*, als auch die Anpassung an die Saison bei *Abo-Kisten* und *SoLaWi* erfordern Aufmerksamkeit und Erfahrung, die im Supermarkt nicht von Nöten sind. Für ein *sinnvolles*, zukunftsfähiges Netzwerk ist Know-how unabkömmlich, denn es bringt nichts, eine Transition Town auszurufen, während man in einem auf Torferde basierendem Beet gräbt.

Mobilität

Die Mobilität ist eine wichtige Eigenschaft für die Typisierung, da mit ihr viele Konsequenzen verbunden sind. Nahezu jede Form des städtischen Gemüseanbaus gehört zu der Obergruppe der standortgebundenen *Gemeinschaftsgärten* (community gardens) (vgl. Schulz et al. 2013, 12). Sie haben häufig eine definierte, aber variierende Nutzergruppe, die mindestens für eine Saison die Gärten betreibt. Der Begriff der *community gardens* weist gemäß Schulz et al. 2013 auf eine kurz- bis mittelfristige (Zwischen-) Nutzung einer Freifläche von einer Gruppe von Menschen hin; es kann sich dabei um Einzelpersonen, Familien oder ein Kollektiv handeln. Einige Konzepte setzen auf eine langfristige Nutzung und Standortbindung, so beispielsweise die Initiative der *Transition Towns*, die nicht nur Versorgung, sondern auch einen ökologischen Wandel der urbanen Strukturen verfolgen. Begrifflich unterscheiden Schulz et al. Gemeinschaftsgärten bezüglich ihrer Mobilität von dem „bodenlosen“ Anbau (ebd.). Der mobile, bodenlose Anbau zeichnet sich dadurch aus, dass tendenziell in kleinerem Rahmen in Behältnissen, als *Aquakultur*, *Hydrokultur* oder in Form von *vertikalem Anbau* Gemüse oder Kräuter angebaut werden (ebd.). Diese Formen des bodenlosen Anbaus erweitern die Möglichkeiten der Produktionsstätten, da dadurch *Indoor Farming* und die Nutzung von Betonflächen ermöglicht werden. Es kann sich allerdings auch um standortunabhängige Tierhaltung, beispielsweise *Stadtimkerei*, handeln.

In Deutschland ist ohne Zweifel der *Prinzessinnengarten* in Berlin-Kreuzberg das bekannteste Beispiel für bodenlosen Anbau. Dieser Garten liegt auf einer betonierten Fläche und könnte in der Theorie in seiner Gänze ohne Verluste den Standort wechseln (vgl. Nomadisch Grün 2016). Auch der *Prinzessinnengarten* ist als Gemeinschaftsprojekt zu verstehen, aufgrund des mobilen Aufbaus unterscheidet er sich jedoch von anderen Gemeinschaftsgärten. Die als äußerst immobil zu betrachtenden Formen sind vereinsgebundene, an Privatbesitz gebundene *Kleingärten*, Projekte wie *Mundraub*, die von den Standorten perennierender Pflanzen abhängig sind, sowie die *solidarische Landwirtschaft*, deren Konzept auf langfristiger Zusammenarbeit mit Landwirten aufbaut. Die Mobilität eines Netzwerkes wird besonders relevant, wenn das Verhältnis von Angebot und Nachfrage unverhältnismäßig wird und damit der Nutzungsdruck auf das kleine Netzwerk steigt. Beispielsweise gibt es aufgrund historischer Gegebenheiten, insbesondere unterschiedlicher Verkehrsplanung, heute in der ehemaligen DDR deutlich mehr Obstbäume und -alleen als im Westen Deutschlands – und dies steht nicht in Proportion zur Bevölkerungsverteilung (vgl. BUND Brandenburg 2016). Allerdings wird die Problematik der Immobilität und räumlichen Verteilung zumindest auf der *Mundraubkarte* dadurch relativiert, dass in Städten, in denen das Interesse an Stadto Obst hoch ist, auch viele Standorte eingetragen werden. Während die Gehölze und Kräuter immobil sind, ist der Pool an Standorten auf der *Mundraubkarte* selbst extrem mobil, denn sie können mit einem Mausklick

entfernt und hinzugefügt werden. Neben diesem Sonderfall bestimmen grundsätzlich das Produkt und die Tätigkeit die Mobilität. Einer der entscheidenden Unterschiede zwischen dem Anbau von Gemüse und der Nutzung von Kräutern und Obst ist, dass erstere ein- bis mehrjährige, letztere perennierende, also ausdauernde, Pflanzen sind. Dieses botanische Charakteristikum bestimmt ebenso wie der bodenlose Anbau maßgeblich die Mobilität der Netzwerke und kann ausschlaggebend für stadtplanerische Entscheidungen sein. In politischen Entscheidungsprozessen spielt die Mobilität eine wichtige Rolle: ob ein Bienenstock, ein kleiner Gemüsegarten oder eine Streuobstwiese angelegt werden, bestimmt die langfristige Nutzung der jeweiligen Fläche maßgeblich.

Nutzungsdauer

Neben räumlicher Variabilität sind Netzwerke ebenfalls in ihrer Nutzungsdauer variabel. Es zeigt sich ein Zusammenhang zwischen der Unabhängigkeit von der Produktpannweite landwirtschaftlicher Tätigkeiten und einer geringen zeitlichen Begrenzung. *Containern*, *Indoor Farming* und *Food Sharing* sind nicht zeitlich begrenzt, da die Produkte saisonunabhängig verfügbar sind. Eine relativ lange Saisondauer weisen *Stadtimkerei* und die Kräuter und Obstpflanzen der Mundraubkarte auf: Aufgrund der Pflanzenvielfalt decken die Standorte insgesamt eine Saison von ca. neun Monaten ab, ebenso lange fliegen Stadtbienen (vgl. Klein 2016; Mundraub 2016a). Auch großflächig angelegte Stadtgärten mit Gewächshäusern haben eine lange zeitliche Verfügbarkeit. Doch diese wird bei Stadtgemüse im Gegensatz zu Obstgehölz nicht nur von der natürlichen Saison bestimmt, sondern auch von dem Engagement der Teilnehmer, denn der Gemüseanbau ist arbeits- und zeitintensiv. Mit abnehmender Arbeitskraft sinkt auch der Ertrag. Vergleichsweise aufwendig ist die *Stadtimkerei*, jedoch zeigt sich hier ein Unterschied: Dass sich die der Imkerei verschriebenen Einzelpersonen mit dem unabdingbaren Know-how während der Saison aus Lustlosigkeit und Überforderung von der Imkerei abwenden, ist weniger zu erwarten als von einem lockeren, unverbindlichen Verbund von Gärtnern. Die Pflege der Mundraubstandorte wird zwar in kleinem Rahmen in Form von Baumschnittkursen durchgeführt, doch auch ohne diese Maßnahme gedeihen die andauernden Pflanzen der Standorte und sind somit nicht von dem Engagement der Akteure abhängig.

Open-Access-Bedingungen

Eine Begrenzung auf eine bestimmte Nutzergruppe oder ein beschränkter Zugang zu den Standorten findet in *open access*, respektive offenen Netzwerken, nicht statt. Die Partizipation am *Prinzessinnengarten* entspricht beispielsweise nach eigenen Angaben *open access* Bedingungen, unterliegt also keiner definierten Nutzergruppe (vgl. Nomadisch Grün 2016). Vergleichbare Nutzungsbedingungen finden sich bei

weiteren offenen Netzwerken wie *Food Sharing*, bei dem übrig gebliebene Nahrungsmittel aus Supermärkten und von Privatleuten in sogenannten Fairteilern frei zur Verfügung gestellt werden, sowie der Plattform *Mundraub* für öffentlich frei verfügbares Obst oder dem *Containern*, die Mitnahme weggeworfener Lebensmittel aus Abfallcontainern. Eine Bildung geschlossener Gruppen in offenen Netzwerken findet nur eventuell statt, wenn Nutzer sich zu lockeren, privat organisierten Verbänden zusammenschließen.

Je privater der Rahmen der Nutzung des Nahrungsmittels ist, desto höher wird auch die Nutzungsbeschränkung und damit sinkt in einigen Fällen seine Alternativität und Urbanität. Das Basilikum in der eigenen Küche lässt sich beispielsweise kaum als alternatives, urbanes Netzwerk typisieren, da es keinen Bezug zum urbanen Raum und eine sehr kleine Nutzergruppe aufweist sowie meistens in einem konventionellen Rahmen erworben wurde. Private *Schrebergärten* dagegen haben einen wesentlichen urbanen Bezug, sie sind hierzulande die traditionellste Form der urbanen Gärtnerei, sie dienen neben dem gesetzlich vorgeschriebenen Anbau auch als Rückzugs-, Lern- und Erholungsraum für Städter und erfreuen sich weiterhin größter Beliebtheit (vgl. Berges et al. 2014, 6).

Die Nutzungsbeschränkungen beziehen sich nicht immer nur auf das gesamte Netzwerk, es gibt durchaus Unterschiede zwischen der Produktion und dem Konsum. Beispielsweise kann lediglich der Imker die *Stadtimkerei* durchführen, jedoch gibt es für den Erhalt des Honigs bis auf das nötige Kleingeld keinerlei Beschränkungen (vgl. Klein 2016).

Organisationsgrad

Der Organisationsgrad steht in enger Verbindung mit der definierten Nutzergruppe und der Nutzungsbeschränkung. Der Organisationsgrad von *Containern* und auch von Guerilla Gardening ist äußerst niedrig, da es den Konzepten entsprechend keine festen Strukturen gibt und besonders Ersteres als illegal zu bezeichnen ist. Diese Tatsache bezieht sich im deutschsprachigen Raum nur auf Deutschland, da in der Schweiz und Österreich die Mitnahme von „herrenlosem“ Abfall, sprich das *Containern*, nicht strafrechtlich verfolgt wird (vgl. derStandard 2009). Die zuweilen politischen Aktivisten des Guerilla Gardenings bauen durchaus Infrastrukturen für ihre spontane und künstlerische Performance auf, jedoch fehlen hier meistens die hierarchischen Strukturen und die offene Darlegung der Organisation, sowie es für die meisten AFN üblich ist (vgl. Dietrich 2014, 29).

Konträr hierzu finden sich klar organisierte Strukturen nicht nur in den häufig als kleinbürgerlich getadelten Schrebergartenvereinen, sondern auch in kommerziell ausgerichteten Netzwerken mit definierten Nutzergruppen wie es in der *SoLaWi* und dem *Abo-Kistenversand* der Fall ist. Das Aussprechen operationeller Regeln bestimmt maßgeblich den ideologischen Gedanken des Netzwerkes. Der Organisationsgrad ist davon abhängig, ob die Nutzung auf

Verstand und Vernunft eines jeden Nutzers ausgelegt ist, oder ob das Netzwerk vielmehr auf Regeln und hierarchischen Strukturen beruht. Bei Ersterem wird die Organisation von den Nutzern selbst getragen, und der Organisationsgrad ist tendenziell geringer als bei Letzterem, bei dem die Organisatoren/Produzenten statt der Konsumenten die regelnden Parteien darstellen.

Beteiligte Akteure: Konsumenten, Produzenten, Organisatoren

Bezüglich der beteiligten Akteure weist *Containern* die Seltenheit auf, dass nahezu *jeder* Konsument der Ressourcen gleichzeitig auch einen Organisator der Tätigkeit darstellt, diese beiden Akteursgruppen sich ergo überlappen. Die Ursache dafür mag in der bisherigen Illegalität der Tätigkeit liegen. Ein ähnlicher Fall der Überschneidung von Akteursgruppen tritt sonst nur in *Kleingärten* auf. Der Kleingarten ist die einzige Form, in der nahezu *jeder* Konsument ebenfalls Produzent war und es bei der Produktion keine Hilfe Außenstehender gab. Sie können zudem in einem beschränkten Rahmen die Organisation des Anbaus der Nahrungsmittel übernehmen, die wie beim *Containern* auf der Mikroebene, respektive höchstens im Verwandten- oder Bekanntenkreis, geteilt werden. Bezüglich der Organisation ist der Freiheit der *Kleingärtner* allerdings eine Grenze gesetzt, da sie sich den vereinsgebundenen Regeln beugen müssen. Ist der Konsument maßgeblich an der Produktion oder an der Organisation beteiligt, erbringt ihm das ein hohes Maß an Entscheidungsfreiheit, Selbstbestimmung, aber auch Verantwortung und Arbeitsaufwand. Es ist augenscheinlich, dass trotz dieser Ähnlichkeit zwischen *Containern* und *Kleingärten* die Zielgruppen und weitere Charakteristika nicht unterschiedlicher sein könnten: *Kleingärten* sind gegensätzlich zum *Containern* von einem sehr hohen Organisationsgrad und langer Tradition geprägt, sie sind der Inbegriff des traditionellen Kleinbürgertums, während *Containern* ein offensichtliches Aufbegehren gegen die Wegwerfgesellschaft und die im Rahmen des Kapitalismus entstandene marktwirtschaftliche Ordnung ist.

Alle weiteren aufgeführten Netzwerke bestehen im Allgemeinen aus getrennten Akteursgruppen – mit der Ausnahme *Mundraubs*, dessen Produzent die Ressource selbst ist. Im Zuge des Projekts werden zwar Neupflanzungen und Pflegemaßnahmen durchgeführt, diese beziehen sich jedoch auf zusätzliche, auf Freiwilligkeit beruhende Aktionen. Die Obst- und Kräuterpflanzen benötigen keine Beihilfe bei der Produktion. Wie unter dem Charakteristikum Mobilität bereits angedeutet, sind die botanischen Differenzen zwischen den Ressourcen Gemüse und Obst ausschlaggebend für deren Nutzung.

Stadtökologische Relevanz

Bei stadtplanerischen Entscheidungsprozessen können unter Einbeziehung der stadtökologischen Relevanz der jeweiligen Netzwerke mitunter „zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen“ werden. Betrachtet man die Netzwerke nach klimarelevanten Gesichtspunkten, sind sie besonders aufgrund der lokalen Versorgung

und Ressourceneffizienz förderlich. Doch nur wenige haben einen direkten, positiven Einfluss auf die Stadtökologie, respektive auf das Stadtklima. Wie eingangs erwähnt, haben in deutschen Städten die *Kleingärten* eine erhebliche Flächenrelevanz. Die traditionellen Gartenkolonien spielen seit über 100 Jahren besonders für die städtische Biodiversität und als Habitat eine maßgebliche Rolle (vgl. Dietrich 2014, 20; Egnolff 2015, 39). Bezüglich der weiteren Gärten ist hinzuzufügen, dass die stadtökologische Relevanz mit der Vielfalt der Pflanzen und der Größe des Gartens zunimmt. Zudem bestimmt die Pflanzenauswahl die abiotischen und biotischen Auswirkungen der Gärten: Mit dem Anbau perennierender, winterharter Gehölze und Kräuter sind mehr Bodenschutz (Bodenbedeckung, Laubabwurf) und Habitate für Stadttiere im Winter und zuverlässige Bestäubungsmöglichkeiten für Bienen gegeben. Deshalb sollte nach Möglichkeit neben Gemüsefeldern stets auch der Versuch unternommen werden, ausdauernde Pflanzen anzubauen. Die *Bienenzucht* und damit die *Stadtimkerei* gelten als ebenso stadtökologisch wertvoll, da sie die genetische Vielfalt in der Stadt gewährleisten und dem Bienensterben entgegenwirken. Die AUFN, die sich zum Ziel setzen, die gesellschaftliche Wahrnehmung auf stadtökologische und nahrungsmittelrelevante Belange zu konzentrieren, haben ebenfalls eine gewisse stadtökologische Relevanz. Sie bringen die Thematik in die Öffentlichkeit und damit in das Bewusstsein derjenigen, die sich bisher noch nicht mit ebenjenen Belangen auseinandergesetzt haben. Die Bewusstseinsbildung geschieht ganz direkt durch plakative Aktionen (Foto 1) oder indirekter durch die Präsenz der Akteure im öffentlichen Raum, beispielsweise sind es hier die „Mundrauber“, die inmitten der Stadt Kräuter und Früchte sammeln und damit ohne ausgesprochene Botschaft Akzente setzen.

Mithilfe der Typisierung der AUFN ist es im Sinne von Stadtentwicklungskonzepten möglich, Strategien zu entwickeln, die auf die jeweiligen Typen individuell zurechtgeschnitten werden. Ebenso ist es für die AUFN selbst hilfreich, eine eigene Typisierung durchzuführen oder sich in den hier aufgeführten Beispielen einzuordnen und dementsprechend potentielle Handlungsstrategien zu erörtern. Besonders im Bereich des urbanen Gärtnerns gibt es zahlreiche und divergierende Ausprägungen, sodass bei jedem Projekt eine individuelle Zuordnung von Nöten ist. Beispielsweise muss das komplexe und charakteristische Konzept der Permakultur je nach Auslebung typisiert werden, da es stets einem der Projekte zugehörig ist und kein eigenes Netzwerk darstellt: So kann sowohl *solidarische Landwirtschaft* als auch ein *interkultureller Garten* nach dem Prinzip der Permakultur aufgebaut sein. Während die meisten AUFN in der Wissenschaft gewissenhaft und ausführlich analysiert und studiert werden, gibt es weiterhin Bereiche der urbanen Versorgung und Netzwerke, die bis dato als Forschungsfeld nur vereinzelt in Betracht gezogen wurden. Dieser Unregelmäßigkeit soll mit dem dritten Teil Rechnung getragen werden, in dem sich dieser mit dem Projekt *Mundraub* beschäftigt. Das Projekt, welches vollkommen nach den Prinzipien des *open access* handelt, hat bisher nur vereinzelt Eingang in

wissenschaftliche Auseinandersetzungen gefunden. Dank seines innovativen und „freizügigen“ Charakters zeigt *Mundraub* Besonderheiten auf, die es nicht nur von den AUFN grundlegend unterscheidet, sondern auch in den Bereich der *Commons* eingliedern lässt.

Teil 3: Die Wiederentdeckung der Allmende - Mundraub

Eine Kooperation, die das Ziel der kollektiven Nutzung urbaner Ressourcen verfolgt und zudem eine effektive Nutzung der urbanen Flächen verspricht, entspräche einer Kombination von Elementen, die sowohl der Gesellschaft als auch der Stadt selbst zu Gute kämen. Neben einer regionalen Versorgung könnten Ressourcen effektiv genutzt und gewisse Bedürfnisse zum Schutz und Erhalt urbaner Ökosysteme und öffentliche Aufmerksamkeit auf ebenjene abgedeckt werden. Unter anderem versucht die Internetplattform *Mundraub.org* das kooperative Gedankengut zu verbreiten. Das Projekt, entstammend aus dem weiten Feld der AUFN, versucht der Entfremdung der Menschen zu ihren lokalen Ressourcen bzw. Konsumgütern Einhalt zu gebieten. Nach eigenen Angaben möchte *Mundraub* heimische Obstallmenden fördern und erhalten und setzt sich generell für die „Wiederentdeckung der Allmende“ ein (Mundraub 2016b).

Mundraub.org ist bekannt als kostenlose Online-Plattform, auf der eine webbasierte Karte den Nutzern bereitgestellt wird. Diese Open-Source-Software verzeichnet weltweit, hauptsächlich bundesweit, Standorte von Mostereien, Obst und Kräutern sowie Aktionen und Gruppen im öffentlichen Raum. Es handelt sich dabei um die von Helfrich et al. beschriebenen „Objekte unter freier Lizenz“ (Helfrich et al. 2009, 9): Güter und Wissen, die ohne den Einfluss von Staat oder Markt innerhalb eines kurzen Prozesses miteinander geteilt werden. Registrierte Nutzer können Pflanzen der vier wählbaren Kategorien Kräuter, Obststräucher, Nüsse und Obstbäume in der Karte markieren und somit für alle Besucher der Website – auch nicht registrierte Besucher – visualisieren (vgl. Gildhorn et al. 2013, 72ff.). Der Schwerpunkt der Standorte liegt in den deutschen Städten. Insgesamt kann davon ausgegangen werden, dass das Potential vieler Städte bezüglich ihrer Standorte bei Weitem nicht ausgeschöpft ist. In der Stadt Göttingen gibt es beispielsweise in Relation zu ihrer Größe wenige Standorte: 65 im Göttinger Stadtgebiet mit 51 registrierten Mundraubnutzern (Stand September 2016) (vgl. Mundraub 2016a), wobei die Stadt Göttingen nach eigenen Angaben an 17 Standorten im Stadtgebiet insgesamt 805 Obstbäume führt. Diese wurden 2013 offiziell den Bürgern zur Verfügung gestellt (vgl. Stadt Göttingen 2013), nach anfänglichen Gesprächen sind diese Standorte allerdings (noch) nicht in der Mundraubkarte verzeichnet (vgl. Mundraub 2016c).

Das Prinzip „Besitzen und Teilen“ spielt bei der Onlinekarte eine wichtige Rolle: einerseits Kooperationsbereitschaft der Besitzer und andererseits eine maßvolle Verwendung der Güter seitens der Nutzer. So interagieren die

Organisatoren *Mundraubs* nicht nur mittels der Plattform und Aktionen mit den Nutzern, sondern treiben die Kooperation mit Unternehmen und Städten an. Die Freie und Hansestadt Hamburg hat beispielsweise zahlreiche Datensätze aller Standorte der Obstbäume im Stadtraum veröffentlicht (vgl. Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Umwelt und Energie 2015). Diese wurden nach Absprache mit der Stadt in die Mundraubkarte eingepflegt und die Informationen können für jeden Standort eingesehen werden.

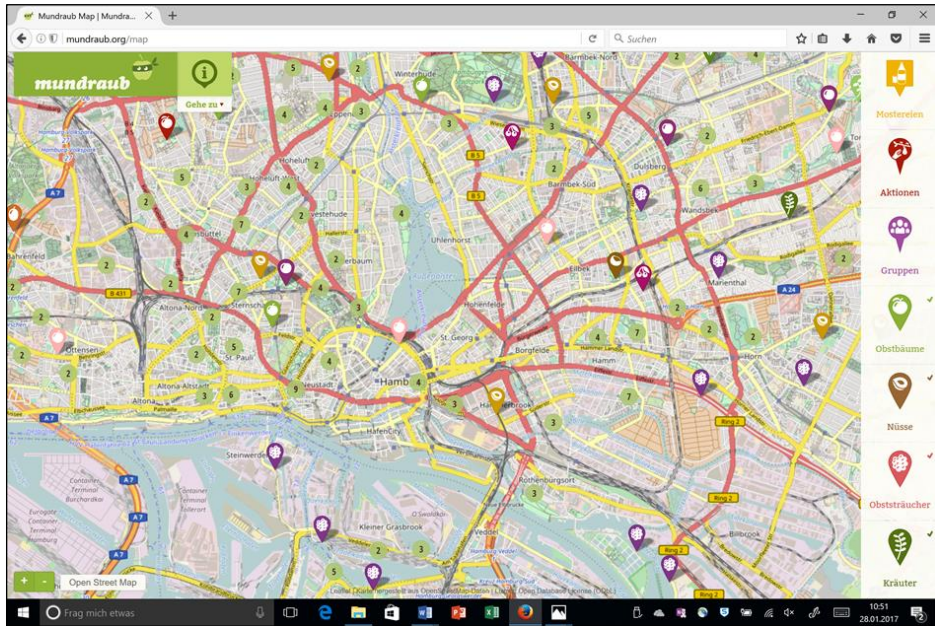


Abb. 3: Mundraubkarte Hamburg (Quelle: <http://mundraub.org/map>)

Mundraub und die Theorie der Commons

Das Konzept *Mundraubs* – eine freiwillige Kooperation, die Abwendung vom Eigentum zugunsten des Gemeinwohls und die Prämisse „Teilen und Besitzen“ fordert – fällt unter die Nutzungsform der kollektiven, kooperativen Teilung von Gütern (vgl. Winterfeld et al. 2012, 15). Die Nutzung einer Ressource im Kollektiv ist ein Forschungsobjekt, das seit Jahren untersucht wird. Vorangetrieben wurde dieser Forschungszweig maßgeblich von der Wissenschaftlerin Elinor Ostrom: „She challenged the conventional wisdom by demonstrating local property can be successfully managed by local commons without any regulation by central authorities or privatization“ (NOBEL MEDIA AB 2014). Die von Ostrom ausgearbeitete Theorie der Commons besagt, dass gemeinschaftliches Eigentum von Organisationen erfolgreich verwaltet werden kann und dass Gemeinschaften bei der Nutzung knapper Ressourcen seltener scheitern als von vielen Kritikern angenommen (vgl. Stollorz 2011, 3).

Die Commons-Theorie dient als theoretisches Grundgerüst und als Grundlage vieler Wissenschaftler für die Forschungsfrage, inwieweit Ressourcen in der heutigen Zeit von Nutzergruppen als Commons genutzt werden können (vgl. Walljasper 2011). Freier Zugang und kollektives Teilen sind keineswegs Usus, denn in der modernen Gesellschaft wird „gesellschaftlicher Wohlstand und Fortschritt [...] mit Privat-, nicht mit Gemeinbesitz assoziiert“ (Winterfeld et al. 2012, 7f.). Diese Fixierung auf Privateigentum ist ein Hemmnis, dem sich kollektive, besonders aber offene Netzwerke stellen müssen. Stollorz zufolge zeigt die kreative Beteiligung städtischer Gemeinschaften, wie Flächen und Ressourcen jenseits Regelungen von privater oder staatlicher Hand miteinander geteilt und genutzt werden können - ohne Anzeichen von Übernutzung und Habgier (vgl. Stollorz 2011, 3). Das Konzept *Mundraubs* und die dazugehörige Gemeinressource „Stadtobst“ fallen unter diese Kategorie der kreativen, städtischen Konstrukte des „Teilen und Besitzens“ mit der Besonderheit, dass die Nutzung zwar via Website geregelt wird, es aber keine Zugangs- und Nutzungsbeschränkung gibt.

Selbstverständlich lassen sich Gegenthesen zu den Aussagen Ostroms und Stollorz aufstellen, diese vereinen sich zu dem Begriff der „Tragik der Allmende“ (vgl. Hardin 1968): der Annahme, dass kollektive Nutzung aufgrund fehlender operationelle Regeln und Monitoring- und Sanktionsmöglichkeiten scheitert, respektive dass „freedom in a commons brings ruin to all“ (Hardin 1968, 1244). Im Rahmen der Debatte um die Erfolgswahrscheinlichkeit eines Commons in der modernen Gesellschaft hat Olson die kritische Stimme der Öffentlichkeit, es entstehe eine Free-Rider-Gesellschaft, in der Commons keine Überlebenschance haben werden, wie folgt beschrieben: „Roving banditry is different from most commons dilemmas in that a new dynamic has arisen in the globalized world: New markets can develop so rapidly that the speed of resource exploitation often overwhelms the ability of local institutions to respond“ (Olson 2000, 1557). Diese Schnellebigkeit der globalisierten Welt und die Vorteile, die „ausbeuterische Banditen“ daraus ziehen können, strapazieren die Stabilität eines Commons. Es läuft Gefahr, durch Übernutzung der Ressourcen die Tragik der Allmende zu realisieren, wie beispielsweise stark überfischte Fischbestände in internationalen Gewässern verdeutlichen (vgl. Ostrom 2007, 13). Die zentrale Frage, auf die Ostrom infolgedessen in ihren Forschungsarbeiten stets den Fokus setzte, ist, „how a group of principals who are in an interdependent situation can organize and govern themselves to obtain continuing joint benefits when all face temptations to free-ride, shirk, or otherwise act opportunistically“ (Ostrom 1990, 29). Die Nutzung von Stadtobst entspricht nicht dem typischen Commons nach Ostrom, da es beispielsweise bei dem Konzept des kostenlosen Obstes keine Trittbrettfahrer geben kann und den Nutzern keine *direkte* Verantwortung übertragen wird. Dennoch stellt sich die Frage, ob eine maßvolle, langfristige Nutzung nach dem Konzept *Mundraubs* möglich ist. Dazu ist eine vorherige, genauere Betrachtung des Stadtobsts als gemeinschaftlich genutztes Gut notwendig.

Stadtbst als *multiple-use* Gemeinressource

Stadtbst bietet neben der alternativen Nahrungsmittelversorgung auch eine Versuchsfläche für den demokratischen Suchprozess, von dem bei der Theorie der Commons gesprochen wird. Durch Projekte wie Mundraub wird eine Stadt offener, lebenswerter, die öffentliche Ernte fördert den Naturbezug und die sozialen Kontakte innerhalb der Stadtgesellschaft, besonders innerhalb der Kieze. Die *open access* Bedingungen ermöglichen eine uneingeschränkte Zusammenkunft sozialer Gruppen an den Standorten; Wie eine Nutzerumfrage *Mundraubs* ergab (vgl. Arndt 2016), erweckt das Ernten die Aufmerksamkeit auf die eigene Stadt, beziehungsweise was die eigene Stadt „zu bieten hat“. Die Kommentare der Befragten „mein Blick auf meine Umgebung ist anders“ und „ich gehe mit offeneren Augen durch die Welt“ spiegeln diese Aussage wider (ebd.). Diese Identifikation mit dem eigenen Wohnort und dem urbanen Raum ist ein Aspekt, der in anderen Netzwerken unterrepräsentiert ist oder aber nicht verfolgt wird. Die Philosophie, sich *von* der eigenen Stadt zu ernähren, nicht *in* der Stadt Eigenes zu generieren oder *aus* den anthropogenen Strukturen der Stadt die Ressourcen zu erlangen, schafft eine Form des Konsums, die mit der anderer Netzwerke wie *Food Sharing* oder *urbanem Gärtnern* nicht zu vergleichen ist. Neben dem Aspekt der individuellen Einnahme des urbanen Raums ergibt sich durch *Mundraub* ebenfalls eine Stadt-Mensch-Umwelt-Beziehung, die mit der Eigenschaft des *multiple-use* des Stadtbsts in Verbindung steht. *Multiple-use common pool resources* („Gemeinressourcen mit Mehrfachnutzung“) bezeichnet in der Commons-Debatte Ressourcen, die mehrere Funktionen ausführen und von mehreren Nutzern in Anspruch genommen werden (vgl. Steins & Edwards 1999, 242). Denn die Standorte des Stadtbsts stellen neben der Nahrungsquelle auch eigene kleine, urbane Ökosysteme oder Elemente von anderen urbanen Ökosystemen dar und „bieten“ somit sowohl Tier als auch Mensch Ökosystemleistungen. Durch das Ernten wird von den vier Ökosystemleistungen Kultur-, Produktion-, Regulation- und Habitatfunktion lediglich letzte geringfügig beeinträchtigt, weil die Standorte als Wohnraum für Stadttiere und Ort der genetischen Vielfalt unberührt von hohem Wert sind (vgl. Groot et al. 2002, 394f.).

Die stadtklimarelevante, gasregulierende Wirkung der Ökosysteme ist Grund für einen der prominentesten Kritikpunkte zahlreicher AUFN, mit dem sich Nutzer und auch Externe intensiv auseinandersetzen. Die Akkumulation von Schadstoffen in Pflanzen verdeutlicht zum einen die positive Wirkung städtischer Vegetation auf das Stadtklima, da sie als Filter von Schadstoffen wirkt. Zum anderen ist dies der evidente Grund, wieso die möglichen einhergehenden gesundheitlichen Risiken das Potential vom Anbau städtischen Obstes und Gemüses entscheidend beeinflussen. Die Gesundheit ist nicht nur ein Kritikpunkt, sondern auch ein häufig genanntes Motiv für den selbstständigen Anbau und soll aufgrund dessen an dieser Stelle kurz vergleichend diskutiert werden. Es gibt drei Hauptfaktoren für die Schadstoffbelastung von Stadtpflanzen; sie liegt an dem

Anbau auf kontaminiertem Boden, an der Wässerung mit kontaminiertem Wasser und an dem Lufteintrag von verkehrs- und industriebedingten Emissionen (vgl. Säumel 2013, 20). Proben aus dem Berliner Stadtraum zeigen, dass Stadtbst deutlich weniger von den toxischen Schwermetallen Cadmium (Cd) und Blei (Pb) enthält als städtisches Gemüse und auch fast immer weniger als das untersuchte konventionelle Supermarktbst. Die Werte der EU-Standards für Spurenmetalle in Obst wurden zudem von 99,4 % der Proben nicht überschritten (vgl. Hoffen und Säumel 2014, 236). Hinsichtlich der Akkumulation von Schwermetallen sind nach den Ergebnissen Hülsenfrüchte, Stein- und Kernobst und im Allgemeinen Früchte dem städtischen Gemüse und insbesondere den krautigen Pflanzen vorzuziehen. Eine weitere Erkenntnis der Studie war die Standortabhängigkeit der Pb- und Cd-Konzentrationen. Wesentliche Standortfaktoren sind die Heterogenität des Bodens, Altlasten, Barrieren zwischen Entnahmestelle und Verkehr, die Gesamtverkehrsbelastung und die Höhe der Probeentnahme (ebd.). Die Debatte um die Schadstoffbelastung der städtischen Pflanzen verdeutlicht, welche Präsenz Schadstoffe in der Stadt haben. Stadtluft und -boden werden nicht grundlos mit gesundheitsschädlichen Auswirkungen assoziiert. Allerdings sollte an dieser Stelle nicht vergessen werden, dass konventionelle Produkte im gängigen Produktionsverlauf mit chemischen Pflanzenschutzmitteln und synthetischen Düngemitteln behandelt werden und somit in der Debatte um gesunde Lebensmittel stets ein Vergleich dieser beiden Zustände in Betracht gezogen werden sollte.

Neben der Herkunft der Nahrungsmittel liegt eine weitere Besonderheit *Mundraubs* darin, dass die Nutzung den *open access* Bedingungen entspricht und es sich bei der Ressource gleichzeitig um eine sehr wertvolle, stadtoökologisch relevante Ressource handelt, deren langfristiger Erhalt von hohem Wert ist. Andere offene Netzwerke nutzen hauptsächlich konventionelle Produkte (*Food Sharing, Containern*) oder für den Gebrauch eigens produzierte Ware (urbanes Gärtnern) beziehungsweise sind relativ kleine Einheiten mit einem vielmehr gestalterischem als ökologischem Effekt auf die Stadt (z.B. Guerilla Gardening).



Abb. 4: Mundraubstandort St. Pauli im Oktober 2016 (Foto: Peter Bauer 2016)

Enclosure of the commons

Diese stadtökologische Relevanz der Mundraub-Standorte verdeutlicht, dass bei deren Nutzung nicht nur an den Verstand, sondern auch an die Vernunft des Nutzers appelliert werden muss. Verstand ist gegeben, wenn jemand so viel Obst erntet, um es gewinnbringend verkaufen zu können. Um dieser Entwicklung entgegenzutreten, gäbe es die Möglichkeit, Gebühren für das Ernten oder für die Standortinformationen einzuführen. Diese Nutzungseinschränkung würde die Erntemenge begrenzen, gleichzeitig aber den Status als Gemeingut in Frage stellen. Viele Menschen handeln jedoch nicht bloß verständig, sondern auch vernünftig. Der Verstand betrachtet die Dinge isoliert, die Vernunft im Zusammenhang. Und es ist vernünftig, urbane Ökosysteme zu schützen, Ernteregeln zu beachten und nicht unnötig mehr zu sammeln, als verzehrt werden kann, ohne dass etwas verdirbt. So bleibt unter der Beibehaltung der Vernunft das Stadto Obst als Gemeingut erhalten: eine größere Anzahl an Nutzern genießt einen langfristigen Nutzen statt einer exklusiven, kleinen Gruppe eine kurzfristige Nutzenmaximierung. Wenn immer mehr Nutzungsrechte eingeführt, Obstbäume beziehungsweise Standorte der Öffentlichkeit vorenthalten werden, könnte Obst schließlich nur noch auf kommerziellem Wege produziert, vertrieben und käuflich erworben werden. Obst wird auf diesem Wege als privates Gut hergestellt. Die wissenschaftliche Bezeichnung solcher Prozesse entspricht der *enclosure of the commons* (vgl. Schierock & Wirth 1012, 2). Um der Einhegung der Gemeingüter

Einhalt zu gebieten, ist eine soziale Übereinkunft nötig, deren Einhaltung nur auf Freiwilligkeit beruhen kann. Im Gegensatz zu AUFN mit hohem Organisationsgrad und Nutzungsbeschränkungen sowie definierten Nutzern beruht das Konzept *Mundraubs* ergo auf ebenjener sozialen Übereinkunft und ist in hohem Maße von diesem gesellschaftlichen Willen abhängig. Mehr als andere AUFN könnte es ein Prüfstein für unsere gesellschaftliche Fähigkeit werden, Verstand und ebenso Vernunft walten zu lassen.

Kritische Reflexion

Ein Problem eines Konzepts wie *Mundraub* ist es, dass der ideologische Gedanke in der Öffentlichkeit häufig missverstanden wird. Kritiker geben an, das Projekt sei zu sehr auf das Eigenwohl der Nutzer ausgerichtet. Soziale Initiativen wie beispielsweise *dasgeldhaengtandenbaeuemen.de* unterstützen mit dem Verkauf der Ernteprodukte von Stadtbäumen Menschen mit Behinderung (vgl. Zweites Deutsches Fernsehen 2014). Andere Projekte, wie *interkulturelle Gärten* oder *Gemeinschaftsgärten*, setzen sich ebenfalls für soziale Gerechtigkeit ein und setzen damit sozialkritische und politische Akzente. Die Plattform *Mundraub* verfolgt im Gegensatz dazu eine Versorgung für Subsistenzzwecke und vielmehr die Wahrnehmung und Nutzung heimischer Ressourcen und die „Wiederentdeckung der Allmende“ (Mundraub 2016b). Die unterschiedlichen Beweggründe, respektive Missionen, der Akteure sollten allerdings wertfrei betrachtet werden, denn wie eingangs erwähnt, ist es ebenjener Vielfalt der Motivationen zu verdanken, dass die Ausprägungen der AUFN sich so vielfältig entwickelt haben. Der ideologische Schwerpunkt liegt bei den Netzwerken *Mundraub*, *Food Sharing* und *Containern* nicht primär auf der Nutzerseite, sondern vielmehr auf der Verwendung der Ressourceneinheit. Noch vielmehr als bei den zwei Letzteren verfolgt die Partizipation an der urbanen Ressource Stadto Obst die Umverteilung des Konsums von der fremdproduzierten Ware auf die gemeinsame und *natürlich* vorhandene Ware – ein freier Konsum mit Verstand und Vernunft. Dieser Partizipationsgedanke ist bei *Mundraub* sehr ausgeprägt, so dass es zwischen den vielen anderen Netzwerken der urbanen Versorgung und sozialökologischen Ressourcensystemen heraussticht.

Fazit

Die vorgestellte Typisierung der AUFN ermöglicht nun en détail eine Schlussfolgerung für stadtplanerische Entscheidungsprozesse. Denn die Auswirkungen der jeweiligen Netzwerke auf die Stadt und ihre Gesellschaft sind – dies sollte inzwischen anschaulich dargelegt worden sein – keineswegs willkürlich. Der Wunsch nach Partizipation und Selbstbestimmung der Bürger, nach einem „Recht auf Stadt“, manifestiert sich in offenen, kreativen AUFN. Ob *Guerilla-gärtner*, *Food Saver* oder *Mundränber*, es zeigt sich eine wachsende, kreative

Stadtgemeinschaft, die ein „Zeichen gegen eine von Zweckrationalismus und bloßen Profitinteressen geprägte Stadtentwicklung“ (Meyer-Rebentisch 2013, 149) setzen möchte. Auf der städtisch-kommunalen Seite zeigt sich wiederum eine Nachfrage nach ganzheitlichen Konzepten, die in Top-down-Initiativen wie der *Essbaren Stadt* münden (vgl. Egnolff 2015, 19). Entsteht der gesellschaftliche Wunsch nach einem „Wir“, so sind es Maßnahmen für *interkulturelle oder Gemeinschaftsgärten*, die ergriffen werden. Ist es vielmehr der individuelle Wunsch für das eigene Wohl zu handeln, so sind es *Selbsterntegärten* oder *Abo-Kisten*, die an Nachfrage zunehmen. Steht nicht mehr der Akteur, sondern die Ressource im Fokus, so sind es *Mundraub*, *Food Sharing* und *Containern*, die zum Tragen kommen. Es wird deutlich, dass die AUFN zu einem gewissen Grad die Wünsche und Bedenken der Städter widerspiegeln – sonach können sie, gezielt eingesetzt, einen wichtigen Beitrag zur stadtplanerischen Agenda leisten.

Die ausgeprägte Vielfältigkeit schließlich aller AUFN ermöglicht eine Nischenbildung, die jegliche Interessengruppen, Motivationen und Räume abdecken kann, so dass ein Zusammenspiel aller Konzepte uns ermöglicht, einen weiteren Schritt in Richtung einer zukunftsfähigen Entwicklung der Gesellschaft in einem urbanen Umfeld zu gehen.

Literatur und Quellen

- Arndt, A. (2016): Auswertung Umfrage. Mundraub. Berlin. Online unter: <http://mundraub.org/blog/auswertung-umfrage> (abgerufen am 01.11.2016).
- Berges, R.; Opitz, I.; Piorr, A.; Krikser, T.; Lange, A.; Bruszezwska, K.; Specht, K. & C. Henneberg (2014): Urbane Landwirtschaft – Innovationsfelder für die nachhaltige Stadt? Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung (ZALF) e. V.: Müncheberg.
- Bräutigam, T. (2016): Revolution in Kuba - Diesmal aber ist sie grün... Handelsblatt GmbH. Online unter: <http://green.wiwo.de/revolution-in-kuba-diesmal-aber-ist-sie-gruen/> (abgerufen am 11.10.2016).
- BUND Brandenburg (Hrsg., 2016): Allein-Geschichten. Potsdam. Online unter: http://www.bund-brandenburg.de/themen_projekte/allein_und_baumschutz/allein_geschichten/ (abgerufen am 17.10.2016).
- Bundesministerium der Justiz und für Verbraucherschutz (Hrsg., 1983): Bundeskleingartengesetz vom 28. Februar 1983 (BGBl. I S. 210), das zuletzt durch Artikel 11 des Gesetzes vom 19. September 2006 (BGBl. I S. 2146) geändert worden ist. Online unter: <https://www.gesetze-im-internet.de/bkleingg/BJNR002100983.html> (abgerufen am 11.11.2016).
- CNN (2012): Urban farming looking up in Singapore. CNN. Online unter: <http://edition.cnn.com/2012/12/09/business/eco-singapore-vertical-farm> (abgerufen am 11.11.2016).
- Die Stadtgärtner (Hrsg., 2014): Die Geschichte des Guerilla Gardening. Online unter: <https://www.diestadtgaertner.de/blog/die-geschichte-des-guerilla-gardening> (abgerufen am 02.11.2016).
- Dietrich, K. (2014): Urbane Gärten für Mensch und Natur. Eine Übersicht und Bibliographie. BfN-Skripten 386. Unter Mitarbeit von J. Schiller. Bundesamt für Naturschutz: Bonn.
- Egnolff, M. (2015): Die Sehnsucht nach dem Ideal. Landlust und Urban Gardening in Deutschland. Universität des Saarlandes: Saarbrücken.
- Elmqvist, T.; Redman, C. L.; Barthel, S. & R. Costanza (2013): History of Urbanization and the Missing Ecology. In: Elmqvist, T.; Fragkias, M.; Goodness, J.; Güneralp, B.; Marcotullio, P. J. & R. I. McDonald (Hrsg.): Urbanization, biodiversity and ecosystem services: challenges and opportunities. A global assessment; A part of the cities and biodiversity outlook project. Springer: Dordrecht, S. 13-30.
- Fellmer, R. (2016): Raphael Fellmer. Berlin. Online unter: <http://www.raphaelfellmer.de/raphael-fellmer/> (abgerufen am 02.11.2016).

- Finke, K. (2011): Bienenschwärmerei. derFreitag. Online unter: <https://www.freitag.de/autoren/der-freitag/bienenschwärmerei> (abgerufen am 02.11.2016).
- Fiedler, C. (2014): In Zukunfts Stadtlandwirtschaft?. Heinrich-Böll-Stiftung Thüringen e.V. Erfurt. Online unter: <http://www.boell-thueringen.de/de/2014/03/26/zukunft-stadtlandwirtschaft> (abgerufen am 11.11.2016).
- Flick, A. (o.J.): Eine kurze Geschichte der Hydrokultur. keimgerät. Weinsberg. Online unter: <http://www.keimgeraet.com/artikel/geschichte-der-hydrokultur.html> (abgerufen am 02.11.2016).
- Freie und Hansestadt Hamburg, Behörde für Umwelt und Energie (Hrsg., 2015): Straßenbaumkataster Hamburg. Stadt Hamburg, Behörde für Stadtentwicklung und Umwelt. Hamburg. Online unter: <http://www.metaver.de/trefferanzeige?docuuiid=C1C61928-C602-4E37-AF31-2D23901E2540> (abgerufen am 12.10.2016).
- Gildhorn, K.; Zahn, M. & K. Frosch (Hrsg., 2013): Mundräuber Handbuch. Tipps, Regeln und Geschichten zur Wiederentdeckung unserer Obstallmende. 3. Auflage. Berlin, Weimar.
- Groot, R. S. de; Wilson, M. A. & R. M. J. Boumans (2002): A typology for the classification, description and valuation of ecosystem function, goods and services. In: *Ecological Economics*, Bd. 41, S. 393-408.
- Hardin, G. (1968): The Tragedy of the Commons. In: *Science*, Bd. 162 (3859), S. 1243-1248.
- Helfrich, S.; Kuhlen, R.; Sachs, W. & C. Siefkes (2009): Gemeingüter - Wohlstand durch Teilen. Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin.
- Hoffen, P. v. & I. Säumel (2014): Orchards for edible cities: Cadimun and lead content in nuts, berries, pome and stone fruits harvested within the inner city neighbourhoods in Berlin, Germany. In: *Ecotoxicology and Environmental Safety* Bd. 101, S. 233-239.
- Kapeller, M. (2009): Joghurt, Krapfen, Paprika: Von der Mülltonne frisch auf den Tisch. derStandard.at. Wien. Online unter: <http://derstandard.at/1237228229225/derStandardat-Reportage-Joghurt-Krapfen-Paprika-Von-der-Muelltonne-frisch-auf-den-Tisch> (abgerufen am 01.11.2016).
- Klein, E. M. (Hrsg., 2016): Urban Beekeeping: Bienen halten in der Stadt. Hamburg. Online unter: <http://www.bienenkiste.de/urban-beekeeping/index.html> (abgerufen am 25.10.2016).
- Lovett, G. (2016): Is urban farming only for rich hipsters? The Guardian. London. Online unter: <https://www.theguardian.com/sustainable-business/2016/feb/15/urban-farming-rich-hipsters-food-affordability-inequality> (abgerufen am 11.11.2016).
- Maye, D. & J. Kirwan (2010): Alternative Food Networks. In: *International Journal for Sociology of Agriculture and Food*, Bd. 20/3, S. 383-389.

- Meyer-Rebentisch, K. (2013): Das ist Urban Gardening! Die neuen Stadtgärtner und ihre kreativen Projekte. München: blv.
- Müller, C. (2011): Urban Gardening. Grüne Signaturen neuer urbaner Zivilisation. In: Müller, C. (Hrsg.): Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt. oekom Verlag: München, S. 23-53.
- Müller, D. (2013): Die „Essbaren Städte“ Todmorden und Andernach. Essbare Stadt Minden. Minden. Online unter: <http://www.essbare-stadt-minden.de/2013/05/25/die-essbaren-staedte-todmorden-und-andernach/> (abgerufen am 02.11.2016).
- Mundraub (Hrsg., 2015): BUGALOO – Der Saft der BuGa 2015. Berlin. Online unter: <http://mundraub.org/buga2015> (abgerufen am 25.10.2016).
- Mundraub (Hrsg., 2016a): Mundraub Map. Berlin. Online unter: <http://mundraub.org/map> (abgerufen am 11.10.2016).
- Mundraub (Hrsg., 2016b): Über uns. Berlin. Online unter: <http://mundraub.org/über-uns> (abgerufen am 11.10.2016).
- Mundraub (Hrsg., 2016c): Projekte. Berlin. Online unter: <http://mundraub.org/projekte> (abgerufen am 09.11.2016).
- Nobel Media AB (Hrsg., 2014): Elinor Ostrom - Facts. The Nobel Foundation. Online unter: http://www.nobelprize.org/nobel_prizes/economic-sciences/laureates/2009/ostrom-facts.html (abgerufen am 25.10.2016).
- Nomadisch Grün (Hrsg., 2016): Über Nomadisch Grün und die Prinzessinnengärten. Berlin. Online unter: <http://prinzessinnengarten.net/wir/> (abgerufen am 24.10.2016).
- Olson, M. (2000): Power and Prosperity. Basic Books: New York.
- Ostrom, E. (1990): Governing the Commons. The evolution of institutions for collective action. 20. Auflage. Cambridge University Press. Indiana.
- Ostrom, E. (2007): Sustainable Social-Ecological Systems: An impossibility? American Association for the Advancement of Science. The National Science Foundation: San Francisco.
- Pestizid-Aktions-Netzwerk e.V. (Hrsg., 2014): PAN Germany Pestizid-Brief. Ökolandbau und urbane Landwirtschaft in Kuba. Carina Weber im Gespräch mit Fernando Funes-Monzote. Universität Mantanzas. Hamburg. Online unter: http://www.pan-germany.org/download/pestizid-brief/PB7_Oekolandbau%20in%20Kuba_140708.pdf (abgerufen am 11.10.2016).
- Säumel, I. (2013): Wie gesund ist die "Essbare Stadt"? Schwermetalle in Stadtgemüse und Stadtofst. In: Forum Geoökologie Bd. 24/2, S. 20-24.
- Schierock, A. & H. Wirth (2012): Was sind Commons. Heinrich-Böll-Stiftung: Berlin.

- Schulz, K.; Weith, T.; Bokelmann, W. & N. Petzke (2013): Urbane Landwirtschaft und "Green Production" als Teil eines nachhaltigen Landmanagements. Diskussionspapier Nr. 6. Leibniz-Zentrum für Agrarlandschaftsforschung e.V.: Müncheberg.
- Stadt Göttingen (Hrsg., 2013): Obst für Alle! Im Stadtgebiet selbst ernten. Stadt Göttingen. Göttingen. Online unter: <http://www.goettingen.de/magazin/artikel.php?artikel=12730&menuid=623> (abgerufen am 09.11.2016).
- Steins, N. A. & V. M. Edwards (1999): Platforms for collective action in multiple-use common-pool resources. In: *Agriculture and Human Values*, Bd. 16, S. 241-255.
- Stierand, P. (Hrsg., 2013): Ein Acker für eine Saison: Was sind Selbsterntegärten?. Speiseräume. Dortmund. Online unter: <http://speiseraeume.de/selbsterntegaerten/> (abgerufen am 02.11.2016).
- Stollorz, V. (2011): Elinor Ostrom und die Wiederentdeckung der Allmende. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, Bundeszentrale für politische Bildung, Bd. 61, S. 3-8.
- Walljasper, J. (2011): Elinor Ostrom's 8 Principles for Managing A Commons. On the Commons. Minneapolis. Online unter: <http://www.onthecommons.org/magazine/elinor-ostroms-8-principles-managing-commmons> (abgerufen am 25.10.16).
- Winterfeld, U. v.; Biesecker, A.; Katz, C. & B. Best (2012): Welche Rolle können Commons in Transformationsprozessen zu Nachhaltigkeit spielen? Wuppertal: Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie GmbH.
- Zweites Deutsches Fernsehen (Hrsg., 2014): Organisierter Mundraub. Apfeleernte via Internet. Online unter: <http://www.heute.de/organisierter-mundraub-apfeleernte-via-internet-35477382.html> (abgerufen am 02.10.2015, nicht mehr verfügbar).

**Der Raum Göttingen auf dem Weg zu mehr
Ernährungssouveränität – Was leisten alternative
Landwirtschaftsformen?**

Katharina Najork

Abstract

The topic of the nourishment of the world population is part of the political and academic discourses and also gains in importance in the context of *Agri-Food-Studies* within the field of geographical studies (cf. Reiher & Sippel 2015, 14). The demand for more autonomy of small-scale producers and more transparency for consumers increases. The scientific concept of *food sovereignty* focuses on the autonomy of producers (cf. FAO 1996; Nyeleni 2007; Schanbacher 2010, 53). In order to support local farmers, a growing number of consumers prefers to buy their food directly from its grower or unites in alternative agro-food networks such as *community supported agriculture* (cf. BMELV 2013, 6; Goodman & Goodman 2007, 27; Lockie 2009, 197). My bachelor thesis (Najork 2015) aimed at examining to what extent these networks can contribute to more food sovereignty in the area of Göttingen. The central questions were as follows:

1. Which new kinds of agro-food networks are to be found in the Göttingen area?
2. What are the characteristics of the *food sovereignty* concept?
3. How do the alternative agro-food networks contribute to more food sovereignty in the Göttingen area?

In order to answer these questions, the most important concepts will be presented and the contribution of four organisations towards more food sovereignty in the Göttingen area will be discussed thoroughly.

Einleitung

Immer wieder ist der Themenkomplex Ernährung Gegenstand des politischen und wissenschaftlichen Diskurses. Aber er beschäftigt auch zunehmend die Geographie im Rahmen der *Agri-Food-Studies* (vgl. Reiher & Sippel 2015, 14). Einen Teil der Debatte bestimmt die zunehmende Kritik an der Vormachtstellung, die große Lebensmittelkonzerne innehaben. Laut Forbes-Liste zählen beispielsweise Wal-Mart (Platz 15), Nestlé (Platz 33) und Unilever (Platz 109) zu den einflussreichsten Unternehmen weltweit (vgl. Forbes 2016; Reiher & Sippel 2015, 12). Diese Großkonzerne bestimmen große Anteile des Marktes und üben dadurch Druck auf Kleinunternehmen aus. Besonders deutlich zeigt sich diese Entwicklung bei den Saatgutherstellern (vgl. Schanbacher 2010, 105; Berne Declaration 2013, 2): „In 1996, the ten biggest seed companies had a market share of less than 30 %. Today, the three largest control more than 50 % of the market“ (Berne Declaration 2013, 2). Durch diese Entwicklung wird das Saatgut für kleinere Unternehmen zunehmend teurer, wodurch sich ihre Abhängigkeit gegenüber den führenden Unternehmen verschärft (vgl. Altieri 2009; Berne Declaration 2013, 2). Ein weiteres Problem besteht darin, dass lokale landwirtschaftliche Betriebe in den Ländern des globalen Südens durch die hohen

Exportsubventionen der Länder des globalen Nordens unter finanziellen Druck geraten (vgl. BMEL 2016; Windfuhr & Jonsén 2005, 28; Beuchelt & Virchow 2012, 261; Menezes 2001, 30f.). Aus den oben genannten Gründen wird die Forderung nach mehr Unabhängigkeit der Erzeuger und mehr Transparenz für die Verbraucher immer lauter. Die angestrebte Unabhängigkeit der Produzierenden steht auch im Fokus des wissenschaftlichen Konzepts der *Ernährungssouveränität*, welches auf das Konzept der *Ernährungssicherung* aufbaut (vgl. FAO 1996; Nyeleni 2007; Schanbacher 2010, 53).

Ziel beider Konzepte ist eine wachsende Anzahl von Konsumenten, die ihre Lebensmittel direkt beim Erzeuger kaufen oder sie sogar selbst produzieren; dazu schließen sich die Verbraucher teilweise zu solidarischen Gemeinschaften zusammen (vgl. BMELV 2013, 6; Goodman & Goodman 2007, 27; Lockie 2009, 197). Ziel meiner Bachelorarbeit (Najork 2015) war es zu prüfen, inwiefern diese solidarischen Lebensmittelerzeugungsgemeinschaften zu mehr Ernährungssouveränität beitragen. Als regionales Fallbeispiel wurde der Raum Göttingen ausgewählt.

Die Leitfragen waren:

1. Welche neuen Formen alternativer gemeinschaftlicher Landwirtschaft gibt es im Raum Göttingen?
2. Wodurch zeichnet sich das Konzept der Ernährungssouveränität aus?
3. Wie können verschiedene neue Formen der alternativen und gemeinschaftlichen Landwirtschaft zu mehr Ernährungssouveränität im Raum Göttingen beitragen?

Um diese Leitfragen beantworten zu können, werden im vorliegenden Artikel zunächst zentrale Begrifflichkeiten geklärt. Darauf folgt die Darlegung des methodischen Vorgehens. Im weiteren Verlauf sollen die Funktionsweisen der untersuchten Betriebe und Organisationen dargestellt und die Vor- und Nachteile beleuchtet werden, die sich für die jeweiligen Akteure ergeben. Zuletzt wird der konkrete Beitrag der Initiativen zu mehr Ernährungssouveränität im Raum Göttingen diskutiert.

Aufbau eines Nahrungssystems

Ein Nahrungssystem kann als ein vielschichtiges System von großer Komplexität verstanden werden und unterliegt unterschiedlichen Einflüssen. Ein solches Nahrungssystem kann auf lokaler, regionaler oder globaler Ebene operieren (vgl. Cannon 2002, 352). Aufgrund enger interner Verflechtungen können bereits kleinere Einflüsse eine Wirkung auf unterschiedliche Bereiche und Komponenten dieses Systems und seine verschiedenen Akteure haben (vgl. Pinstrup-Anderson & Watson II 2011, 9).

Nach Ericksen (2007, 5) besteht ein Nahrungssystem aus den Komponenten (1) *producing*, (2) *processing* und *packaging*, (3) *distribution* und *retailing* sowie (4) *consuming*.

Auch Cannon (2002, 345ff.) gliedert den Aufbau eines Nahrungssystems in vier Kernbereiche, die sich jedoch leicht von der Gliederung Ericksens unterscheiden. So benennt er die Komponenten als (1) *production*, (2) *exchange*, (3) *distribution* sowie (4) *consumption*. Ferner bietet Cannon eine alternative Betrachtung eines Nahrungssystems mit der Unterscheidung zwischen *income-based* und *asset-based food entitlements* an (ebd.). *Income-based* sind demnach diejenigen Menschen, die ihre Lebensmittel käuflich erwerben und *asset-based* diejenigen, die Lebensmittel für ihren Eigenbedarf selbst produzieren (ebd.).

Der Aufbau eines Nahrungssystems nach McCullough unterscheidet sich dagegen deutlich von den Darstellungen Cannons und Ericksens, denn dieser geht von drei verschiedenen Typen von Nahrungssystemen aus, die annähernd mit dem jeweiligen Entwicklungsprozess korrespondieren (vgl. McCullough et al. 2008, 4). So wird zwischen traditionellen eher unorganisierten Nahrungssystemen mit limitierter Marktinfrastruktur, strukturierten Nahrungssystemen, die vermehrt durch Regulationen geprägt sind, jedoch noch traditionelle Akteure einschließen und industriellen Nahrungssystemen unterschieden, die zumeist im globalen Norden zu finden sind und einen hohen Grad der Koordination aufweisen (ebd.). Diese Aufteilung deutet darauf hin, dass „unser Nahrungssystem einen Transformationsprozess durchläuft“, bei dem es nicht bloß systematisierter wird, sondern auch einer zunehmenden Verflechtung und Komplexität unterliegt, die durch den vermehrten globalen Handel bedingt wird (Maxwell & Slater 2003, 533; eigene Übersetzung; vgl. auch Fulponi 2007, 5; McCullough et al. 2008, 23; Chen & Stamoulis 2008, 143). Dies hat zur Folge, dass eine Verlagerung der Marktmacht von den Produzierenden zu den Händlern festzustellen ist, was wiederum bedingt, dass globale Einzelhandelsketten ihre Investitionen erhöhen und Agrobusiness und Handelsfirmen eine immer dominantere Rolle einnehmen (vgl. Fulponi 2007, 5; Chen & Stamoulis 2008, 143; Swinnen 2007, 1; Kimenju 2014, 4; Shrimpton & Rokx 2012, 15f.; Keck 2015, 292f.). Auf Grund dieser Entwicklung entstehen verstärkt global agierende Zuliefererketten (vgl. Swinnen 2007, 1).

Ernährungssouveränität

Das Konzept der Ernährungssouveränität ist eine Erweiterung des Konzepts der Ernährungssicherung. Nach der FAO liegt Ernährungssicherung dann vor, wenn „all people, at all times, have physical and economic access to sufficient, safe and nutritious food to meet their dietary needs [...]“ (FAO 1996). Dieser Definition liegen vier Dimensionen der Ernährungssicherung zugrunde (1) *food availability*, (2) *food access*, (3) *utilization* sowie (4) *stability* (vgl. FAO 2006, 1; Ericksen 2007, 5).

Es sollte also für jeden Einzelnen eine ausreichende Menge an Nahrung vorhanden, ein Zugang zu hinreichenden Ressourcen sichergestellt und die Nutzung der Nahrungsmittel durch angemessene Lebensmittel sowie sauberes Wasser und sanitäre Anlagen gesichert sein (ebd.). Außerdem sollte dieser Zustand nicht durch „sudden shocks“ gefährdet werden können (ebd.).

Kritikern zufolge ist dieses Konzept jedoch nicht weitreichend genug, da es nicht auf die Fragen eingeht, „wie, wo oder von wem diese Nahrung produziert wird“ (Wittman et al. 2010, 3, eigene Übersetzung). Das Konzept der Ernährungssicherung ist also, im Gegensatz zu dem der Ernährungssouveränität, unkritisch in Bezug auf gegenwärtige Strukturen des Lebensmittelkonsums, -distribution sowie des Herstellungsprozesses (vgl. Wittman et al. 2010, 3; Forster 2008, 62). Das auf dem Konzept der Ernährungssicherung basierende Konzept der Ernährungssouveränität setzt nun genau dort ein, indem es diesen Fragen eine hohe Bedeutung beimisst (vgl. Nyeleni 2007). Es fordert einen Paradigmenwechsel, bei dem das Selbstbestimmungsrecht der produzierenden und konsumierenden Personen im Fokus steht (vgl. Forster 2008, 63; Atmer 2014, 133; Beuchelt & Virchow 2012, 259f; Pimbert 2009, 8). Ziel des Konzepts ist deshalb eine Überwindung des bestehenden Systems und die Aufgabe von Produktionsmethoden, die aus ökologischen oder sozialen Gründen als nicht vertretbar erscheinen (vgl. Forster 2008, 61; Exner & Schützenberger 2014, 116). Befürworter des Ernährungssouveränitätskonzepts argumentieren, dass, um das Ziel einer angemessenen Ernährung der Weltbevölkerung und einer weitreichenden ländlichen Prosperität zu erreichen, nicht die Massenproduktion, sondern die Produktion durch kleinere landwirtschaftliche Betriebe gestärkt werden muss (vgl. Schanbacher 2010, 56). In diesem Zusammenhang wird vor allem das Mitbestimmungsrecht, „eigene Lebensmittel- und Landwirtschaftssysteme zu definieren“ und das Recht der Verbraucher, „ihre Lebensmittel und ihre Ernährung zu kontrollieren“, betont (vgl. Nyeleni 2007, eigene Übersetzung). Laut Forster „handelt es sich um den Versuch einer Repolitisierung von Ernährungspolitik“, wobei die Menschen und nicht die Konzerne als Akteure zu begreifen sind (2008, 64). Die Demokratisierung des Nahrungssystems für die Umsetzung der Ernährungssouveränität ist daher von großer Bedeutung (vgl. Atmer 2014, 133; Menezes 2001, 30). Mit dieser Forderung nach mehr Mitbestimmungsrechten geht das Anliegen nach mehr Transparenz im Bereich des Lebensmittelhandels einher (Nyeleni 2007). Hierbei kommt vor allem der lokalen Produktion eine große Bedeutung zu, da das Konzept der Ernährungssouveränität „lokale und nationale Ökonomien priorisiert“ (ebd.; vgl. auch Beuchelt & Virchow 2012, 261; Wittman et al. 2010, 8). Voraussetzung für den Schutz der lokalen Märkte und Betriebe wäre eine Regulierung sowohl der transnationalen Konzerne als auch der globalen Finanzmärkte, um Preisvolatilitäten zu verhindern (vgl. Atmer 2014, 133f.).

Des Weiteren ist für die Ernährungssouveränität die Nachhaltigkeit in der Lebensmittelproduktion ein wesentlicher Bestandteil, was bedeutet, dass diese auf

„ökologischer, sozialer und ökonomischer Nachhaltigkeit basieren“ muss, damit auch „die nächste Generation einbezogen“ und berücksichtigt wird (Nyeleni 2007; vgl. auch Schanbacher 2010, 105). Überdies wird das Nutzungsrecht der verschiedenen Akteure auf „Land, Wasser, Saatgut, Vieh und Biodiversität“ hervorgehoben (Nyeleni 2007).

Saatgutbezug

Besonders der starke Einfluss der Saatgutkonzerne wird in diesem Zusammenhang immer wieder kontrovers diskutiert. Hierbei ist der Schutz der Landwirte vor den Konsequenzen, die die Patente auf Saatgut zur Folge haben, von zentraler Bedeutung für die Befürworter der Ernährungssouveränität (vgl. Schanbacher 2010, 74). Durch die Patentierung von Saatgut durch große Konzerne, die eng mit der „grünen Revolution“ korreliert, gewannen diese zuletzt eine immer größer werdende Machtposition auf dem globalen Saatgutmarkt (vgl. Berne Declaration 2013; Weltagrарbericht 2013, 44f.; Meyer Von Bremen & Rundgren 2014, 187). Die Saatgutindustrie wird von immer weniger, jedoch immer einflussreicher werdenden Konzernen dominiert (vgl. Wittman et al. 2010, 11; Weltagrарbericht 2013, 44f.; Meyer Von Bremen & Rundgren 2014, 187). Ein bedeutender Faktor, der zur Machtzunahme der Konzerne beiträgt, ist die zunehmende Verwendung von Hybridsorten im Gegensatz zu samenfesten Sorten (vgl. Rasper 2012, 145; Choplin 2011, 80). Aufgrund der spezifischen Eigenschaften dieser Hybridsorten, muss das Saatgut jede Saison wieder durch die Landwirte erworben werden, was eine Abhängigkeit von den globalen Saatgutkonzernen zur Folge hat (vgl. Rasper 2012, 145). Durch diese der voranschreitenden Monopolisierung in der Saatgutindustrie geschuldete Abhängigkeit der Landwirte sowie durch die Industrialisierung und Spezialisierung der Landwirtschaft, wird ein Verlust von Biodiversität ausgelöst, der wiederum eine Bedrohung für die Ernährungssouveränität bedeutet (vgl. Meyer Von Bremen & Rundgren 2014, 188; Rasper 2012, 145; Altieri & Nicholls 2012, 6; Heisteringer 2011, 311; Schanbacher 2010, 58; FAO 2007, 24f.; Menezes 2001, 32; Wittman et al. 2010, 11). Da dem Saatgut eine so große Bedeutung zukommt, ist in der aktuellen Fachliteratur teilweise sogar der Begriff der *seed sovereignty* gebräuchlich (vgl. Wittman et al. 2010, 11).

Alternative Landwirtschaftsformen

Aufgrund der vielschichtigen zuvor beschriebenen Problematik, entstehen vermehrt neue Formen alternativer Landwirtschaft, die sich zudem oft durch Gemeinschaftlichkeit auszeichnen. Diese Landwirtschaftsformen unterscheiden sich außerdem dadurch von konventionellen Betrieben, dass sie sich „den sozialen, ökonomischen und ökologischen Dimensionen der nachhaltigen

Lebensmittelproduktion, -distribution und des Lebensmittelkonsums“ widmen (Jarosz 2008, 234). Im Fokus dieser Landwirtschaftsformen liegen Qualität, Lokalität und Transparenz (Sonnino & Marsden 2006, 181ff.). Es wird verstärkt auf eine biologische Produktion und kürzere Lebensmittelversorgungsketten Wert gelegt (vgl. Goodman 2004, 4; Dupuis & Goodman 2005, 360; Jarosz 2008, 232; Sage 2003, 49). Überdies sind alternative Betriebe üblicherweise kleiner und weichen auch teilweise in ihren Vertriebsstrukturen von konventionellen Erzeugern ab (vgl. Jarosz 2008, 232). Diese Vertriebsstrukturen, wie beispielsweise Wochenmärkte oder das Boxsystem, tragen, nicht zuletzt durch eine häufige „face-to-face-Interaktion“, zu einem verstärkten Vertrauensverhältnis zwischen Produzierenden und Konsumierenden bei (ebd.). Was die alternativen von den konventionellen Agrarformen außerdem unterscheidet, ist die vorrangige Erzeugung saisonaler Produkte (ebd.). Die genannten Vertriebsstrukturen stellen also eine Alternative zu den konventionellen Handelsketten dar und fechten diese an (vgl. Follett 2009, 37). Derartige Landwirtschaftsformen bieten somit einen Gegenentwurf zu den aktuell dominierenden industriellen und konventionellen Massensystemen im Lebensmittelmarkt. Sie haben das Potenzial, unser Nahrungsmittelsystem umzugestalten (vgl. Paül & Mckenzie 2013, 94ff.).

Um auch innerhalb der alternativen Landwirtschaftsformen differenzieren zu können, wird in der aktuellen Fachliteratur zumeist zwischen *weaker* und *stronger alternatives* unterschieden (vgl. Watts et al. 2005, 30ff.; Follett 2009, 31ff.; Maxey 2007, 57). Hierbei ist jedoch zu betonen, dass es sich bei diesen Kategorien weniger um zwei sich gegenüberstehende Kategorienlager handelt, als vielmehr um ein Spektrum, in das unterschiedliche alternative Landwirtschaftsformen eingestuft werden können (vgl. Watts et al. 2005, 30ff.; Maxey 2007, 57; Jarosz 2008, 231). Im Unterschied zu den *stronger alternatives* liegt der Fokus der *weaker alternatives* lediglich auf dem Aspekt der ökologischen Nachhaltigkeit, jedoch weniger auf dem der sozialen Nachhaltigkeit (vgl. Paül & Mckenzie 2013, 96; Follett 2009, 31). Soziale Gerechtigkeit und Gleichheit, der Schutz von kleinen Betrieben und die Bedeutung kurzer Vertriebswege sind wiederum Hauptcharakteristika der *stronger alternatives* (vgl. Paül & Mckenzie 2013, 96; Watts et al. 2005, 31ff.). Bei den *stronger alternatives* wird also noch konsequenter auf eine nachhaltige Produktionsweise geachtet und es werden sowohl Aspekte der ökologischen als auch der sozialen Nachhaltigkeit berücksichtigt (vgl. Follett 2009, 31).

Die wohl bekannteste Form neuer gemeinschaftlicher Landwirtschaft bildet die *Solidarische Landwirtschaft* („SoLaWi“). Das Prinzip dabei ist, dass nicht das gekaufte Produkt, sondern eher die landwirtschaftliche Tätigkeit eines Betriebs durch die Konsumierenden finanziert wird (vgl. Wild 2012, 9). Eine Gemeinschaft muss also einen solchen Betrieb unterstützen, indem sie gemeinsam mit ihm das wirtschaftliche Risiko trägt, aber auch den Gewinn teilt (vgl. Wild 2012, 9; Atmer 2014, 144). Kann durch diese Symbiose Sicherheit garantiert werden, entsteht den Produzierenden und Konsumierenden eine stärkere Unabhängigkeit gegenüber

dem Einzelhandel, da dieser durch den direkten Kontakt zwischen Produzierenden und Konsumierenden komplett übergangen wird (vgl. Krabbe 2013, 131; Nave 2009, 75; Atmer 2014, 144). Weil die Konsumierenden ihren finanziellen Beitrag bereits im Voraus leisten, haben die Produzierenden außerdem eine erhöhte Planungssicherheit (vgl. Atmer 2014, 144; Nave 2009, 75). Zumeist sind die Produkte, die üblicherweise wöchentlich ausgeliefert werden, saisonale Gemüsesorten, die in nachhaltigen Anbauweisen produziert worden sind. Einige Betriebe bieten darüber hinaus eine Vollversorgung an, bei der beispielsweise auch Milchprodukte, Obst und Eier geliefert werden (vgl. Thurn & Kreutzberger 2014, 209; Cone & Myhre 2000, 187; Krabbe 2013, 131; Atmer 2014, 144).

Vorstellung der Betriebe und Organisation

Im Raum Göttingen sind zwei Betriebe zu finden, die nach dem Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft aufgebaut sind und auch im Rahmen meiner Bachelorarbeit empirisch befragt wurden – der Gärtnerhof Landolfshausen und der Dorfgarten Hebenshausen (Gärtnerhof Landolfshausen 2016b; Dorfgarten Hebenshausen 2016a). Beide Betriebe beschränken sich in ihrer Produktion auf Gemüse. Der Gärtnerhof Landolfshausen baut auf etwa zwei bis drei Hektar und in Foliengewächshäusern (1000m²) Gemüse an, das zu zwei Dritteln über die Solidarische Landwirtschaft und zu einem Drittel über regionale Vertriebssysteme wie beispielsweise den Verkauf auf dem Göttinger Wochenmarkt und über Naturkostläden vertrieben wird (vgl. Gärtnerhof Landolfshausen 2016a; Gärtnerhof Landolfshausen 2016c). Der seit 1988 bestehende Betrieb begann 2012 damit, die Vertriebsform der Solidarischen Landwirtschaft zu nutzen (vgl. Gärtnerhof Landolfshausen 2016b). Bereits seit der Gründung praktiziert der Hof ökologische Landwirtschaft und ist seit Beginn Bioland-zertifiziert (ebd.). Der Dorfgarten Hebenshausen besteht seit 2013 (vgl. Dorfgarten Hebenshausen 2016a). Das auf einer 1,5ha großen Fläche produzierte Gemüse wird ausschließlich über das Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft vertrieben (vgl. Dorfgarten Hebenshausen 2016b).



Abb.1: Gärtnerhof Landolfshausen (Foto: Werner Frings)



Abb.2: Dorfgarten Hebenshausen (Foto: Manja Kunzmann)

In der oben geschilderten Bedeutung des Saatgutbezugs für die Ernährungssouveränität liegt die Begründung für die empirische Befragung des *Saatgutprojekts* des JANUN Göttingen e.V. Dieses Projekt funktioniert als neue alternative Form gemeinschaftlicher Landwirtschaft, wobei der spezifische Fokus nunmehr auf der eigenverantwortlichen Gewinnung von Saatgut liegt. In das seit 2010 bestehende Projekt sind sieben ehrenamtliche Mitarbeiter involviert, die auf einer Fläche von etwa 150m² Gemüse anbauen. Diese Fläche bildet eine Parzelle der Internationalen Gärten e.V. (Internationale Gärten 2016, vgl. auch Busche 2008). Mit Hilfe des Projektes soll ein Beitrag zu mehr biologischer Vielfalt geleistet werden; es versteht sich darüber hinaus als einen „Ort der Bildung“ (Janun Göttingen 2016).



Abb.3: Saatgutprojekt JANUN Göttingen e.V. (Foto: Michael Fink)

Eine weitere im Raum Göttingen vertretene Form alternativer gemeinschaftlicher Landwirtschaft ist die der *Permakultur* („*permanent agriculture*“). Das durch Mollison begründete Konzept macht sich eine „bewusste Gestalt[ung] und Erhalt[ung] landwirtschaftlicher Ökosysteme“ zur Aufgabe, bei der auf „zukunftsfähige“ und dementsprechend nachhaltige Weise gewirtschaftet werden soll (vgl. Mollison 2010, 11; Whitefield 2007, 11). Damit ist jedoch nicht zwangsläufig eine betriebliche Form der Landwirtschaft gemeint. So bewirtschaften im Rahmen des PermaKulturRaum-Projekts Göttingen acht Mitglieder eine Fläche von etwa

750m² nach diesem Konzept für den Eigenbedarf (Permakulturraumprojekt Göttingen 2016a; Permakulturraumprojekt Göttingen 2016b).



Abb.4: PermaKulturRaum-Projekt (Foto: Katharina Najork)

Von den analysierten Projekten liegen also, bis auf das Saatgutprojekt des JANUN Göttingen e.V., das eine Parzelle der Internationalen Gärten e.V. nutzt, alle im ländlichen Raum. Nach der oben aufgeführten Abgrenzung der alternativen Landwirtschaftsformen sind alle vier analysierten Projekte und Betriebe als *strong alternatives* einzustufen, da ihr Fokus sich nicht ausschließlich auf ökologische Nachhaltigkeit beschränkt, sondern sie sich darüber hinaus auch für soziale Nachhaltigkeit einsetzen. Alle Projekte sind zudem gemeinschaftlich organisiert.

Methodik

Im Rahmen der explorativen Datenerhebung kamen sowohl qualitative Methoden (Interviews) als auch quantitative Methoden (Fragebögen) zum Einsatz. Bei den Interviewten (n=4) handelt es sich um Mitarbeiter bzw. Mitgärtner des jeweiligen Projekts. Da die Gesprächspartner aufgrund ihrer Tätigkeit über Detailwissen verfügen, handelt es sich um problemzentrierte, halbstandardisierte Experten-

interviews (vgl. Meier Kruker & Rauh 2005, 64f.; Mattissek et al. 2013, 166f.; Lamnek 2010, 336; Hopf 2013, 351; Mayring 2002, 66).

Besonders zu Beginn der empirischen Phase erwies sich der Leitfragebogen als Orientierungshilfe, im späteren Verlauf jedoch wurde mit zunehmender Selbstsicherheit des Interviewers vermehrt von dem Originalverlauf abgewichen und sogenannte *Ad-hoc-Fragen* gestellt (vgl. Lamnek 2010, 335). Die Befragungen erfolgten im August 2015. Im Anschluss wurden die Interviews transkribiert und vom Audiodatenträger in normales Schriftdeutsch übertragen (vgl. Meier Kruker & Rauh 2005, 75f.; Mattissek et al. 2013, 192ff.). Die Auswertung der Daten erfolgte durch eine strukturierende, qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring (2002, 2008, 2010, 2013), Mattissek et al. (2013), Hug & Poscheschnik (2010) und Kuckartz (2014). Die Kategorien „Demokratisierung“, „Nachhaltigkeit“, „Lokalität“, „Sicherheit für den Landwirt“, „Saatgutbezug“, „Biodiversität“ sowie „Transparenz und Vertrauen“, denen das Material zugeordnet wurde, ergaben sich deduktiv vor allem aus der Definition der Ernährungssouveränität nach Nyeleni (2007). Ferner resultierte aus dem Interviewmaterial noch induktiv die Kategorie „Bewusstsein der Verbraucher“.

Im Rahmen der quantitativen Analyse wurde eine Befragung unter den Mitgliedern der SoLaWi Landolfshausen (n=30) per *E-Mail-Survey* durchgeführt (vgl. Schnell et al. 2013, 372f.) und eine Vergleichsgruppe mündlich in der Göttinger Innenstadt (n=40) befragt (Zeitraum: August 2015). Die Befragung der Mitgliedergruppe sollte dazu dienen, die jeweiligen Einstellungen zu erfassen, um dadurch Rückschlüsse auf das Konzept der Ernährungssouveränität ziehen zu können und zu erfahren, welche Vor- und Nachteile sich aus einer Mitgliedschaft ergeben. Die Befragung der Vergleichsgruppe verfolgte das Ziel, zu erfassen, inwieweit die verschiedenen Projekte wahrgenommen werden beziehungsweise inwieweit diese Projekte überhaupt bekannt sind. Die Auswertung der quantitativ erhobenen Daten erfolgte vorrangig über Verfahren der deskriptiven Statistik (Mattissek et al. 2013, 95).

Die Perspektive der Produzierenden

Bezüglich der deduktiv erstellten Kategorie „Demokratisierung“ betonten die Interviewten besonders häufig, dass die Projekte „konsensorientiert“ angelegt seien und sich die Mitglieder in zum Teil wöchentlich stattfindenden Plenen trafen (Interview I; Interview II; Interview III). So würde versucht, jedes Mitglied zu berücksichtigen (Interview II). Auch solle niemand „aus ökonomischen Gründen“ ausgeschlossen werden (Interview IV). Somit hat jedes Mitglied des Dorfgartens Hebenshausen ein gleiches Mitspracherecht, obwohl nicht jedes Mitglied den gleichen Beitrag zahlt (ebd.). Die Mitglieder verstünden sich demnach als „Kollektiv“ (ebd.). Ähnlich gemeinschaftlich wird auch bei dem Gärtnerhof Landolfshausen auf der ersten Veranstaltung einer Saison die Aufstellung der

Finanzen des Betriebes vorgestellt, sodass die Mitglieder, beziehungsweise die Mitgärtner, Fragen oder Änderungswünsche äußern können, um dann gemeinsam mit den Gärtnern nach Lösungen für eventuelle Probleme zu suchen (Interview III). Happy-Pratz betont das Mitspracherecht der Verbraucher bzw. Mitglieder wohl am deutlichsten. Er führt an, dass die Mitglieder die Gärtner „praktisch kontrollieren [können]“, da die Solidarische Landwirtschaft „die Möglichkeit bietet, diese Grenze zwischen Produzenten und Verbraucher*innen aufzulösen“ (Interview IV).

Für den Aspekt der „Nachhaltigkeit“ lassen sich zunächst zwei Unterkategorien bilden: So wurden die Befragten vor allem auf „Lebensmittelverschwendung“ und „ökologischen Landbau“ angesprochen. Obgleich die Projekte, bis auf den Gärtnerhof Landolfshausen, nicht Bio-zertifiziert sind, betreiben sie eine nachhaltige Anbauweise, da „keine Pestizide“ und statt mineralischen Düngemitteln Gründüngung eingesetzt wird (Interview I; Interview II; Interview III). Happy-Pratz sieht die Wirtschaftsweise des Dorfgartens Hebenshausen dennoch kritisch, da sie momentan „für eine biologische Landwirtschaft [...] eine unmögliche Fruchtfolge“ hätten und nur zehren würden, aber „fast nichts zurück [gäben]“ (Interview IV). Für die nächste Saison zieht er die Konsequenz, dass bei gleichbleibender Fläche einige Anteile nicht verlängert würden (ebd.). In anderen Bereichen wiederum gehen die Gärtner des Dorfgartens sogar noch konsequenter vor als durch eine Zertifizierung vorausgesetzt würde, beispielsweise bezüglich der Verwendung von Hornspäne, die zwar auch im Rahmen einer Bio-Zertifizierung erlaubt, jedoch nicht mit den Nachhaltigkeitsvorstellungen der Mitglieder zu vereinbaren sei (ebd.). In der Unterkategorie „Lebensmittelverschwendung“ zieht Krämer einen direkten Vergleich zwischen der konventionellen Vorgehensweise gegenüber der alternativen Vertriebsstruktur der Solidarischen Landwirtschaft, da der Gärtnerhof Landolfshausen bis 2012 noch erstere praktiziert hat. Nun gebe es zwar noch immer Ausschuss, allerdings handle es sich dabei lediglich um ungenießbare Produkte (Interview III). Erzeugnisse, die noch genießbar seien, sich aber nicht für einen Vertrieb in Super- oder Biomärkten eigneten, würden trotzdem über die Solidarische Landwirtschaft vertrieben (ebd.). Dadurch konnte die Ausschussrate von ungefähr 40 auf weniger als 20 % gesenkt werden (ebd.). Darüber hinaus weisen Krämer und Happy-Pratz darauf hin, dass die dennoch vermarktungsunfähigen Produkte zumindest „wieder direkt in den Kreislauf eingeführt“ (Interview III; Interview IV) werden könnten. Auch der Interviewte Hackmann beschreibt, dass das im JANUN-Saatgutprojekt angebaute Gemüse zumeist direkt von den Mitgliedern verzehrt oder verschenkt werde (Interview I). Theis erklärt, dass das PermaKulturRaum-Projekt mit einem *Food Sharing*-Projekt kooperiere und darüber überzählige Lebensmittel weitergebe, wodurch verhindert würde, dass die überschüssigen Lebensmittel entsorgt werden müssen (Interview II).

Für die Kategorie der „Lokalität“ lässt sich für alle vier Projekte zusammenfassen, dass ihre Mitglieder alle aus der Region Göttingen kommen und die

erzeugten Produkte auch in dieser vertrieben werden (Interview I; Interview II; Interview III; Interview IV). Neben ihren Abholstellen in Göttingen selbst beliefern der Gärtnerhof Landolfshausen und der Dorfgarten Hebenshausen noch weitere Abholstellen in Diemarden und Landolfshausen sowie in Groß Schneen und Hebenshausen (Gemeinde Neu-Eichenberg) (Interview III; Interview IV). Bei der Befragung betonte der Interviewte Krämer ausdrücklich einen Aspekt, der auch dem Konzept der Ernährungssouveränität zugrunde liegt, und zwar, dass, „wenn die Nahrungsmittelproduktion regionalisiert [...] und dezentralisiert [wird]“, auch die Widerstandsfähigkeit der Produzenten gegenüber Störungen von außen steige (Interview III).

Dieser Gesichtspunkt leitet direkt zum Aspekt „Sicherheit für den Landwirt“ über. Damit ist vor allem ein verlässliches und gerechtes Einkommen für die Landwirte gemeint, das sich wesentlich auf Planungssicherheit stützt (vgl. Nyeleni 2007). Während der Befragung stellte sich heraus, dass vor allem die Planbarkeit, die einem gesicherten Einkommen zugrunde liegen muss, teilweise problematisch ist. So bestehe beispielsweise für die gepachteten Flächen des Dorfgartens Hebenshausen nur eine vage Planungssicherheit, da die Pacht auf mündlichen Zusagen beruhe (Interview IV). Allerdings sei durch die Vertragsgebundenheit zumindest die Abnahme der Erzeugnisse gesichert (Dorfgarten Hebenshausen 2016c). Krämer spricht eine gewisse Planungsunsicherheit bezüglich der Verlängerung der Mitgliedschaften der einzelnen Mitglieder an (Interview III). Er befürchtet, das zuletzt rasch angestiegene Interesse an einer Mitgliedschaft in einer SoLaWi, könne bloß eine „Modeerscheinung“ gewesen sein, und deshalb genauso rasch wieder sinken (ebd.). Dies hätte zur Folge, dass Vertriebsstrukturen, beispielsweise die Distribution der Lebensmittel über Bio-Märkte, die der Betrieb über Jahre aufgebaut hat, vorzeitig eingeschränkt würden, obwohl später, also bei sinkender Nachfrage nach Mitgliedschaften in der SoLaWi, für den Betrieb eventuell wieder ein Bedarf entstehen könnte, diese Vertriebssysteme zu nutzen (ebd.). Diese Absatzmärkte dann erneut zu erschließen, gestalte sich wegen der großen Produktvielfalt schwierig (ebd.). Diese Unsicherheit gibt Krämer – neben dem Wunsch der Erhaltung traditioneller Vertriebssysteme wie etwa dem Göttinger Wochenmarkt – als einen Grund für die Beschränkung der Distribution der Erzeugnisse über die Solidarische Landwirtschaft auf zwei Drittel der Produktmenge an (ebd.). Abgesehen von der dargestellten Problematik der Planungsunsicherheit nennen die Befragten jedoch hauptsächlich positive Seiten der gemeinschaftlichen Landwirtschaftsformen. So wird von drei Befragten angegeben, dass den Produzierenden eine finanzielle Absicherung entstünde (Interview I; Interview II; Interview III), denn die Mitglieder einer Solidarischen Landwirtschaft seien beispielsweise bereit, einen erhöhten Mitgliedsbeitrag zu zahlen, wenn dadurch der Lohn der Mitarbeiter stiege (Interview III). Der Vertrieb über die Solidarische Landwirtschaft bedeute außerdem „weniger Stress für die Menschen, die die Nahrungsmittel anbauen“ und es würden „weniger Menschen [...] ausgebeutet“ (ebd.). Nur Happy-Pratz behauptet, die Entlohnung

der Gärtner sei zu gering (Interview IV). Fraglich bleibt an dieser Stelle, ob die Mitglieder des Dorfgarten Hebenshausen Kenntnis von der finanziellen Problematik haben und ob sie bereit wären, dann einen höheren Beitrag zu zahlen. Eine erhöhte Sicherheit für den Landwirt entstehe grundlegend dadurch, dass nicht das einzelne Produkt, sondern durch einen Mitgliedsbeitrag ein Teil des gesamten Betriebes finanziert würde, wodurch der Gewinn aber auch das Risiko zusammengetragen würden (Interview I; Interview II; Interview III). Krämer beschreibt diese Kooperation, wie sie durch die Mitglieder mit dem jeweiligen Landwirt entstehe, als „solidarisch, gerechter [und] fairer als konventionelle Landwirtschaft“ (Interview III). Die in der Definition für Ernährungssouveränität genannten Teilaspekte der „soziale[n] Beziehungen, die frei von Unterdrückung und Ungleichheit sind“ werden also im Vergleich zu konventionellen Landwirtschaftsformen in einem größeren Umfang erfüllt (vgl. Nyeleni 2007).

Der Aspekt des „Saatgutbezugs“ steht im Fokus des *Saatgutprojekts* des JANUN Göttingen e.V.. Der Befragte Hackmann betont die Bedeutung samenfester Sorten, die „dem Erzeuger [seine Souveränität] zurück[geben], die sonst vielfach vielleicht nicht mehr unbedingt gegeben ist“ (Interview I). Das für den Anbau benötigte Saatgut bezieht das Projekt ausschließlich aus ökologischer Herstellung, beispielsweise von den Firmen Bingenheimer Saatgut AG und Dreschflegel (ebd.). Darüber hinaus wird im Rahmen des Projektes versucht, biologisches Saatgut selbst zu erzeugen (vgl. ebd.). Dieses Saatgut wird dann bei Bedarf an Schulgärten oder private Haushalte, die „Interesse an dem Erhalt alter Sorten haben“, weiterverschickt (ebd.). Auch der Gärtnerhof Landolfshausen produziert einen geringen Anteil des verwendeten Saatguts selbst, bezieht aber den Großteil über Firmen, die ökologisch produziertes Saatgut vertreiben (Interview III). Der Dorfgarten Hebenshausen bezieht sein ebenfalls ökologisch produziertes Saatgut hauptsächlich von der Bingenheimer Saatgut AG (Interview IV). Allerdings seien in der vorherigen Saison bei einzelnen Kulturen Jungpflanzen hinzugekauft worden, die Hybridsorten seien (vgl. ebd.). Bei dem Saatgut, welches im PermaKulturRaum-Projekt eingesetzt werde, handele es sich hauptsächlich um biologisch produziertes Saatgut, allerdings komme es vor, dass geschenktes Saatgut eingesetzt würde, welches nicht notwendigerweise unter Bio-Standards hergestellt worden sei (Interview II). Die Mitglieder des PermaKulturRaum-Projektes arbeiteten jedoch daran, das eingesetzte Saatgut vermehrt selbst zu produzieren (ebd.).

Der Aspekt der „Biodiversität“ ist für das Konzept der Permakultur von entscheidender Bedeutung (s.o.). So spricht der Interviewte Theis die „permakulturelle [...] Vorstellung der Vielfalt“ an, bei der „man versuch[e], möglichst viele Kulturen möglichst gewinnbringend miteinander zu kombinieren“ (Interview II). Dies soll im PermaKulturRaum-Projekt Göttingen durch „eine dreidimensionale Wirtschaft“ umgesetzt werden, bei der einjährige und mehrjährige Früchte sowie Bäume und Sträucher miteinander kombiniert werden (ebd.). Auch Krämer betont, dass sich durch die Umstellung auf eine Solidarische

Landwirtschaft die Produktpalette diversifiziert habe, weil es dadurch möglich sei, verschiedene andere Gemüsesorten auszuprobieren (Interview III). Große Betriebe, die den Großhandel belieferten, konzentrierten sich auf weniger Produkte und bauten diese in großen Mengen an, wohingegen in der SoLaWi „noch viele verschiedene andere Sachen“ angebaut werden könnten (ebd.). Happy-Pratz führt die Landwirtschaft sogar als einen der Hauptfaktoren für den Artenrückgang an (Interview IV). Der Dorfgarten versuche daher, möglichst vielseitig anzubauen (ebd.).

„Transparenz und Vertrauen“ sind vor allem für die Verbrauchenden von großem Interesse. Laut Krämer biete die Vertriebsstruktur der Solidarischen Landwirtschaft eine Möglichkeit, sich über das konsumierte Gemüse zu informieren, weil alles vom selben Hof komme, den der Verbraucher kenne (Interview III). Krämer und Happy-Pratz weisen beide darauf hin, dass sogar die Möglichkeit bestünde, zur Anbaufläche zu kommen, um sich zu informieren oder gar zu „kontrollieren“ (Interview III; Interview IV). Ferner fügt Krämer die Transparenz als einen Grund für die Bioland-Zertifizierung des Betriebs an (Interview III). Happy-Pratz hingegen hält für den Dorfgarten eine Zertifizierung gerade deshalb nicht für notwendig, da in der Solidarischen Landwirtschaft ein relativ enger Kontakt zu den Endverbrauchern bestünde (Interview IV). So biete die Solidarische Landwirtschaft eine Möglichkeit, die Grenze zwischen Produzierenden und Verbrauchenden aufzulösen (ebd.). Die größte Transparenz bieten wohl das PermaKulturRaum-Projekt und das Saatgutprojekt, da bei beiden die Lebensmittel direkt von den Erzeugern konsumiert, beziehungsweise durch diese verschenkt werden (Interview I; Interview II). Es lässt sich festhalten, dass durch alle vier Projekte die Transparenz dem Verbraucher gegenüber gefördert wird. Jedoch ist an dieser Stelle zu betonen, dass keines der vorgestellten Projekte einen Anspruch auf eine Vollversorgung stellt, weshalb nicht für alle durch die Mitglieder konsumierten Produkte eine erhöhte Transparenz von Produzierenden zu Konsumierenden gelten kann.

Das „Bewusstsein der Verbraucher“ wurde von allen vier Befragten aufgegriffen, weshalb dieser Aspekt für die Auswertung als eine eigene induktiv erstellte Kategorie aufgenommen wurde. So betont Hackmann, dass die Verbraucher durch eine Mitgliedschaft in einer Solidarischen Landwirtschaft einen Bezug zu den Erzeugern bekämen und dazu, wie die Produkte angebaut würden (Interview I). Darüber hinaus bekräftigt er, dass man durch den direkten Kontakt „selber viel lernt und auch viel besser versteht, was [die Menschen] brauchen, [die in den Projekten für die Mitglieder arbeiten]“ (ebd.). Man bekomme einen „ganz andere[n] Bezug“ (ebd.). Ferner erläutert er, dass oftmals in der Gesellschaft verbreitete Vorstellungen hinsichtlich der Form einer Gemüsesorte, das Bestehen von solidarischen Landwirtschaftsformen schwieriger gestalten (ebd.). Auch Haas betont nachdrücklich die Bedeutung des Bewusstseins der Verbraucher für die Nahrungsmittel und dass man „auch im Kopf nicht so weit weg“ von der Produktion sein sollte (Interview II). Weiter führt er an, dass man als Verbraucher

mit zunehmender Kenntnis über die Herstellung von Lebensmitteln auch Umweltaspekte kritischer betrachte (ebd.). Haas und Theis geben zu bedenken, dass sich viele Verbraucher durch einen mangelnden Kontakt zur Lebensmittelproduktion, der regionalen Lebensmittelvielfalt überhaupt nicht bewusst seien (Interview II). Krämer sagt während des Interviews immer wieder, dass der fehlende Bezug zu den produzierten Lebensmitteln häufig zu Verwirrung und Fragen auf der Seite der Konsumierenden führe (Interview III). Auch er behauptet, ähnlich wie Hackmann (Interview I), dass viele Verbraucher nicht bereit seien, Gemüse zu konsumieren, das beispielsweise nicht die aus der Supermarktauswahl bekannte Form aufweise (Interview III). Außerdem entstände Ablehnung, weil einige Verbraucher bestimmte Gemüsesorten nicht kennen und deshalb nicht wissen, wie sie zuzubereiten oder ob sie tatsächlich essbar sind (ebd.). Im Gegensatz zur Vertriebsstruktur der konventionellen Landwirtschaft sieht Krämer im Rahmen der Solidarischen Landwirtschaft die Möglichkeit, diesen Bezug wiederherzustellen (ebd.). Dies hält er noch dazu für „notwendig [...]“, um zu verstehen, wie [die Nahrungsmittelproduktion] überhaupt funktioniert“ (ebd.). Happy-Pratz bezeichnet die Wiederherstellung des Bezugs der Verbraucher zur Lebensmittelproduktion nicht bloß als „notwendig“, sondern den Verlust sogar als „kulturelle Katastrophe“ (Interview IV). Während seiner Arbeit als Gärtner im Dorfgarten Hebenshausen habe er gelernt, dass viele Menschen „gar kein Verständnis von Landwirtschaft“ hätten und bezeichnet deshalb die Arbeit im Dorfgarten auch als „Bildungsarbeit“ (ebd.).

Die Perspektive der Konsumierenden

Im Kontext der *Mitgliederbefragung* standen die Dimensionen (1) „Gründe für die Mitgliedschaft“, (2) „Vor- und Nachteile der Beteiligung“ sowie (3) „Mitgliedsbeiträge“ im Mittelpunkt. Hinsichtlich der Motivation für eine Mitgliedschaft werden Aspekte wie die „ökologische Nachhaltigkeit“, der „geringere Verbrauch von Pestiziden, Fungiziden sowie Düngemitteln“ aber auch die „Unterstützung regionaler Betriebe“ und die „kürzeren Vertriebswege“ genannt. Wenn auch möglicherweise unbewusst, betonen die Befragten somit zentrale Kriterien der Ernährungssouveränität.

Als meistgenannter Vorteil des Konzepts wird von den Mitgliedern die „Sicherheit für den Landwirt“ genannt. Laut Krämer wurde sogar bereits durch Mitglieder gefordert, dass die Betriebsleiter mehr verdienen sollten (Interview III). Mit 17 Nennungen ist dieser Aspekt den Mitgliedern damit noch wichtiger als die Punkte „Biologischer Anbau“ (15 Nennungen), „Lokalität/Regionalität“ (14 Nennungen) und „Transparenz“ (13 Nennungen). Dies zeigt, dass, neben ökologischer Nachhaltigkeit auch die soziale Nachhaltigkeit von mindestens genauso großer Bedeutung für die Mitglieder ist. Bezogen auf die *weaker* und *stronger alternatives* von Landwirtschaftsformen würde dies bedeuten, dass die

Kriterien der *weaker alternatives* für einige Verbrauchende nicht ausreichend sind. Darüber hinaus sahen die Mitglieder auch Vorteile in der „Vielfalt/Neuheit der Gemüsesorten“ (6 Nennungen). Weiterhin wurde der Aspekt des „Bezugs zur Nahrung“ (8 Nennungen) betont.

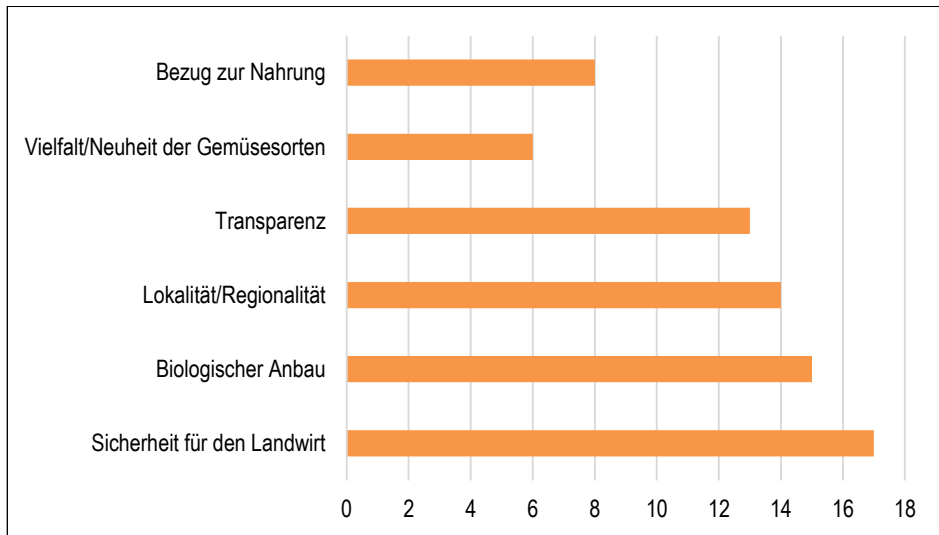


Abb. 5: Vorteile Solidarischer Landwirtschaft: Mitgliederbefragung (n=30; Mehrfachantworten möglich)

Die Auswertung der erfragten Nachteile einer Mitgliedschaft bei einer SoLaWi ergab, dass die „Vertragsgebundenheit“ nur zweimal und das durch den Verbraucher mitgetragene „Risiko“ dreimal als problematisch eingeschätzt wird. Der größte Nachteil wird von den Mitgliedern in der „Saisonalität“ der Produktpalette gesehen (12 Nennungen). Zu beachten ist hierbei, dass die Befragten diesen Nachteil in Kauf nehmen, da sie sich ja trotzdem für eine Mitgliedschaft entschieden haben. Beachtlich ist auch, dass 20 % der Befragten überhaupt keine Nachteile in dem Konzept sahen.

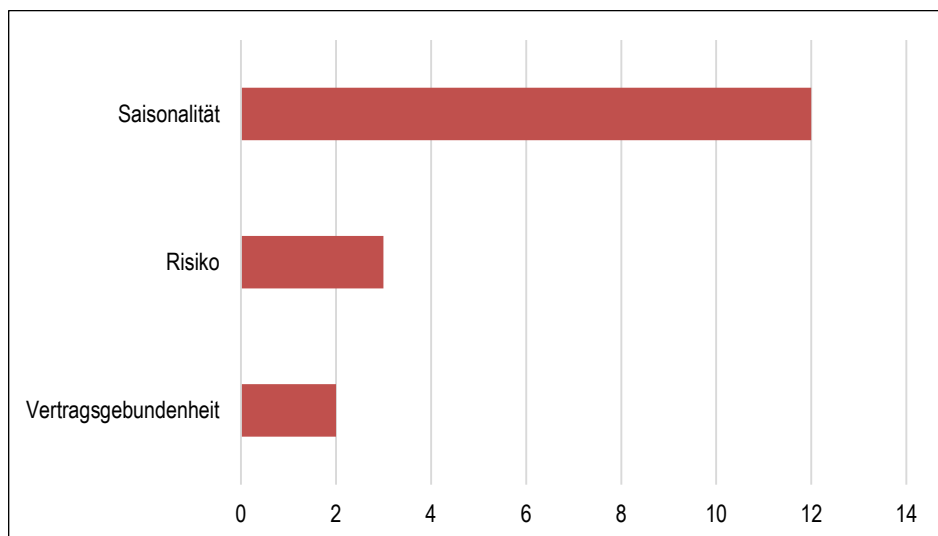


Abb. 6: Nachteile Solidarischer Landwirtschaft: Mitgliederbefragung (n=30; Mehrfachnennungen möglich)

Interessante Ergebnisse brachte die Befragung auch bezüglich der Mitgliedsbeiträge. So ergab die Auswertung, dass etwa 36 % der Befragten des Gärtners Hofes Landolfshausen nicht die zuvor festgelegten Beiträge von 30 € oder 60 € entrichten, obwohl alle Mitglieder das gleiche Mitbestimmungs- und Mitspracherecht genießen. 13 % der Befragten zahlen Beiträge, die unter den zwei vorgeschlagenen Werten liegen, 20 % zahlen dafür jedoch freiwillig mehr als die Gemeinschaft eigentlich verlangt. Dies lässt auf eine erhöhte Demokratisierung schließen, da ökonomische Aspekte von geringerer Bedeutung zu sein scheinen als die Tatsache, dass jedes Mitglied ein gleiches Mitspracherecht genießen sollte – egal, wie hoch der gezahlte Beitrag ist. Auch an dieser Stelle wird also sehr deutlich, dass für die Mitglieder auch die soziale Nachhaltigkeit des gewählten Projekts eine große Rolle spielt. Die Befragung ergab außerdem, dass keines der Mitglieder durch die Mitgliedschaft in der Solidarischen Landwirtschaft eine vollständige Versorgung genießt.

Bezüglich der Vergleichsgruppe fiel vor allem auf, dass nur zwei Personen das Konzept der Solidarischen Landwirtschaft überhaupt kannten. Auch die Tatsache, dass 75 % angaben, dass eine bessere Werbung zur Steigerung der Attraktivität der Solidarischen Landwirtschaft beitragen würde, unterstreicht dieses Ergebnis. Wichtig zu wissen ist für die folgende Auswertung, dass diejenigen Befragten, denen das Konzept zuvor nicht bekannt war, eine kurze Erläuterung bezüglich des Konzepts der Solidarischen Landwirtschaft erhielten, um dann auch befragt werden zu können. Allerdings schienen einige der Befragten das Prinzip einer solchen Landwirtschaftsform nicht zu verstehen oder zumindest keine tatsächlichen Vorteile in einer Mitgliedschaft zu sehen. So wurden als Nachteile

beispielsweise Aspekte wie die „Konkurrenz für große Konzerne“ (2 Nennungen) aber auch für „bestehende landwirtschaftliche Kleinbetriebe“ (1 Nennung) angegeben. Allerdings ist der erste Gesichtspunkt, wie einleitend erläutert, von den alternativen Landwirtschaftsformen durchaus erwünscht oder sogar beabsichtigt. Weitere Nachteile, die häufig genannt wurden, sind das gemeinsam getragene „Risiko“ (8 Nennungen) sowie die „Vertragsgebundenheit“ (7 Nennungen). Auch in diesen Punkten zeigen sich starke Kontraste und Unvereinbarkeiten zu dem Konzept, da alternative Landwirtschaftsformen das geteilte Risiko als positiv für den Landwirt und somit als unterstützenswert bezeichnen würden. Auch eine Vertragsgebundenheit, die hier von den Befragten häufig als Nachteil genannt wurde, gilt im Sinne einer Solidarischen Landwirtschaftsform eher als vorteilhaft. Die Sicherheit, die auch durch das Konzept der Ernährungssouveränität eingefordert wird, scheint also auf unterschiedliche Weise im Interesse der Verbraucher und Landwirte zu stehen. Während die Landwirte durch eine Vertragsgebundenheit den Vorteil einer erhöhten Sicherheit sehen, fühlen sich die Verbraucher in ihrer Entscheidungsfreiheit eingeschränkt; gemeint ist beispielsweise die Freiheit, sich im Laufe einer Saison für die Produkte verschiedener Landwirte zu entscheiden. Damit geht auch die „Saisonalität“ einher, die sechs Mal als Nachteil benannt wird. Viele Verbraucher scheinen sich nicht in ihrer Entscheidungsfreiheit einschränken lassen zu wollen, obwohl der Konsum saisonaler Produkte bekanntlich umweltschonender ist. Vorteile des Konzepts sah die Vergleichsgruppe vor allem in den Bereichen „Lokalität/Regionalität“ sowie der damit einhergehenden „Transparenz“. Insgesamt offenbart die Befragung der Vergleichsgruppe den Wunsch nach mehr Transparenz bezüglich der Herkunft von Lebensmitteln und auch, dass regionale Lebensmittel eigentlich bevorzugt werden. Gleichwohl wird der Lebensmittelbezug von größeren Konzernen favorisiert bzw. ein höherer Konkurrenzdruck für diese als negativ bewertet. Außerdem scheint der Großteil der Befragten nicht bereit zu sein, sich langfristig vertraglich zu binden oder das Risiko, welches in der konventionellen Landwirtschaft auf Seiten des Landwirts liegt, zu teilen. Außerdem scheinen einige Verbraucher sich nicht in den Auswahlmöglichkeiten ihrer Lebensmittel durch die Saisonalität der Produktpalette einschränken lassen zu wollen. Hierbei wurde jedoch nicht zur Kenntnis genommen, dass gerade durch die Solidarische Landwirtschaft möglicherweise eine Sortenvielfalt an anderer Stelle ermöglicht wird.

Fazit

Zunächst ist festzuhalten, dass es sich bei allen vier analysierten Organisationen oder Betrieben um alternative gemeinschaftliche Landwirtschaftsformen handelt, die als *strong alternatives* einzustufen sind (s.o.). Alle vier Projekte leisten auf unterschiedliche Weise einen Beitrag zu mehr Ernährungssouveränität im Raum

Göttingen. Zu den acht betrachteten Kategorien wird jeweils ein unterschiedlich starker Beitrag geleistet.

Der Aspekt der „Demokratisierung“ scheint in den kleineren Projekten aufgrund der geringeren Mitgliederanzahl leichter umzusetzen, wird jedoch auch in den größeren Betrieben vor allem über den unterschiedlich stark ausfallenden finanziellen Beitrag der Mitglieder berücksichtigt. Die Bedingung der „Nachhaltigkeit“ nimmt sowohl bezüglich ökologischer als auch sozialer Nachhaltigkeit, für die verschiedenen Projekte eine entscheidende Rolle ein. Wenn auch nur eines der Projekte mit dem „Bioland“-Siegel zertifiziert ist, behaupten dennoch alle vier Projekte umweltschonend zu produzieren und teilweise sogar höhere Standards einzuhalten, als durch das Siegel zertifiziert würden. Auch im Bereich des „Saatgutbezugs“ wird auf eine nachhaltige Produktion Wert gelegt. Wird das Saatgut auch nur teilweise eigenständig produziert, so achtet man dennoch darauf, dass die Bezugsquellen biologischen Standards entsprechen und hauptsächlich samenfeste Sorten verwendet werden. Auch trägt der Anbau bestimmter Sorten, die in der konventionellen Landwirtschaft keinen Einsatz finden, zu mehr „Biodiversität“ bei und gibt den Mitgliedern die Möglichkeit, „neue“ Sorten kennenzulernen. Ferner führt die Saisonalität der Produktpalette zu einer klimafreundlicheren Anbauweise. Außerdem sollen kürzere Lebensmittelversorgungsketten durch die direkte Vermarktung an die Mitglieder, die ausnahmslos aus dem Raum Göttingen kommen, zu mehr Klimafreundlichkeit beitragen. „Lokalität“ steht also nicht zuletzt auch für die Mitglieder im Fokus, da durch diesen Aspekt und die somit ermöglichten „face-to-face-Kontakte“ auch „Transparenz und Vertrauen“ gefördert werden. Die „Sicherheit für den Landwirt“, die von den Mitgliedern als größter Vorteil des Konzepts gesehen wird, ergibt sich aus der verbesserten Planbarkeit, indem ein landwirtschaftlicher Betrieb nicht für ein Produkt selbst, sondern für seine Tätigkeit als solche, bereits vor einer Saison bezahlt wird. Allerdings ergaben die Interviews, dass eine Planbarkeit für den Landwirt trotzdem nicht vollständig gegeben ist, da nur für die folgende Saison kalkuliert werden kann. Zusätzlich führen vereinzelt Probleme mit Pachtverträgen sowie eine vergleichsweise geringe Bezahlung der Landwirte dazu, dass, trotz einer gesicherten Abnahme der Produkte und eines geteilten Risikos durch die Mitglieder, keine vollständige Sicherheit für den Landwirt entstehen kann.

Bemerkenswert ist zuletzt, dass teilweise eine Unvereinbarkeit von Merkmalen der Ernährungssouveränität mit den Vorstellungen vieler Verbraucher besteht. Zum Beispiel könnte eine erweiterte Vertragsgebundenheit zu einer erhöhten Planbarkeit und Sicherheit für den Landwirt führen, jedoch ist diese von einigen Verbrauchern unerwünscht. Auch eine Saisonalität der Produktpalette, wie sie oft in der Solidarischen Landwirtschaft zu finden ist, wird von einem Großteil der Verbraucher bemängelt, obwohl dies zu einer nachhaltigeren Produktion führen könnte. Die durch die Erklärung von Nyeleni angemahnte Förderung von kleinen Betrieben wird teilweise auch kritisch von Verbrauchern betrachtet, da diese zum

Teil ein größeres Vertrauen in Konzerne zu haben scheinen. Gleichzeitig forderten dieselben Befragten jedoch mehr Transparenz in der Lebensmittelproduktion. Diese Unvereinbarkeiten könnten ihren Ursprung im durch die interviewten Experten angesprochenen mangelnden Bewusstsein und Wissen der Verbraucher haben. Ein Bewusstwerden der Konsumierenden über Missstände in der Lebensmittelproduktion und ein verbreiteteres Wissen über Alternativen, wie beispielsweise die Form der Solidarischen Landwirtschaft, könnte Verbraucher dazu bewegen als Nachteil empfundene Aspekte, wie beispielsweise die Saisonalität, im Gegenzug für mehr Ernährungssouveränität zu akzeptieren.

Literatur und Quellen

Bachelorarbeit

Najork, K. (2015): Neue Formen alternativer, gemeinschaftlicher Landwirtschaft und ihr Beitrag zu mehr Ernährungssouveränität im Raum Göttingen. Eine empirische Analyse. Bachelorarbeit, Georg-August-Universität Göttingen.

Literatur

Altieri, M. (2009): Agroecology, Small Farms and Food Sovereignty. Monthly Review, Bd. 61, Heft 3. Online unter:
<https://monthlyreview.org/2009/07/01/agroecology-small-farms-and-food-sovereignty/> (abgerufen am 03.09.2015).

Altieri, M. & C. Nicholls (2012): Agroecology Scaling Up for Food Sovereignty and Resiliency. Sustainable Agriculture Reviews, Bd. 11, S. 1-29. Online unter:
http://www.mtnforum.org/sites/default/files/forum_topic/files/lectura_3_agroecology_-_scaling_up_for_food_sovereignty_and_resiliency.pdf (abgerufen am 03.09.2015).

Atmer, S. (2014): Ernährungssouveränität durch Solidarische Ökonomie? Alternativen für Produktion und Konsum in Brasilien und Europa. In: Brychcy, J.; Pütz, E.; Seifert, A. & K. Sell (Hrsg.): SinnEssWandel. Alternative Konsum- und Produktionsformen im globalisierten Lateinamerika. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin, S. 125-152.

Berne Declaration (2013): Agropoly. A handful of corporations control world food production. Online unter:
http://econexus.info/sites/econexus/files/Agropoly_Econexus_BerneDeclaration.pdf (abgerufen am 03.09.2015).

Beuchelt, T. & D. Virchow (2012): Food sovereignty or the human right to adequate food: which concept serves better as international development policy for global hunger and poverty reduction? Agric Hum Values, Bd. 29, Heft 2, S. 259-273.

Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft (2016): Preisschwankungen (Volatilität) bei Agrarrohstoffen. Online unter:
http://www.bmel.de/DE/Landwirtschaft/Markt-Handel-Export/_Texte/Preisvolatilitaet.html (abgerufen am 05.07.2016).

- BMELV (=Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz) (2013): Ökobarometer. Repräsentative Bevölkerungsumfrage im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz. Online unter: http://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Ernaehrung/Oekobarometer_2013.pdf?__blob=publicationFile (abgerufen am 03.09.2015).
- Busche, J. (2008): Die Internationalen Gärten Göttingen – Natur, Kultur, Integration. In: Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.): Natur erleben und Raum inszenieren (=ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus Band 4). Göttingen: Universitätsverlag Göttingen, S. 99-116.
- Cannon, T. (2002): Food Security and Livelihoods: Competing Explanations of Hunger. *Die Erde*, Bd. 133, S. 345-362. Online unter: http://www.digizeitschriften.de/dms/img/?PID=PPN385984391_0133%7CLOG_0060&physid=PHYS_0359 (abgerufen am 03.09.2015).
- Chen, K. & K. Stamoulis (2008): The Changing Nature and Structure of Agri-Food Systems in Developing Countries: Beyond the Farm Gate. In: McCullough, E., Pingali, P. & K. Stamoulis (Hrsg.): *The Transformation of Agri-Food Systems. Globalization, Supply Chains and Smallholder Farmers*. New York: Earthscan, S. 143-158.
- Chopin, G.; Strickner, A. & A. Trouvé (2011): Ernährungssouveränität. Für eine andere Agrar- und Lebensmittelpolitik in Europa. Wien: Mandelbaum-Verlag.
- Cone, C. & A. Myhre (2000): Community-Supported Agriculture: A Sustainable Alternative to Industrial Agriculture? *Human Organization*, Bd. 59, Heft 2, S. 187-197. Online unter: <http://search.proquest.com/docview/201027823/fulltextPDF?accountid=11144> (abgerufen am 03.09.2015).
- Dorfgarten Hebenshausen (2016a): Dorfgarten. Online unter: <http://dorfgarten.org/index.html> (abgerufen am 05.07.2016).
- Dorfgarten Hebenshausen (2016b): Unsere Gärtnerei. Online unter: <http://dorfgarten.org/anbaue.html> (abgerufen am 05.07.2016).
- Dorfgarten Hebenshausen (2016c): Solidarische Landwirtschaft. Online unter: <http://dorfgarten.org/idee.html> (abgerufen am 05.07.2016).
- Dupuis, E. & D. Goodman (2005): Should we go “home” to eat?: toward a reflexive politics of localism. *Journal of Rural Studies*, Bd. 21, Heft 3, S. 359-371. Online unter: http://ac.els-cdn.com/S074301670500046X/1-s2.0-S074301670500046X-main.pdf?_tid=e0355902-5ae8-11e5-a448-00000aab0f02&acdnat=1442239374_319d10dc864dfb0c5007663d823ef3ac (abgerufen am 03.09.2015).

- Ericksen, P. (2007): Conceptualizing food systems for global environmental change research. Online unter:
<http://www.eci.ox.ac.uk/publications/downloads/ericksen07-foodsystems.pdf> (abgerufen am 03.09.2015).
- Exner, A. (2014): Wem gehört der Acker? Gemeinsame Produktionsmittel als notwendige Erweiterung von CSA: für eine Solidarische Landwirtschaft. Grundrisse, Bd. 49, S. 19-26. Online unter:
http://www.grundrisse.net/PDF/grundrisse_49.pdf#page=19 (abgerufen am 03.09.2015).
- Exner, A. & I. Schützenberger (2014): Urbane Gärten – ein Schritt zur Ernährungssouveränität? Überlegungen am Beispiel Wien. Widerspruch, Bd. 64, S. 111-119. Online unter: <http://www.social-innovation.org/wp-content/uploads/2014/04/WSP64-Exner-Schuetzenberger.pdf> (abgerufen am 03.09.2015).
- Follett, J. (2009): Choosing a Food Future: Differentiating Among Alternative Food Options. Agric Environ Ethics, Bd. 22, S. 31-51. Online unter:
http://people.uwec.edu/kaldjian/1Courses/GEOG369/Coursereadings/2_Follett%202008%20Food%20Futures%20and%20alternatives.pdf (abgerufen am 03.09.2015).
- Food And Agriculture Organization Of The United Nations (1996): Rome Declaration on World Food Security. Rom. Online unter:
<http://www.fao.org/docrep/003/w3613e/w3613e00.HTM> (abgerufen am 03.09.2015).
- Food And Agriculture Organization Of The United Nations (2006): Food Security. Online unter: <http://www.fao.org/forestry/13128-0e6f36f27e0091055bec28ebe830f46b3.pdf> (abgerufen am 03.09.2015).
- Food And Agriculture Organization Of The United Nations (2007): Paying Farmers for Environmental Services. Rom. Online unter:
<ftp://ftp.fao.org/docrep/fao/010/a1200e/a1200e00.pdf> (abgerufen am 03.09.2015).
- Forbes (2016): The World's Biggest Public Companies. Online unter:
<http://www.forbes.com/global2000/list/3/#tab:overall> (abgerufen am 05.07.2016).
- Forster, F. (2008): Ernährungssouveränität: Alternativen, Widerstand und Perspektiven. Über die gesellschaftspolitische Relevanz von Ernährung. Kurswechsel, Bd. 3, S. 59-69. Online unter:
http://www.beigewum.at/wordpress/wp-content/uploads/2008_3_059-69.pdf (abgerufen am 05.07.2016).

- Fulponi, L. (2007): The Globalization of Private Standards and the Agri-food System. In: Swinnen, J. (Hrsg.): Global Supply Chains, Standards and the Poor. How the Globalization of Food Systems and Standards Affects Rural Development and Poverty. Trowbridge: Cromwell Press, S. 5-18.
- Gärtnerhof Landolfshausen (2016a): Der Betrieb. Online unter: <http://gaertnerhof-landolfshausen.de/der-betrieb/> (abgerufen am 05.07.2016).
- Gärtnerhof Landolfshausen (2016b): Solidarische Landwirtschaft. Solidarische Landwirtschaft – Städter werden zu Bauern. Online unter: <http://gaertnerhof-landolfshausen.de/solidarische-landwirtschaft/> (abgerufen am 05.07.2016).
- Gärtnerhof Landolfshausen (2016c): Sonstige Vermarktung. Online unter: <http://gaertnerhof-landolfshausen.de/sonstige-vermarktung/> (abgerufen am 05.07.2016).
- Goodman, D. (2004): Rural Europe Redux? Reflections on Alternative Agro-Food Networks and Paradigm Change. *Sociologia Ruralis*, Bd. 44, Heft 1, S. 3-16. Online unter: <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/j.1467-9523.2004.00258.x/epdf> (abgerufen am 03.09.2015).
- Goodman, D. & M. Goodman (2007): Localism, Livelihoods and the 'Post-Organic': Changing Perspectives on Alternative Food Networks in the United States. In: Maye, D.; Holloway, L. & M. Kneafsey (Hrsg.): *Alternative Food Geographies. Representation and Practice*. Amsterdam: Elsevier, S. 23-37.
- Heisting, A. (2011): Leben von Gärten. Warum urbane Gärten wichtig sind für Ernährungssouveränität, Eigenmacht und Sortenvielfalt. In: Müller, C. (Hrsg.): *Urban Gardening. Über die Rückkehr der Gärten in die Stadt*. 4. Auflage München: Oekom-Verlag, S. 305-318.
- Hopf, C. (2013): Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Flick, U., Kardorff, E. v. & I. Steinke (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. 10. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch-Verlag, S. 349-360.
- Hug, T. & G. Poscheschnik (2010): *Empirisch Forschen. Die Planung und Umsetzung von Projekten im Studium*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Internationale Gärten (2016): Internationale Gärten e.V. Göttingen. Online unter: <http://internationale-gaerten.de> (abgerufen am 05.07.16)
- Janun Göttingen (2016): Das Saatgut-Projekt „Gärten der Vielfalt“. Online unter: <http://www.janun-goettingen.de/projekte/saatgut-projekt-garten-der-vielfalt/saatgutprojekt-„nutzpflanzen-saen—vielfalt-erfahren/> (abgerufen am 05.07.2016).

- Jarosz, L. (2008): The city in the country: Growing alternative food networks in Metropolitan areas. *Journal of Rural Studies*, Bd. 24, Heft 3, S. 231-244.
Online unter: http://ac.els-cdn.com/S0743016707000654/1-s2.0-S0743016707000654-main.pdf?_tid=d8b8b5e2-5ae9-11e5-bdaa-00000aacb360&acdnat=1442239791_2842ac09b213b7d57ef1df6a8d2b6896
(abgerufen am 03.09.2015).
- Keck, M. (2015): Supermärkte als Sehnsuchtsorte: Zum Wandel von Einkaufspraktiken in Dhaka, Bangladesch. In: Reiher, C. & S. R. Sippel (Hrsg.): *Umkämpftes Essen. Produktion, Handel und Konsum von Lebensmitteln in globalen Kontexten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 292-316.
- Kimenju, S. (2014): *The nutrition transition, supermarkets, and national outcomes in developing countries*. Göttingen: Universitätsverlag Göttingen.
- Krabbe, R. (2013): Community Supported Agriculture and Agri-Food Networks: Growing Food, Community and Sustainability? In: Farmar-Bowers, Q.; Higgins, V. & J. Millar (Hrsg.): *Food Security in Australia. Challenges and Prospects for the Future*. Boston, MA: Springer, S. 129-141.
- Kuckartz, U. (2014): *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung*. 2. Auflage. Weinheim & Basel [u.a.]: Beltz Juventa.
- Lamnek, S. (2010): *Qualitative Sozialforschung*. 5. Auflage. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- Lockie, S. (2009): Responsibility and agency within alternative food networks: assembling the “citizen consumer”. *Agric Hum Values*, Bd. 26, Heft 3, S. 193-201. Online unter:
http://download.springer.com/static/pdf/378/art%253A10.1007%252Fs10460-008-9155-8.pdf?originUrl=http%3A%2F%2Flink.springer.com%2Farticle%2F10.1007%2Fs10460-008-9155-8&token2=exp=1490193968~acl=%2Fstatic%2Fpdf%2F378%2Fart%25253A10.1007%25252Fs10460-008-9155-8.pdf%3ForiginUrl%3Dhttp%253A%252F%252Flink.springer.com%252Farticle%252F10.1007%252Fs10460-008-9155-8*~hmac=bf8a06fff8512df42925243f2baabad657c6a83b04a3bf42169e06ec3f81c872 (abgerufen am 03.09.2015).
- Mattissek, A.; Pfaffenbach, C. & P. Reuber (2013): *Methoden der empirischen Humangeographie*. 2. Auflage. Braunschweig: Westermann.
- Maxey, L. (2007): From ‘Alternative’ to ‘Sustainable’ Food. In: Maye, D.; Holloway, L. & M. Kneafsey (Hrsg.): *Alternative Food Geographies. Representation and Practice*. Amsterdam: Elsevier, S. 55-75.

- Maxwell, S. & R. Slater (2003): Food Policy Old and New. Development Policy Review, Bd. 21, Heft 5-6, S. 531-553. Online unter: <http://onlinelibrary.wiley.com/doi/10.1111/j.1467-8659.2003.00222.x/epdf> (abgerufen am 03.09.2015).
- Mayring, P. (2002): Einführung in die Qualitative Sozialforschung. 5. Auflage. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- Mayring, P. (2008): Neuere Entwicklungen in der qualitativen Forschung. In: Mayring, P. & M. Gläser-Zikuda (Hrsg.): Die Praxis der qualitativen Inhaltsanalyse. 2. Auflage. Weinheim [u.a.]: Beltz, S. 7-19.
- Mayring, P. (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11. Auflage. Weinheim [u.a.]: Beltz.
- Mayring, P. (2013): Qualitative Inhaltsanalyse. In: Flick, U.; Kardorff, E. v. & I. Steinke (Hrsg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 10. Auflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt-Taschenbuch Verlag, S. 468-475.
- Mccullough, E.; Pingali, P. & K. Stamoulis (2008): Small Farms and the Transformation of Food Systems: An Overview. In: Mccullough, E.; Pingali, P. & K. Stamoulis (Hrsg.): The Transformation of Agri-Food Systems. Globalization, Supply Chains and Smallholder Farmers. New York: Earthscan, S. 3-46.
- Meier Kruker, V. & J. Rauh (2005): Arbeitsmethoden der Humangeographie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Menezes, F. (2001): Food Sovereignty: A vital requirement for food security in the context of globalization. Development, Bd. 44, Heft 4, London, Thousand Oaks, Neu Delhi, S. 29-33. Online unter: <http://search.proquest.com/docview/216906131?accountid=11144> (abgerufen am 03.09.2015).
- Meyer Von Bremen, A.-H. & G. Rundgren (2014): Foodmonopoly: das riskante Spiel mit billigem Essen. München: Oekom-Verlag.
- Mollison, B. (2010): Handbuch der Permakultur-Gestaltung. Graz: Khil.
- Nave, A. (2009): Bio-Nahrungsmittel für alle...? Trendentwicklungen der Biobranche. Marburg: Tectum Verlag.
- Nyeleni (2007): Declaration of Nyéléni. Sélingué, Mali. Online unter: <http://nyeleni.org/spip.php?article290> (abgerufen am 03.09.2015).
- Paül, V. & F. Mckenzie (2013): Peri-urban farmland conservation and development of alternative food networks: Insights from a case-study area in the metropolitan Barcelona (Catalonia, Spain). Land Use Policy, Bd. 30, Heft 1, S. 94-105. Online unter: http://ac.els-cdn.com/S0264837712000294/1-s2.0-S0264837712000294-main.pdf?_tid=7ea5617e-5aec-11e5-b3de-00000aab0f26&acdnat=1442240928_f2949ee6018c44c40ff95b51e03dff6f (abgerufen am 03.09.2015).

- Permakulturräumprojekt Göttingen (2016a): Alter Pflanzgarten. Online unter: <http://permakulturräum.de/projektflächen/alter-pflanzgarten/> (abgerufen am 05.07.2016).
- Permakulturräumprojekt Göttingen (2016b): Waldgarten. Online unter: <http://permakulturräum.de/projektflächen/alter-pflanzgarten/waldgarten/> (abgerufen am 05.07.2016).
- Pimbert, M. (2009): Towards Food Sovereignty. *Gatekeeper*, Bd. 141, S. 3-16. Online unter: <http://dlc.dlib.indiana.edu/dlc/bitstream/handle/10535/5851/14855IIED.pdf?sequence=1&isAllowed=y> (abgerufen am 03.09.2015).
- Pinstrup-Anderson, P. & D. Watson II (2011): *Food Policy for Developing Countries. The Role of Government in Global, National, and Local Food Systems*. Ithaca, NY [u.a.]: Cornell University Press.
- Rasper, M. (2012): *Vom Gärtnern in der Stadt. Die neue Landlust zwischen Beton und Asphalt*. München: Oekom-Verlag.
- Reiher, C. & S. R. Sippel (2015): Einleitung: Umkämpftes Essen in globalen Kontexten. In: Reiher, C. & S. R. Sippel (Hrsg.): *Umkämpftes Essen. Produktion, Handel und Konsum von Lebensmitteln in globalen Kontexten*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9-37.
- Sage, C. (2003): Social embeddedness and relations of regard: alternative 'good food' networks in south-west Ireland. *Journal of Rural Studies*, Bd. 19, Heft 1, S. 47-60. Online unter: http://ac.els-cdn.com/S074301670200044X/1-s2.0-S074301670200044X-main.pdf?_tid=46c2b320-5aeb-11e5-bf83-00000aab0f01&acdnat=1442240405_fee414c5836a29dc191558f2618333f9 (abgerufen am 03.09.2015).
- Schanbacher, W. D. (2010): *The Politics of Food. The Global Conflict between Food Security and Food Sovereignty*. Santa Barbara, CA: Praeger.
- Schnell, R.; Hill, P. & E. Esser (2013): *Methoden der empirischen Sozialforschung*. 9. Auflage. München: Oldenbourg Verlag.
- Shrimpton, R. & C. Rokx (2012): *The Double Burden of Malnutrition. A Review of Global Evidence*. Online unter: <http://documents.worldbank.org/curated/en/905651468339879888/pdf/795250WP0Doubl00Box037737900PUBLIC0.pdf> (abgerufen am 05.09.2016).
- Sonnino, R. & T. Marsden (2006): Beyond the divide: rethinking relationships between alternative and conventional food networks in Europe. *Journal of Economic Geography*, Bd. 6, S. 181-199. Online unter: <http://joeg.oxfordjournals.org/content/6/2/181.full.pdf+html> (abgerufen am 03.09.2015).

- Swinnen, J. (2007): Introduction. In: Swinnen, J. (Hrsg.): *Global Supply Chains, Standards and the Poor. How the Globalization of Food Systems and Standards Affects Rural Development and Poverty*. Wallingford: Cab International, S. 1-3.
- Thurn, V. & S. Kreuzberger (2014): *Harte Kost. Wie unser Essen produziert wird. Auf der Suche nach Lösungen für die Ernährung der Welt*. München: Ludwig.
- Watts, D.; Ilbery, B. & D. Maye (2005): Making reconnections in agro-food geography: alternative systems of food provision. *Progress in Human Geography*, Bd. 29, Heft 1, S. 22-40. Online unter: http://www.researchgate.net/profile/Damian_Maye/publication/249871963_Making_reconnections_in_agro-food_geography_alternative_systems_of_food_provision/links/5497e9810cf29b9448263ac5.pdf (abgerufen am 03.09.2015).
- Weltagrарbericht (2013): *Wege aus der Hungerkrise. Die Erkenntnisse und Folgen des Weltagrарberichts: Vorschläge für eine Landwirtschaft von morgen*. Online unter: http://www.weltagrарbericht.de/fileadmin/files/weltagrарbericht/Neuauflage/WegeausderHungerkrise_klein.pdf (abgerufen am 03.09.2015).
- Whitefield, P. (2007): *Permakultur kurz und bündig. Schritte in eine ökologische Zukunft*. 4. Auflage. Kevelaer: Organischer Landbau-Verlag.
- Wild, S. (2012): Einführung in die Solidarische Landwirtschaft. In: Wild, S. & K. Kraiß (Hrsg): *Sich die Ernte teilen...: Einführung in die solidarische Landwirtschaft*. Heimsheim: Printsystem Medienverlag, S. 9-31.
- Windfuhr, M. & J. Jonsén (2005): *Food Sovereignty. Towards democracy in localized food systems*. Online unter: http://www.nyeleni.org/IMG/pdf/foodsovereignty_itdg_fian_print.pdf (abgerufen am 03.09.2015).
- Wittman, H., Desmarais, A. & N. Wiebe (2010): *The Origins & Potential of Food Sovereignty*. Online unter: <https://fernwoodpublishing.ca/files/foodsovereignty.pdf> (abgerufen am 03.09.2015).

Interviews:

- Interview I: Experteninterview mit Florian Hackmann, Mitglied in der Saatgutgruppe des JANUN Göttingen e.V., geführt von der Verfasserin. Göttingen, 06.08.2015.
- Interview II: Experteninterview mit Thorben Theis und Andreas Haas, Mitglieder des *PermaKulturRaum*-Projekts Göttingen, geführt von der Verfasserin. Göttingen, 06.08.2015.

Interview III: Experteninterview mit Moritz Krämer, Mitarbeiter des Gärtnerhof Landolfshausen, geführt von der Verfasserin. Göttingen, 11.08.2015.

Interview IV: Experteninterview mit Christian Happy-Pratz, Mitarbeiter des Dorfgarten Hebenshausen, geführt von der Verfasserin. Göttingen, 25.08.2015.

Regionale Nahrungsversorgung im Raum Göttingen

Hannah Engelhardt & Markus Keck

Abstract

Consumers in Germany purchase more and more shares of their food basket from their specific region, especially eggs, vegetables, fruits, meat and dairy products. Large retail chains have taken up this trend. Today, locally produced foods are no longer to be found in farm shops or farmer's markets only, but also in supermarkets and even in some discounters. The result: Consumers face more and more difficulties in keeping track of available products. What does the label "produced in the region" actually mean? Can consumers assume that all ingredients and intermediate products are produced within the said radius? Or does such a definition mean nothing more than that the last trading or processing step of a far more complex value chain has taken place "in the region"? A closer look seems necessary. This paper examines localized food networks in Göttingen in order to understand how they work. The aim of this contribution is to get an idea of the challenges that need to be tackled if "regionality" ought to be guaranteed in future food provision.

Regionalität ist das neue Bio

Immer mehr Verbraucher¹ in Deutschland beziehen Anteile ihrer Nahrungsmittel, insbesondere Eier, Gemüse, Obst, Fleisch und Milchprodukte, aus ihrer Region. Diesen Trend bestätigt das Ökobarometer 2013, eine repräsentative Studie des Bundesprogramms „Ökologischer Landbau und andere Formen nachhaltiger Landwirtschaft“ (BÖLN 2013). Laut Umfrage bevorzugen 92 % aller Befragten Lebensmittel, die aus der Region stammen (ebd., 10). Die jüngste Studie des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft zum Einkaufs- und Ernährungsverhalten in Deutschland kommt zum selben Schluss: „Regionalität [ist heute] das wichtigste Merkmal beim Lebensmitteleinkauf“ (BMEL 2014, 5). Laut einer Studie der Unternehmensberatung A.T. Kearney (Rucker et al. 2013), für die mehr als 1000 Personen in Deutschland, Österreich und der Schweiz befragt wurden, kaufen heute bereits über 70 % der Bevölkerung mehrmals im Monat regionale Lebensmittel. Nahezu die Hälfte tut dies sogar wöchentlich (ebd., 2). Zudem zeigt der Blick in den Warenkorb, dass für die Konsumenten die regionale Herkunft einiger Produkte mittlerweile wichtiger ist als deren ökologische Erzeugung. So gab etwa die Hälfte der Befragten an, dass regionale Lebensmittel einen Anteil von 21 % oder mehr an ihrem Warenkorb ausmachten. Der Anteil an Bioprodukten betrug bei der Hälfte der Befragten dagegen lediglich 11 % oder mehr (ebd., 5). Diese Zahlen belegen zwar nicht zwingend, dass in naher Zukunft auf Bio- und Fairtrade-Produkte aus Übersee verzichtet werde,

¹ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird in diesem Beitrag das generische Maskulinum verwendet. Die Verwendung der männlichen Form soll geschlechtsunabhängig verstanden werden.

sehr wohl zeugen sie aber von einem Stimmungswandel. Sich bewusst zu ernähren heißt heute *auch*, sich regional zu ernähren.

Die Vorteile von Produkten aus der Region liegen offenbar auf der Hand. Allen voran möchten Konsumenten durch ihre Nachfrage nach regionalen Produkten einen Beitrag zum Umwelt- und Klimaschutz leisten (vgl. BÖLN 2013, 7). Dieser wird vor allem durch kurze Transportwege, aber auch durch das Fehlen von energieintensiven Kühlketten und das Einsparen von ressourcenverbrauchenden Verpackungsmaterialien erreicht. Darüber hinaus spielen aber gerade auch der Geschmack und die Frische der Waren, neben der wachsenden Sorge um die Sicherheit und Qualität von Lebensmitteln vor dem Hintergrund zahlreicher Lebensmittelkandale in der Vergangenheit, eine wichtige Rolle (ebd., 4). Schlussendlich sind auch die Nähe und das Vertrauen zu Produzenten, die Unterstützung der ortsansässigen Wirtschaft und das Bewahren ländlicher Kulturlandschaften ausschlaggebend für die verstärkte Nachfrage nach regionalen Erzeugnissen (vgl. Rucker et al. 2013, 2).

Den Trend zu mehr Regionalität haben längst auch große Einzelhandelsketten für sich entdeckt. Produkte aus der Region sind heute nicht mehr allein auf Wochenmärkten und in Hofläden, sondern auch in Supermärkten und sogar in manchen Discountern zu finden. Die Folge: Für den Verbraucher wird es immer schwieriger, den Überblick zu bewahren. Denn hinter Aussagen wie „aus der Region für die Region“ verstecken sich häufig ganz unterschiedliche Verständnisse davon, was als „Region“ bezeichnet wird. Ist hier einmal das Gebiet mit einer Entfernung von bis zu 30 Kilometern um das jeweilige Einzelhandelsgeschäft herum gemeint, weist die Bezeichnung in einem anderen Geschäft auf Produkte aus dem jeweiligen Bundesland hin. Und selbst wenn das Produkt von einem nahegelegenen Hersteller oder Händler stammt, bleiben Fragen: Können die Verbraucher davon ausgehen, dass bei diesen Produkten auch zwangsläufig alle Zutaten und Vorprodukte innerhalb des besagten Radius produziert wurden? Oder bedeutet eine solche Definition letztlich nichts Anderes, als dass allein der letzte Handels- oder Verarbeitungsschritt einer weit komplexeren Wertschöpfungskette „in der Region“ stattgefunden hat? Und was bedeutet dies wiederum für die Nachhaltigkeit? Kurzum: Sind regionale Versorgungssysteme eine echte Alternative zu herkömmlichen Produktionsnetzwerken oder doch nur eine „neue Goldgrube“ der Lebensmittelbranche (Uhlmann 2012)? Ein genauerer Blick auf regionale Versorgungssysteme erscheint notwendig. Vor diesem Hintergrund ist es das Ziel dieses Beitrags, die Regionalität von „Produkten aus der Region“ im Raum Göttingen zu untersuchen. In diesem Zusammenhang sollen die folgenden Fragen beantwortet werden: Welche Arten regionaler Nahrungsmittelversorgung gibt es im Raum Göttingen? Was verstehen die beteiligten Produzenten und Einzelhändler unter Regionalität? Wie funktioniert sie in der Praxis? Und welche Herausforderungen ergeben sich für Produzenten und Konsumenten aus dem Anspruch auf Regionalität?

Untersuchungsdesign und methodisches Vorgehen

Bezüglich des Marketings lassen sich grundsätzlich zwei Arten von regionalen Lebensmitteln unterscheiden (Tab. 1). Ausschlaggebend für die Unterscheidung ist dabei v.a. die Zielregion, also der Ort, an dem die Produkte konsumiert werden sollen. Zum einen lassen sich Spezialitäten bestimmter Regionen mit einer individuellen Qualität aufführen, wie beispielsweise bestimmte Wein- oder Käsesorten. Diese gehen „aus der Region in alle Welt“ und werden als *Regionalprodukte* bezeichnet. Zum anderen gibt es Produkte, die sowohl in der Region produziert, als auch in der Region vermarktet und konsumiert werden. Diese werden unter dem Slogan „aus der Region für die Region“ zusammengefasst und sollen nachfolgend als *Produkte aus der Region* bezeichnet werden (vgl. Spiller & Zühlsdorf 2006, 397ff.; Stockebrand et al. 2008, 13). Bei der hier angeführten Studie liegt das Augenmerk ausschließlich auf *Produkten aus der Region*². Bezeichnend für diese Waren ist die geringe räumliche Distanz zwischen Erzeugern und Verbrauchern (vgl. Hensche & Ulrich 2000, 56). Weitere Besonderheiten können ökologische Produktionsbedingungen oder eine artgerechte Tierhaltung sein, sind aber nicht zwingend vorauszusetzen. Eine Qualitätsgarantie ist bei diesen Waren also nicht gegeben, sondern kann je nach Herkunftsbetrieb variieren (vgl. Spiller & Zühlsdorf 2006, 397f.).

Tab.1: Regionalprodukte und Produkte aus der Region (Quelle: eigene Darstellung verändert nach Spiller & Zühlsdorf 2006 und Stockebrand et al. 2008)

	Regionalprodukte	Produkte aus der Region
Varianten	- besondere Produktionsbedingungen der Region - regionale Traditionen	- Herkunftsangabe ohne Qualitätsgarantie - traditionelle Regionalmarke
Zielrichtung	Export von Spezialitäten	Konsum regionaler Erzeugnisse
Qualitätsniveau	Spezialitäten, deren Qualität mit der Region verbunden ist	unterschiedlich, nicht einheitlich definiert
Verbraucherpräferenzen	Qualitätsimage von Produkt und Herkunftsregion	Präferenzen für Nachhaltigkeit und heimische Region

Es kann grundsätzlich zwischen zwei verschiedenen Möglichkeiten des Warenabsatzes regionaler Produkte unterschieden werden (Abb. 1). Zum einen können die Waren über den direkten Absatzweg und zum anderen durch Absatzmittler über den indirekten Absatzweg vermarktet werden (Kuhnert & Wirthgen 2008, 4f.). Innerhalb der indirekten Absatzwege ist eine weitere Unterteilung möglich. Dabei kann die Vermarktung über den Groß- und

² Alle weiteren in diesem Beitrag verwendeten Begriffe (z.B. regionale Lebensmittel, Regionalerzeugnisse etc.) stehen stellvertretend für diesen Typus. *Regionalprodukte* werden nachfolgend nicht näher betrachtet.

Einzelhandel, die Lebensmittelindustrie oder das Außer-Haus-Geschäft erfolgen (Mellin et al. 2006, 203ff.). Die vorliegende empirische Untersuchung orientiert sich in der Auswahl von Interviewpartnern an dieser Aufteilung. So wurden insgesamt drei landwirtschaftliche Betriebe und drei Einzelhändler für die Untersuchung ausgewählt, um sowohl die Erzeuger- als auch die Vermarkterseite abzudecken. Bei den produzierenden Betrieben handelt es sich um den „Gärtnerhof Landolfshausen“, den „Gemüsebau Manegold“ und den „Werderhof“. Wie noch zu zeigen sein wird, vermarkten alle genannten Produzenten ihre Waren sowohl über direkte als auch über indirekte Absatzwege. Die befragten Einzelhändler sind der Lieferdienst „Lotta Karotta“, der Bioladen „Boyer im Ostviertel“ und der „Rewe in der Reinhäuser Landstraße“. Im Zuge der Untersuchung wurden noch weitere Akteure befragt, wie etwa der Großhändler „Naturkost Elkershausen“ oder die Betreiber der „Mensa am Turm“. Diesen wird in der vorliegenden Darstellung jedoch keine Aufmerksamkeit geschenkt. Vertreter der Lebensmittelindustrie wurden nicht befragt.

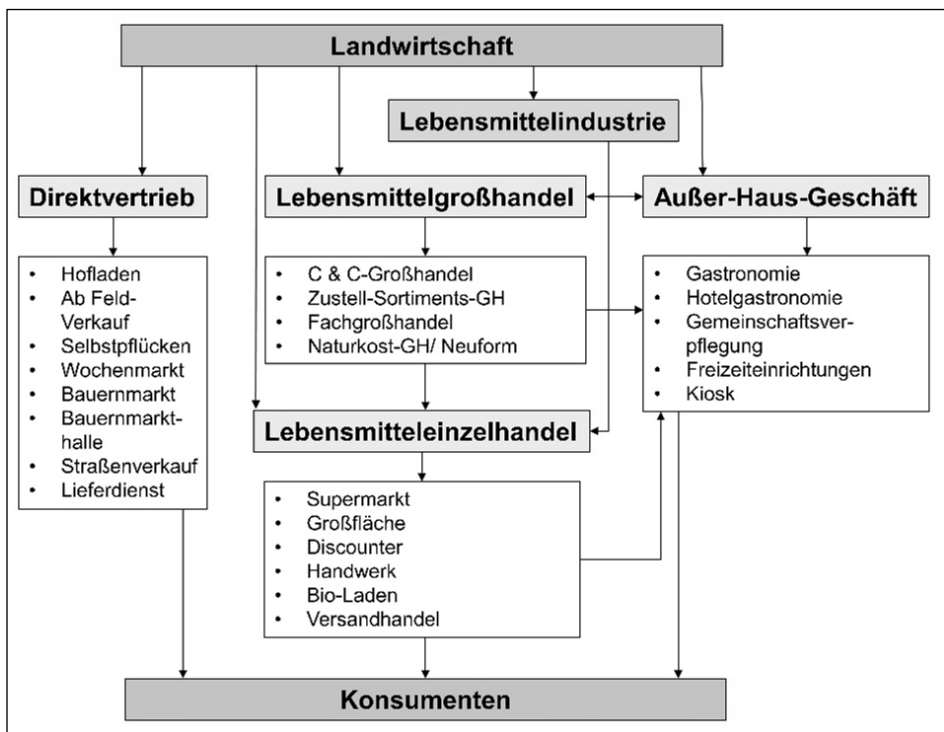


Abb.1: Absatzwege agrarischer Erzeugnisse (Quelle: Eigene Darstellung nach Mellin et al. 2006)

Als Erhebungsmethode wurde das Experteninterview gewählt, welches eine Form qualitativer Leitfadenterviews darstellt (vgl. Bogner & Menz 2009, 15; Meuser &

Nagel 2009, 51f.). Die Auswertung der Interviews fand im Anschluss in Form einer zusammenfassenden fallspezifischen und einer themenbezogenen Inhaltsanalyse statt (Mayring 2010; Gläser & Laudel 2010). Insgesamt wurden für die Studie im Zeitraum von Mai bis Juni 2014 neun Praktiker aus den verschiedenen Bereichen der oben dargestellten Absatzwege agrarischer Erzeugnisse befragt (Abb. 1). Das Ziel bestand dabei darin, einen möglichst hohen Grad an Vielfalt innerhalb der zu untersuchenden Formen regionaler Lebensmittelvermarktung in Göttingen zu erreichen.

Regionale Nahrungsversorgung im Raum Göttingen

Als landwirtschaftlicher Betrieb ist an erster Stelle der „Gärtnerhof Landolfshausen“ zu nennen (vgl. www.gaertnerhof-landolfshausen.de). Er besteht seit 1988 und betreibt ausschließlich ökologischen Anbau. Das angebotene Sortiment beläuft sich auf 50 bis 60 Gemüsesorten, die auf einer Fläche von 2,5 ha angebaut werden. Die Vermarktung fand anfangs nur über den Wochenmarkt und Naturkostläden statt und wird seit 2012 größtenteils über das Konzept der „solidarischen Landwirtschaft“ betrieben, über das etwa zwei Drittel der Erzeugnisse veräußert werden. Die solidarische Landwirtschaft stellt einen Zusammenschluss von Erzeugern und Verbrauchern dar, wobei die Verbraucher als „Mitgärtner“ oder „Prosumenten“ (aus Produzent und Konsument) bezeichnet werden. Beide Begriffe sollen die Nähe zwischen Landwirt und Verbraucher symbolisieren. Damit ist im seltensten Fall eine aktive Mitarbeit im Betrieb gemeint, zumindest ist dies von den Mitgärtnern des Gärtnerhofes Landolfshausen selten gewünscht. Der Zusammenschluss beider Parteien erfolgt vielmehr über einen Vertrag, der für eine Wachstumsperiode von einem Jahr geschlossen wird. Vor Beginn einer solchen Periode stellt der Gärtnerhof eine Rechnung mit den Kosten des Betriebes auf, woraus sich die Monatsbeiträge für die Mitgärtner errechnen lassen. Während dieser Zeit verpflichtet sich der Gärtnerhof, bestimmte Mengen an Gemüse an die Abholstellen zu liefern. Das geerntete Gemüse wird in den Mengen, in denen es erzeugt werden kann, an die Mitgärtner abgegeben. In der aktuellen Wachstumsperiode (Stand: Juni 2014) produziert der Betrieb 120 Anteile für die solidarische Landwirtschaft, die zu großen und kleinen „Anteilen“ veräußert werden. Die kleinen Anteile kosten momentan 30 € im Monat und die großen 60 €. Mit einem großen Anteil ist die Lebensmittelversorgung von zwei bis drei Personen über das Jahr hinweg möglich. Die produzierte Ware wird zwischen Mai und Oktober vom Gärtnerhof zweimal die Woche zu sogenannten Abholstellen in Göttingen gebracht. Außerhalb der Saison erfolgt dies nur einmal die Woche. Bei diesen Abholstellen handelt es sich zumeist um private Keller, von denen die Mitgärtner ihr Gemüse abholen können. Als zweites Standbein neben der solidarischen Landwirtschaft ist

der Gärtnerhof Landolfshausen zudem mit 25 % am „Gemüseladen in Geismar“ (Geismar ist ein Stadtteil von Göttingen) beteiligt.

Wie der Gärtnerhof, so fungiert auch der Betrieb „Gemüsebau Manegold“ aus Seulingen (vgl. www.manegold-gemuese.de) als Repräsentant der gemischten Vermarktung. Gemüsebau Manegold betreibt jedoch konventionelle Landwirtschaft. Der Betrieb bewirtschaftet eine Fläche von ca. 35 ha. Hauptsächlich Gemüsesorten sind mehrere Kohlartern und Möhren. Außerdem werden im Sommer Gurken, Tomaten und Salate aus eigenem Anbau verkauft. Die größte Sortimentsvielfalt wird über den Wochenmarkt und den Hofladen vertrieben, wofür zusätzlich verschiedene Gemüse zugekauft werden. Im Winter werden eigens verarbeitete Produkte verkauft. Der Gemüsebau Manegold steht im Gegensatz zu den anderen Vermarktern mit seinen Ständen neben dem Göttinger Wochenmarkt zusätzlich in Duderstadt und Worbis (Karte 1). Außerdem werden zusätzlich sechs Lebensmitteleinzelhändler täglich beliefert. Obwohl auf Wochenmärkten der größte Anteil an Produkten vertrieben wird, hat die Vermarktung über den Lebensmitteleinzelhandel das größte Wachstum zu verzeichnen. Zusätzlich wird Ware an zwei Göttinger Kindergärten geliefert.

Auch der „Werderhof“ (vgl. www.land-direkt.de) unweit von Göttingen verfolgt eine gemischte Vermarktungsstrategie. Der landwirtschaftliche Betrieb befindet sich seit ca. 60 Jahren in Familienbesitz. Auf dem Werderhof wird konventionelle Landwirtschaft betrieben. Die Erzeugung von Hackfrüchten wie Kartoffeln und Sonderkulturen, v.a. Himbeeren, Erdbeeren und Spargel, findet auf insgesamt 18 ha statt. Beim Werderhof erfolgt der Vertrieb über einen Hofladen und den Göttinger Wochenmarkt, wofür noch weitere Produkte wie Marmeladen, Honig, Dosenwurst, Eier und Geflügel hinzugekauft werden. Des Weiteren vermarktet der Werderhof einige Produkte über Straßenstände. Hier beginnt die Saison etwa Mitte April mit Spargel und endet spätestens Anfang August, nachdem die letzten Himbeeren geerntet wurden. Für die Straßenstände werden zusätzlich Kirschen und Heidelbeeren extern bezogen. Ein weiteres Vermarktungsstandbein ist die Selbstpflücke von Erdbeeren und Himbeeren, wobei diese wetter- und saisonabhängig ist. Zudem findet eine Vermarktung über einen Rewe-Markt in Dransfeld, über zwei kleine Geschäfte in Bremke und Reinhausen (Karte 1) und über drei gastronomische Unternehmen statt. Insgesamt hat der Werderhof eine sehr breit gefächerte Vermarktungsstruktur, jedoch bilden der Hofladen und der Wochenmarkt hierbei den Schwerpunkt, da die anderen Absatzwege saisonabhängig sind.

Der Bio-Lieferservice „Lotta Karotta“ (vgl. www.lotta-karotta.de) fungiert als Repräsentant des Einzelhandels. Er existiert bereits seit 15 Jahren und bietet seiner Kundschaft Nahrungsmittel in Form von sogenannten „Abokisten“ an. Diese Abokisten werden fünfmal in der Woche ausgefahren, wobei jeder einzelne Kunde einmal pro Woche eine solche Lebensmittelkiste erhält. Die Bestellungen können bis zum Tag vor der Lieferung um 8 Uhr telefonisch oder über den Onlineshop getätigt oder verändert werden. Die Lieferkisten werden mit

Produkten aus ökologischem Anbau bestückt. Die Kunden erhalten in diesen Kisten vor allem verschiedene Obst- und Gemüsesorten, die dem dazugehörigen Bioland-Betrieb „Rote Rübe – Schwarzer Rettich“ (vgl. www.roteruebeschwarzerrettich.de) in Rittmarshausen (Karte 1) entstammen. Dieser baut auf einer Fläche von 4,5 ha mehr als 40 Salat-, Obst- und Gemüsearten an. Darüber hinaus können Milchprodukte, Käse, Brote, Getränke und diverse Trockenwaren bestellt werden, die aus anderen Quellen bezogen werden. In geringem Umfang können auch Reinigungs-, Waschmittel und Haushaltswaren geliefert werden. Neben Obst- und Gemüseboxen sind u.a. auch eine Regionalkiste, eine Studentenbox, eine Box mit Schonkost und eine Überraschungskiste lieferbar, die sich jeweils inhaltlich unterscheiden. Die meisten Boxen gibt es in drei verschiedenen Größen. Die großen Boxen reichen für vier bis fünf Personen, die mittleren für drei bis vier und die kleinen für ein bis zwei Personen.

Der Bioladen „Boyer im Ostviertel“ (vgl. www.biobauerboyer.de) existiert in Göttingen seit dem Jahr 2007. Seit 2008 besteht der landwirtschaftliche Betrieb „Kutah Boyer GbR“, der gemeinsam mit einem Partner geführt wird und saisonabhängig für die Belieferung mit einem Teil der angebotenen Waren im Boyer genutzt wird. Fast alle Produkte, die im Boyer verkauft werden, sind als Bioprodukte gekennzeichnet. Davon ausgenommen sind wenige Produkte, wie etwa die aus eigener Zucht entstammenden Forellen, die aus Qualitäts- und Kostengründen konventionell kultiviert werden.

Der „Rewe in der Reinhäuser Landstraße“ in Göttingen (vgl. www.rewe.de) schließlich ist ein genossenschaftliches Unternehmen und in dieser Form seit ca. 4 Jahren ansässig. Als klassischer Supermarkt spricht Rewe vor allem durch seine Öffnungszeiten, montags bis samstags von 7-22 Uhr, ein breit gefächertes Publikum an. Rewe hat im Gegensatz zu den anderen bereits vorgestellten Betrieben keine eigene Produktion. Jedoch führt er Erzeugnisse aus Niedersachsen unter dem Slogan „aus der Region“. Zudem vermarktet er Waren, die von Erzeugern aus der direkten Umgebung stammen. Zur besseren Vermarktung der regionalen Produkte hängen Bildschirme über Bereichen mit Lebensmitteln aus dem Göttinger Raum. Darauf werden Bilder der Erzeuger abgespielt, damit eine Verbindung zu den Kunden aufgebaut werden kann. Das regionale Sortiment des Obsts und Gemüses (ohne den Anteil an Produkten „aus der Region“) hat einen Anteil von bis zu 20 %. Zusätzlich werden noch länger haltbare, regionale Lebensmittel außerhalb der Obst- und Gemüseabteilung angeboten. Darunter finden sich z.B. Säfte, Senf, Honig und Salz.

Die breite Produktpalette und die unterschiedlichen Vermarktungsweisen der vorgestellten Betriebe sowie das Sortiment der Einzelhandelsgeschäfte geben bereits einen Hinweis auf Unterschiede in der Auffassung von Regionalität. Zum besseren Verständnis sind in Tabelle 2 nochmals die wichtigsten Merkmale der untersuchten Betriebe und Einzelhändler zusammengefasst.

Tab.2: Übersicht der regionalen Lebensmittelversorger Göttingens (Quelle: eigene Erhebungen)

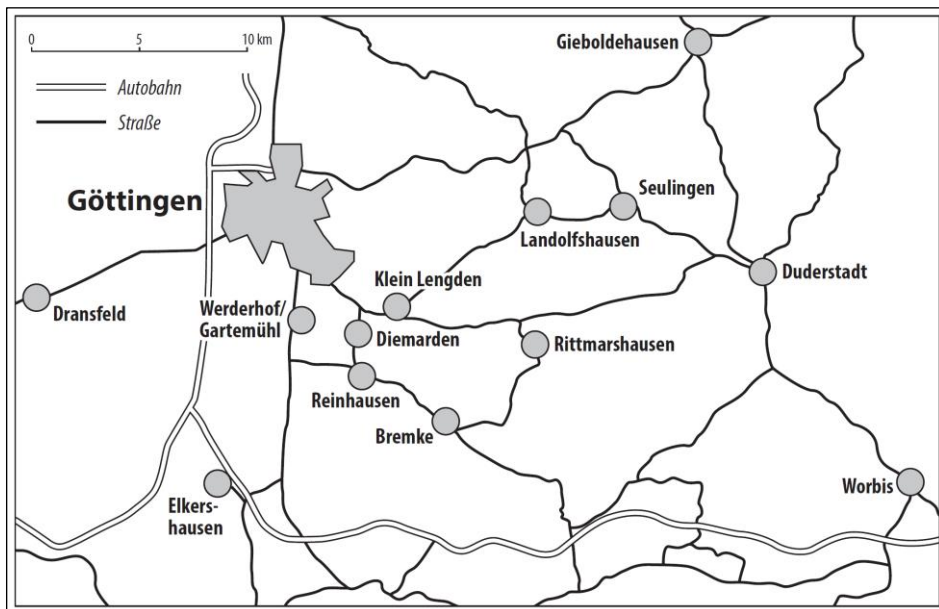
Betrieb	Vermarktungsform	Sortiment
Gärtnerhof Landolfshausen	solidarische Landwirtschaft, Wochenmarkt, Naturkostläden	ökologisch erzeugte Gemüsesorten
Gemüsebau Manegold	Wochenmarkt, Hofladen, Einzelhandel, Kindergärten	konventionell erzeugte Gemüsesorten
Werderhof	Wochenmarkt, Hofladen, Straßenstände, Selbst-pflücke, Einzelhandel, gastronomische Betriebe	konventionell erzeugte Obst- und Gemüsesorten
Einzelhändler	Vermarktungsform	Sortiment
Lotta Karotta	Lieferdienst von Abo-Kisten	Regionale und nicht-regionale ökologische Lebensmittel
Boyer im Ostviertel	Eigentümergeführter Einzelhandel	Regionale und nicht-regionale ökologische Lebensmittel
Rewe in der Reinhäuser Landstraße	Einzelhandelsfiliale	Regionale und nicht-regionale konventionelle und ökologische Lebensmittel

Regionalität als Metrik – Regionalität als Praxis

Auf die Frage, ob Regionalität mit Hilfe metrischer Angaben definierbar sei, antworteten viele der Interviewpartner zunächst mit einem Verweis auf ihre Vertriebsgebiete. So transportiert der Gärtnerhof Landolfshausen seine Erzeugnisse größtenteils zum Wochenmarkt in Göttingen, zum Gemüseladen in Geismar oder zu den Abholstellen der solidarischen Landwirtschaft, die in Landolfshausen, in Diemarden und verteilt in Göttingen liegen. Der Gemüsebau Manegold vermarktet hauptsächlich vor Ort in Seulingen und in Göttingen, Duderstadt und Worbis. Zusätzlich werden einige Rewe- und Edekamärkte in Gieboldehausen und Dransfeld beliefert. Der Werderhof wiederum beliefert einen Rewe in Dransfeld und vermarktet den Rest seiner Waren in Göttingen. Schließlich reicht das Liefergebiet von Lotta Karotta bis an den Harzrand. Diese Ausführungen machen deutlich, dass beim Vermarktungsgebiet geringe Unterschiede zwischen den einzelnen landwirtschaftlichen Betrieben bestehen. Sie alle weisen ein Vermarktungsgebiet auf, welches einen Radius von etwa 50 km um den jeweiligen Hof herum nicht überschreitet (Karte 1). Auf den ersten Blick erscheint eine metrische Bestimmung von Regionalität also durchaus sinnvoll.

Nichtsdestotrotz wurde gerade von Seiten der Einzelhändler eine Festlegung auf exakte Kilometerangaben als nicht zielführend bezeichnet. Wenn es um die Belieferung ginge, müsse man u.a. die Größe einer Stadt berücksichtigen. Für eine

Stadt wie Berlin z.B. müsse die Kilometergrenze im Vergleich zu Göttingen erweitert werden, da dort allein durch die Anzahl an Menschen ein größerer Bedarf an Lebensmitteln bestünde. Weit schwerer wiegt dagegen ein weiteres Argument, das gegen eine metrische Bestimmung von Regionalität vorgebracht wurde: Die Saisonalität von Nahrungsmitteln. Denn wie die Befragten bestätigten, ändern sich die Produktionsumstände (je nach Erzeugnis) und die Lebensmittelbeschaffung im Jahresverlauf. Indem diverse Erzeugnisse in Deutschland nur in bestimmten Monaten verfügbar sind, „[...] rückt letztlich der Ort der Ernte im Frühjahr und Sommer immer näher an uns heran und im Herbst verlässt er uns gen Süden“ (eigenes Interview: Naturkost Elkershausen, Juni 2014). Dabei hat sich die Kundschaft längst an eine umfassende Sortimentsvielfalt und eine saisonunabhängige Verfügbarkeit von Gemüse und Obstsorten gewöhnt. Sich den Winter über wieder vorwiegend von Kohl und Rüben zu ernähren gilt für viele als Rückschritt. Auch wenn mittlerweile z.B. die Pastinake als Wintergemüse wiederentdeckt wurde, bleibt die Vielfalt von Erzeugnissen aus regionalem Anbau in der kalten Jahreszeit doch stark eingeschränkt.



Karte 1: Vermarktungsgebiet der regionalen Lebensmittelversorger Göttingens (Quelle: eigene Erhebungen)

Bei Lotta Karotta kann es sein, dass eine Lieferkiste im Sommer nur aus regionalen Produkten besteht, im Winter jedoch zeitweise ausschließlich mit importierten Waren aus südlicheren Ländern bestückt wird. Laut Betreiber besteht zwar die Möglichkeit für Kunden, ihre Kiste auch während der Wintermonate

ausschließlich mit regionalen Produkten ausstatten zu lassen, doch sei diese Variante in ihrer Vielfältigkeit stark eingeschränkt und von den Kunden kaum nachgefragt. Die Regionalkiste würde nur von ca. 10 - 15 Personen (das entspricht rund 3 % aller Abo-Kunden; Stand: Mai 2014) bezogen und viele der Kunden, die sie ausprobieren, bestellten sie nach kurzer Zeit wieder ab. Das Angebot an Produkten sei einfach zu stark eingeschränkt. Aus Gründen mangelnder Nachfrage nach einem rein regionalen Sortiment stellen auch Boyer im Ostviertel sowie Rewe in der Reinhäuser Landstraße Produkte aus nicht-regionaler Erzeugung bereit. Es möchten letztlich alle Einzelhändler, egal ob Supermarkt oder Bio-Lieferservice, ihrer Kundschaft eine größtmögliche Vielfalt bieten, welche als grundlegend wichtig für den Erfolg im Einzelhandel betrachtet wird (vgl. Stockebrand & Spiller 2008, 145f.). Die Betreiber des Lieferdienstes Lotta Karotta kommen vor diesem Hintergrund zu dem Ergebnis, dass letztlich jeder Händler selbst wissen müsse, welche Art der Beschaffung er verantworten könne. Zum selben Ergebnis kommt auch Boyer im Ostviertel. Zudem sei es wichtig, dass die Kunden die Entscheidungen der Händler nachvollziehen könnten. In dieser Aussage wird deutlich, wie wichtig an dieser Stelle das Vertrauen zwischen Kunden und Händlern inzwischen geworden ist. Doch Vertrauen alleine reicht nicht aus. Wichtiger noch ist Transparenz in Sachen Nahrungsmittelbeschaffung.

Der Lieferservice Lotta Karotta bezieht rund 40 % der für die Abokisten verwendeten Produkte aus der zugehörigen Gärtnerei Rote Rübe – Schwarzer Rettich. Weitere Zulieferer sind „Manfred Gebhardt“ aus dem Landkreis Göttingen und der Biolandbetrieb „Müller-Oelbke“ aus Etzenborn. Wichtiger als diese beiden aber sind die beiden Großhändler „Naturkost Elkershausen“ und „Appenweier Frische“, deren Dienste für den Großteil der zusätzlichen vertriebenen Ware in Anspruch genommen werden. So greift auch Lotta Karotta auf Zulieferstrukturen zurück, die in ihrer geographischen Reichweite – besonders, wenn Produkte von Großhändlern bezogen werden – weit über den zuvor genannten Radius von 50 km hinausgehen. Bei dem Biolebensmittel-einzelhändler Boyer im Ostviertel ist eine ähnliche Situation vorzufinden. Die eigenen Erzeugnisse machen nur ca. 15 % des Jahresumsatzes aus. Den Laden vollständig mit eigenen Waren auszustatten ist nicht möglich. Die Anzahl der Zulieferer, welche alle in Niedersachsen und Nordhessen ansässig sind, beläuft sich insgesamt auf ca. 40 Stück. Als größter Betrieb für die Zulieferung von verarbeiteten Produkten ist das „Backhaus“ in der Gemeinde Gleichen (Klein Lengden, Karte 1) zu nennen. „Naturkost Elkershausen“ ist der größte Zulieferer überregionaler Waren. Der Rewe in der Reinhäuser Landstraße wiederum wird durch den Rewe-Großhandel bestückt, welcher ca. 75 % der angebotenen Ware anliefert. Hinzu kommen Streckenlieferanten und regionale Händler aus dem Raum Göttingen.

Wie sieht es diesbezüglich bei den produzierenden Betrieben aus? Auf Grund der geringeren Sortimentsvielfalt und des eingeschränkten Angebots während der Wintermonate sind auch sie zum Teil von Zulieferern abhängig. So tragen die

eigenen Produkte des Gemüsehofs Manegold über das Jahr gerechnet zwar zu ca. 75 % des Umsatzes bei, in der kalten Jahreszeit ist das Angebot aber so stark eingeschränkt, dass man sich v.a. auf die Verarbeitung von Gemüse aus dem Lager (z.B. Weißkohl zu Sauerkraut) konzentriert und den Rest der Einkünfte über zusätzliche Waren erzielt, die aus südlicheren Gefilden (z.B. aus Spanien oder Israel) für den Verkauf auf dem Wochenmarkt hinzugekauft werden. Als größter Zulieferer des Betriebs dient dabei der Großmarkt Hannover. Eine ähnliche Strategie verfolgt auch der Werderhof. In diesem Fall beträgt der Anteil der eigenen Erzeugnisse am Jahresumsatz ca. 80 %. Die restlichen 20 % werden in den Wintermonaten durch extern angekaufte Waren erwirtschaftet. Allein der Gärtnerhof Landolfshausen verzichtet auf den Zukauf nicht-regional produzierter Ware und trotzdem sind die Betreiber in der Lage, ihren Mitgärtnern der solidarischen Landwirtschaft bis zu zehn verschiedene Gemüsesorten anbieten zu können. So schneidet der Gärtnerhof Landolfshausen als regionaler Produzent im Vergleich zu den beiden anderen Betrieben mit Abstand am besten ab.

Neben der geringeren Sortimentsvielfalt und dem eingeschränkten Angebot während der Wintermonate gibt es für die regionalen Erzeuger aber noch eine weitere Einschränkung in Sachen Regionalität. Diese bezieht sich auf die Beschaffung der Produktionsfaktoren. Interessanterweise schneidet auch hier der Gärtnerhof Landolfshausen am besten ab, denn als zugelieferte Waren sind lediglich das Saatgut und einige Kulturen zur Einpflanzung zu nennen. Künstliche Düngemittel und Pflanzenschutzmittel kommen in der ökologischen Produktion nicht zum Einsatz. Allerdings stammt auch das Saatgut nicht aus der Region, sondern wird von Firmen aus ganz Deutschland bezogen. Im Fall des Betriebs Gemüsebau Manegold werden Saatgut und Schädlingsbekämpfungsmittel aus den Niederlanden bezogen. Und auch der Werderhof lässt sich mit Saat- und Pflanzgut beliefern, welches aus dem gesamten deutschen Raum bezogen wird. Eine eigene Saatguterzeugung wird von allen drei Betrieben aufgrund des enormen Aufwands ausgeschlossen. Denn in einer Sache sind sich alle einig: Die Saatgutvermehrung ist ökonomisch nur sinnvoll, wenn sie in großen Mengen vorgenommen wird. Deswegen findet sie zumeist in konzentrierter Weise in wenigen Betrieben in Deutschland und andernorts statt und ist dadurch in den meisten Fällen nicht regional vorzufinden. Nach Meinung der Interviewpartner sei die Spezialisierung von reinen Saatgutherstellern auf der einen und Produzenten auf der anderen Seite heute nicht mehr wegzudenken. Die Saatgutherstellung regional durchzuführen „wäre wieder ein Rückschritt“ (eigenes Interview: Werderhof, Mai 2014).

Regionalität als Herausforderung

Insgesamt zeigt sich, dass im Raum Göttingen heute ein breites Angebot an regionalen Lebensmittelversorgern vorzufinden ist. Hierbei sind in erster Linie landwirtschaftliche Betriebe zu nennen, wie der Gärtnerhof Landolfshausen, der Gemüsebau Manegold oder der Werderhof. Diese vertreiben ihre Ware über Hofläden, Straßenstände, die Selbstpflücke, den Wochenmarkt, oder die sogenannte solidarische Landwirtschaft. Produkte aus der Region lassen sich aber auch über Einzelhändler beziehen, von denen in diesem Beitrag drei vorgestellt wurden, darunter der Bio-Lieferservice Lotta Karotta, Boyer im Ostviertel und Rewe in der Reinhäuser Landstraße. Wie bereits gezeigt, gibt es von allen betrachteten Unternehmen nur eines, welches sich vollständig auf den Verkauf von regional produzierten Waren konzentriert, nämlich den Gärtnerhof Landolfshausen, der nach dem Prinzip der solidarischen Landwirtschaft arbeitet. Die anderen beiden betrachteten Höfe erwirtschaften zwar auch einen Großteil ihres Umsatzes (zwischen 75 und 80 %) durch den Verkauf eigener Erzeugnisse, vor dem Hintergrund mangelnder Sortimentsvielfalt gerade in den Wintermonaten kaufen sie jedoch zusätzlich Produkte im Großhandel, die nicht aus der Region stammen. Einen Mix an regional produzierten und überregional produzierten Lebensmitteln bieten auch die betrachteten Einzelhändler an. Keiner der befragten Händler geht dabei davon aus, dass eine restlose Konzentration auf regional erzeugte Lebensmittel ökonomisch umsetzbar sei, denn die Kunden hätten sich längst an eine umfassende Sortimentsvielfalt und eine saisonunabhängige Verfügbarkeit von Gemüse und Obstsorten gewöhnt.

Als besonders schwierig stellte sich die mangelnde Transparenz der Produktions-, Transport- und Verarbeitungswege heraus. Hier wurde deutlich: Die Regionalität von Lebensmitteln ist nicht allein eine Frage des Betriebsstandorts und seines Absatzmarktes. Mindestens ebenso wichtig ist die Frage nach den Zulieferern der Betriebe. Im August 2012 wurde in Deutschland aus diesem Grund die Initiative „Regionalfenster“ gegründet – eine Kooperation zwischen Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft, dem Einzelhandel sowie regionalen Herstellerverbänden (vgl. www.regionalfenster.de). Seit 2014 überprüft der Trägerverein „Regionalfenster e.V.“ verschiedene Produkte und kennzeichnet regionale Erzeugnisse. Seit Markteinführung wurden bundesweit bereits rund 3250 Produkte von mehr als 450 Lizenznehmern für das Regionalfenster registriert (Stand: Juni 2015). Als besonders positiv hervorzuheben ist dabei, dass in den ausgestellten Siegeln auch die Herkunftsorte der Zutaten und die jeweiligen Verarbeitungsstandorte aufgelistet werden. So kann letztlich jedem Produkt eine Wertangabe zugeordnet werden, die besagt, wie viel Prozent des Endproduktes aus regionaler Herkunft stammen. Vor dem Hintergrund der eingangs erwähnten Unübersichtlichkeit, die in Sachen Regionalität von Lebensmitteln derzeit herrscht, kann die Einführung des Regionalfensters nur begrüßt werden, auch

wenn sich die zertifizierte Regionalität in den meisten Fällen nur auf das jeweilige Bundesland bezieht.

Die Ausführungen zeigen aber auch, dass Versorgungssysteme mit regionalen Produkten – zumindest im Rahmen des gegenwärtig vorherrschenden landwirtschaftlichen Produktionsregimes – an ihre Grenzen stoßen. Dann nämlich, wenn es um die Beschaffung der Produktionsfaktoren geht. Denn Saatgut, Pflanzenschutzmittel und Kunstdünger lassen sich in den seltensten Fällen von regionalen Erzeugern beschaffen. Hinzu kommt, dass eine ausschließlich regionale Versorgung von den Betreibern selbst als nicht zeitgemäß betrachtet wird. So zeigt sich anhand des Saatguts, dass regionale Nahrungsmittelversorgungssysteme letztlich nur durch ihre Einbettung in überregionale Wirtschaftskreisläufe möglich sind. Einschränkungen gibt es jedoch nicht allein hinsichtlich der Produktion; auch wenn es um den Konsum von Produkten aus der Region geht, lassen sich unter gegenwärtigen Umständen klare Grenzen ausfindig machen. So wäre eine Ernährung allein auf der Basis regional erzeugter Lebensmittel mit einer Umstellung fest verinnerlichter Essgewohnheiten verbunden. Wie die geringe Nachfrage nach rein regional bestückten Abokisten von Lotta Karotta zeigt, sind hierzu aktuell nur sehr wenige Personen bereit. Vor diesem Hintergrund erscheint die Idee der regionalen Versorgung als noch nicht massentauglich. Die genannten Grenzen sind jedoch nicht unumstößlich. Sie müssen vielmehr als Herausforderungen für die zukünftige Entwicklung angesehen werden.

Unter gegebenen Umständen ist es wenig sinnvoll, aus dem Wunsch heraus, regionale Produkte beziehen zu wollen, bestimmte Einzelhandelsgeschäfte oder Vertriebsformen zu präferieren und andere abzuqualifizieren. Denn heute lassen sich Produkte aus der Region *auch* in Supermärkten erstehen. Gleichzeitig sind nicht alle Produkte, die auf Wochenmärkten und in Abokisten angeboten werden, ausschließlich aus regionaler Herstellung. Am vielversprechendsten erscheinen vor diesem Hintergrund Projekte der solidarischen *und* ökologischen Landwirtschaft. Denn diese stellen kurze Wege sowohl im Absatz der Waren als auch in der Beschaffung von Produktionsfaktoren sicher. Wie eingangs erwähnt, mag „Regionalität“ zwar das neue „Bio“ sein. Mit Blick auf Regionalerzeugnisse verdeutlicht unsere Studie aber auch: „Bio“ ist die bessere Form der „Regionalität“.

Literatur und Quellen

- Bogner, A. & W. Menz (2009): Experteninterviews in der qualitativen Sozialforschung. Zur Einführung in eine sich intensivierende Methodendebatte. In: Bogner, A., Littig, B. & W. Menz (Hrsg.): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. 3., grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer, S. 7-31.
- BMEL (= Bundesministerium für Ernährung und Landwirtschaft) (2014): Einkaufs- und Ernährungsverhalten in Deutschland. TNS-Emnid-Umfrage des BMEL. Online unter:
http://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Umfragen/TNS-Emnid-EinkaufsErnaehrungsverhaltenInDeutschland.pdf?__blob=publicationFile (abgerufen am 24.07.2015).
- BÖLN (= Bundesprogramm Ökologischer Landbau und andere Formen nachhaltiger Landwirtschaft) (2013): Ökobarometer 2013. Repräsentative Bevölkerungsbefragung im Auftrag des Bundesministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Verbraucherschutz (BMELV). Online unter:
http://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Ernaehrung/Oekobarometer_2013.pdf?__blob=publicationFile (abgerufen am 24.07.2015).
- Hensche, H.-U. & H. Ulrich (2000): Status-Analyse Regional-Vermarktung in Nordrhein-Westfalen. In: Werner, W. (Hrsg.): Regionale Vermarktungssysteme in der Land-, Ernährungs- und Forstwirtschaft – Chancen, Probleme und Bewertung. Schriftenreihe Agrarspectrum, Bd. 30, Frankfurt am Main, S. 55-66.
- Kuhnert, H. & B. Wirthgen (2008): Direktvermarktung in der Landwirtschaft. 6., überarbeitete Auflage. Bonn.
- Mayring, P. (2010): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. 11., aktualisierte und überarbeitete Auflage. Weinheim & Basel.
- Mellin, M., Spiller, A. & A. Zühlsdorf (2006): Kundenzufriedenheit in der Direktvermarktung. In: Pfriem, R., Raabe, T. & A. Spiller (Hrsg.): OSSENA – Das Unternehmen nachhaltige Ernährungskultur. Marburg, S. 203-234.
- Meuser, M. & U. Nagel (2009): Experteninterview und der Wandel der Wissensproduktion. In: Bogner, A., Littig, B. & W. Menz (Hrsg.): Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder. 3., grundlegend überarbeitete Auflage. Wiesbaden, S. 35-60.
- Rucker, M., Warschun, M., Glusac, S. & D. Günther (2013): Lebensmittel: Regional ist gefragter als bio. A.T. Kearney. Online unter:
<http://www.atkearney.de/documents/856314/2519692/BIP-lebensmittel-regional-ist-gefragter-als-bio.pdf/7ff52c8f-d808-4f57-a9fd-6c5e23d08aaa> (abgerufen am 24.07.2015).

- Spiller, A. & A. Zühlsdorf (2006): Regionalvermarktung in einer globalisierten Welt – soziokulturelle Grenzen und ökonomische Chancen. In: Pfriem, R., Raabe, T. & A. Spiller (Hrsg.): OSSENA – Das Unternehmen nachhaltige Ernährungskultur. Marburg, S. 395-428.
- Stochebrand, N. & A. Spiller (2008): Authentizität als Erfolgsfaktor im Regionalmarketing: Eine erste Skizze. In: Antoni-Komar, I., Pfriem, R., Raabe, T. & A. Spiller (Hrsg.): Ernährung, Kultur, Lebensqualität – Wege regionaler Nachhaltigkeit. Marburg, S. 145-166.
- Stochebrand, N., Berner, N. S. & A. Spiller (2008): Regionalmarketing im Naturkostfachhandel. Göttingen.
- Uhlmann, B. (2012): Tricks der Lebensmittelbranche. Süddeutsche Zeitung, 10. September 2012. Online unter:
<http://www.sueddeutsche.de/gesundheit/tricks-der-lebensmittelbranche-so-durchschauen-sie-etikettenschwindel-1.1428880> (abgerufen am 25.07.2015).

Von Abo-Kisten bis Wochenmärkte – Wer kennt und nutzt alternative Nahrungsmittel-Netzwerke in Göttingen?

Anna Betsch & Christoph Dittrich

Abstract

New food trends offer consumers around the world the possibility to create an individual lifestyle through food. Likewise new movements find their way into German households, especially reflecting alternative production habits and practices. Farmer's markets, organic stores, urban gardening, community supported agriculture, food coops and food sharing are summarized as alternative food networks, AFN, and are characterized as sustainable, ethical, regional consumption habits. Hence alternative food networks present approaches for shaping a fair and ecological food systems as demanded by stakeholders in politics, science and society. But how is the situation in the University City of Göttingen? In order to shape a fair food system, one has to know about alternative food networks. The high proportion of an academic population and the political focus on climate relevant topics of the municipality lead to the assumption of a certain sensibility and consciousness for AFN in Göttingen. The aim of this contribution is to illustrate the awareness and utilization of AFN in the City of Göttingen based on empirical research results.

Einleitung

Neue Trends wie *curated food*, *new gardening*, *re-use food*, *clean labels* bieten Konsumenten rund um die Welt die Möglichkeit, ihrem individuellen Lebensstil durch Ernährung Ausdruck zu verleihen. Auch in Deutschland halten neue Bewegungen und Lebensstile Einzug, welche insbesondere alternative Produktionsmuster und -praktiken widerspiegeln. Deutsche Städte – vor allen die Stadtstaaten – sind die Nährböden für Konzepte der Nahrungsversorgung wie der solidarischen Landwirtschaft (vgl. Pohl & Urhahn 2016, 20f.). Mittels überregionaler und lokaler Medien gewinnen diese kreativen Netzwerke jenseits des Gärtnerns wie Food Sharing oder Containern an Bekanntheit. Nicht zu vergessen sind auch die urbanen Gärten wie die Prinzessinnengärten in Berlin, die die Stadtbewohner¹ mit frischen, in eigener Handarbeit angebauten Produkten versorgen (vgl. Müller 2012). Gemeinsam sind diesen *Food Trends* die Forderung nach einer Umgestaltung und Verbesserung des bestehenden Nahrungssystems.

Wie kann nun das Konsumieren und Produzieren zur Umgestaltung oder Verbesserung des aktuellen Nahrungssystems beitragen? Bio-Boom, unlängst allgegenwärtig durch die Präsenz von Biolebensmitteln in Supermärkten und Discountern, und der steigende Konsum von Fair-Trade-Produkten tragen zum ökologisch und moralisch bewussten Konsumieren bei (vgl. Seitz 2013; Zick Varul 2009). Von den globalen Wertschöpfungsketten und der auch bei Biolebens-

¹ Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten gleichermaßen für beiderlei Geschlecht.

mitteln industrialisierten Produktion profitieren vor allem transnationale Konzerne. Weder die Förderung von Landwirten noch das Wohl der Konsumenten wird verfolgt (vgl. Winter 2003a, 2004, 2005; Goodman et al. 2014).

In der englischsprachigen *Geography of Food* konzentrieren sich einige Vertreter auf die neu entstandenen *alternative food networks*, AFN. Im Zuge eines *quality turn* in der Lebensmittelproduktion und -konsumtion, der den Fokus auf eine lokale Einbettung von Versorgungsketten, ökologischer Landwirtschaft und sozialer Gerechtigkeit legt, entstand eine Forschungsrichtung, die versucht zu ergründen, welche Strategien und Mechanismen Akteure anwenden, um den globalen *Agro-food*-Komplex durch die Etablierung alternativer Systeme zur Lebensmittelversorgung anzufechten (vgl. Winter 2003a, 2004, 2005; Goodman & Goodman 2003). Im Mittelpunkt des neuen Forschungsbereiches befindet sich der Konsument. Dieser Fokus rührt daher, dass Konsumenten als aktive und gestaltende Akteure im Zentrum des Transformationsprozesses stehen (vgl. Goodman 2003, 6) und durch die Macht der Nachfrage die Strukturen der Bereitstellung und Versorgung von Lebensmitteln maßgeblich formen können (vgl. Crivits & Paredis 2013, 100). In der Forschung fallen die genannten Netzwerke sowie Wochenmärkte, Food Coops oder Abo-Kisten unter die Bezeichnung der AFN (vgl. Goodman & Goodman 2009, 209; Venn et al 2006, 256). Gemeinsames Kennzeichen aller Netzwerke ist es, dass die Praktiken des Lebensmittelkonsums mit dem Konzept der Nachhaltigkeit zusammengeführt werden und damit ein grundlegender Wandel von bisherigen „konventionellen“ Produktions- und Konsummustern hin zu neuen „alternativen“ Praktiken eingeleitet wird. Auch im deutschsprachigen Raum existieren Gemeinschaften, die sich über solidarische Landwirtschaften, SoLaWis, versorgen, ihre Einkäufe auf Wochenmärkten tätigen, den Nahrungsbezug in Einkaufsgemeinschaften regeln, Bioprodukte durch Abonnements nach Hause geliefert bekommen und Foodsharing oder Containern betreiben. Für die Gestaltung eines nachhaltigen, d. h. fairen und ökologischen Nahrungssystems, wie es verschiedene Stimmen aus Politik, Wissenschaft und Zivilgesellschaft fordern, bieten die AFN Lösungen an. Die Vorzüge einer Nahrungsmittelversorgung durch AFN sind nicht von der Hand zu weisen. Wie ist es um die alternativen Nahrungsmittel-Netzwerke in der südniedersächsischen Universitätsstadt Göttingen bestellt? Der hohe Anteil akademischer Bevölkerung, die Relevanz klimapolitischer Themen in der Stadtpolitik lassen eine gewisse Sensibilität für AFN vermuten. Das Ziel dieses Beitrags ist es anhand empirischer Forschungsergebnisse die Bekanntheit und die Nutzung von AFN in Göttingen darzustellen. Zunächst wird das Konzept der AFN erörtert, danach werden verschiedene Formen von AFN in Göttingen und Ergebnisse einer Passantenbefragung vorgestellt und diskutiert.

Das Konzept der AFN

Direktvermarkter, Hofläden, solidarische Landwirtschaft, Lieferdienste, Lebensmittelkooperationen, gemeinschaftlich geführte Lebensmittelläden, PGI oder POD zertifizierte Lebensmittel, Fairtrade, Foodsharing, Containern und Urban Gardening haben eines gemeinsam: sie fallen alle unter den Begriff der AFN. Wie diese Netzwerke konzeptualisiert werden, ist Inhalt des folgenden Abschnittes.

Unter der Prämisse, dass Konsumenten als selbstkritische und reflektierende Akteure auftreten, die in ihrem täglichen Konsum, ihrer täglichen Nahrungsversorgung und gesellschaftlichen Reproduktion ethische, ästhetische und politische Werte zur Anwendung bringen, definieren Goodman et al. (2014, 9) AFN als *communities of practice* von Konsumenten und Produzenten. Ihre Handlungen eröffnen neue materielle und symbolische Räume der Nahrungsversorgung. Damit umfassen sie kritische soziale Bewegungen wie Fairtrade-Organisationen, Bewegungen, die abgrenzenden ästhetischen Vorstellungen folgen, wie z.B. regionaler Esskultur, bestimmter Kulturlandschaften. Diese sind mit der *Slow Food* Bewegung zu vergleichen. Auch die einleitend genannten Bezugskanäle zählen zu diesen *communities of practice* (ebd., 9). Die Eigenschaften der AFN sind (a) die Umverteilung des Warenwertes durch die Wertschöpfungskette entgegen der Logik der Massenproduktion, (b) die Renaissance des „Vertrauens“ zwischen Produzenten und Konsumenten und (c) die Artikulation neuer Formen der politischen und wirtschaftlichen Governance (vgl. Kizos & Vakoufakis 2010, 220).

Eine allgemeine Eigenschaft der AFN ist die Betonung der Beziehung zwischen Konsument und Produzent in dieser Versorgungskette und welche Rolle diese Verbindung spielt in Bezug auf die Konstruktion von Wert und Qualität des Produktes. Hierdurch erhält das Produkt eine weitere Dimension und besitzt nicht nur einen materiellen, sondern auch symbolischen Charakter (vgl. Marsden et al. 2000, 425). Im Rahmen einer persönlichen Beziehung teilen sich beide Akteure ein Wissen um das Produkt: wie es hergestellt wird und welche weiteren Schritte es durchläuft bis es schließlich auf dem Teller landet. Dieses Wissen ist die Basis der *communities of practice* und ihres kollektiven Lernprozesses, ihres Wachstums und ihrer Etablierung (vgl. Goodman et al. 2009, 8). Das Konzept des geteilten Wissens unterscheidet Akteure eines alternativen Versorgungssystems von denen eines konventionellen, weil die alternativ Produzierenden und Konsumierenden jeden einzelnen Aspekt des Nahrungsmittels von der Aussaat bis zum Verzehr kennen (ebd., 8). Diese Tatsache ermöglicht dem Konsumenten auf Basis seines eigenen Wissens, seiner Erfahrung und seiner Wahrnehmung wertbezogene Urteile über das Nahrungsmittel zu fällen. Marsden et al. (2000, 452) führen weiter Folgendes aus:

“With a short food supply chain [sfsc] it is not the number of times a product is handled or the distance over which it is ultimately transported which is necessarily critical, but the

fact that the product reaches the consumer embedded with information, for example printed on packaging or communicated personally at the point of retail. It is this, which enables the consumer to confidently make connections and associations with the place/space of production, and, potentially, the values of the people involved and the production methods employed.”

Die persönliche Beziehung zwischen Produzent und Konsument schafft Vertrauen. Für Holloway & Kneafsey (2004, 262) impliziert die Alterität dieser Netzwerke, dass diese durch einen Satz an moralisch vertretbaren Werten agieren, die im Gegensatz zu denen des Konventionellen stehen. Dieser Auffassung schließt sich Sage (2003, 49) an und formuliert, dass das Wiedererlangens eines Verständnis von Moral innerhalb des Nahrungsmittel- und Landwirtschaftssektors eines der wichtigsten aufkommenden Eigenschaften der AFN ist.

Tab. 1: Gegenüberstellung der Eigenschaften der Nahrungsmittel-Netzwerke (Maye & Kirwan 2010, 2)

Konventionell	Alternativ
Modern	Postmodern
Bearbeitet und verarbeitet	Natürlich und frisch
Massenproduktion, großräumig	kleinräumige Produktion, Produktion lokaler Hersteller nach überlieferten Traditionen und Rezepten
Lange Nahrungsversorgungsketten	Kurze Nahrungsversorgungsketten
Kosten externalisiert	Kosten internalisiert
Rationalisiert	Traditionell und kreativ
Standardisiert	Divers und einmalig
Intensivierung	Extensivierung
Monokultur	Biodiversität
Homogenisierung des Essens	Regionale Unterschiede/ Besonderheiten
Hypermärkte	Lokale Märkte
Anwendung synthetischer Dünge- und Pflanzenschutzmittel	Ökologischer Landbau
Nicht erneuerbare Energien	Erneuerbare Energien
Fast Food	Slow Food
Quantität	Qualität
Losgelöst	Eingebettet

Auch zeichnen sich die ethisch-moralischen Beziehungen durch eine Verbundenheit mit dem Raum aus, die sich von den Beziehungen in

konventionellen Nahrungsmittel-Netzwerken unterscheidet. Diese „Räumlichkeit“ ist mit dem Wunsch nach einem Ausbau von Beziehungen von Nähe und Verbundenheit assoziiert. Zudem entstehen neue Gemeinschaften, die nicht nur aufgrund der räumlichen Nähe konstruiert werden können, sondern auch durch die soziale Nähe und damit als *alternative support network* zwischen Gleichgesinnten entstehen (Watts et al. 2002, 33). Neben dem Wunsch, sich durch den Konsum bestimmter Qualitätsprodukte zu ernähren, liegt die Motivation zum Konsum von Nahrungsmitteln aus AFN in dem Bedürfnis, die Austauschbeziehungen mit dem Hersteller sozial einzubetten. In Anlehnung an Granovetter sind (1985, 490 zit. in Kirwan 2004, 397) und seiner Feststellung, dass soziale Handlungen die Natur eines wirtschaftlichen Austausches zwischen zwei Individuen durch das Hervorrufen von Vertrauen wesentlich verändern kann, wurde anerkannt, dass wirtschaftliche Aktivitäten in Wirklichkeit in einen größeren politischen, kulturellen und sozialen Rahmen eingebettet - besonders im Falle einer direkten Interaktion zwischen zwei oder mehreren Parteien. Diese Einbettung wird instrumentalisiert, um Akteuren auf lokaler Ebene zu Kontrolle und Gestaltungshoheit über die Austauschprozesse zu verhelfen (vgl. Kirwan 2004, 397). Die Nutzung von sozialer Einbettung der Transaktionen hat Auswirkungen auf die Alterität der Beziehung zwischen Hersteller und Konsumenten bzw. dem Produkt, auf die Inwertsetzung „lokaler“ Eigenschaften und auf die kommerzieller Aneignung (ebd., 298). Eine Einbettung der wirtschaftlichen Interaktionen misst den Waren einen zusätzlichen Wert bei, der unter Umständen der Grund für den Konsum sein kann: „Embeddedness itself then becomes some of the ‚value-added‘ in the farmers’ markets experience“ (Hinrichs 2000, 299). Der zugewonnene Wert muss nicht sozial sein, sondern kann sich auf die lokale Herkunft, die kulturelle Identität des Herstellungsortes beziehen. Dadurch kann der potenzielle kommerzielle Profit maximiert werden (vgl. Kirwan 2004, 298). Weitere konkrete Eigenschaften sind in Tabelle 1 im Vergleich zum konventionellen System aufgelistet. Ausdruck finden die *communities of practice* und ihre Eigenschaften in den verschiedensten Formen. AFN ist nur der Überbegriff für verschiedene Versorgungs- und Bezugskanäle, die einige oder alle Eigenschaften in sich vereinen. Jene Kanäle lassen sich in verschiedenen Gruppen aufteilen. Die Aufteilung erfolgt anhand von spezifischen Kriterien, die in der Forschung nicht immer übereinstimmen. So ordnen Renting et al. (2003) verschiedene Bezugskanäle anhand der Nähe zwischen Konsumierenden und Produzierenden ein. Venn et al. (2006) verwenden hingegen die Verbundenheit zwischen den Tauschpartnern, um die Menge an Versorgungs- und Bezugskanälen analysieren zu können. Als ein Hybrid aus beiden Konzepten wurden die Kategorien aus Tabelle 2 erstellt.

Renting et al. (2003, 401f.) unterteilen die verschiedenen Formen der alternativen Netzwerke, die in ihrem Vokabular als kurze Nahrungsmittelversorgungsketten tituiert werden, anhand der räumlichen Nähe zwischen Konsument und Produzent ein, aber auch an der persönlichen Distanz zwischen

den Akteuren, die mit dem Auftreten von Zwischenhändlern zunimmt. Hierbei verfassen sie drei Kategorien von SFSC: *face-to-face*, *relation of spatial proximity* und *extended relations*. Im Gegensatz zu Renting et al. (2003) legen Venn et al. (2006) die Betonung auf die Art und Intensität der Verbundenheit zwischen Konsument und Produzent innerhalb der AFNs. Ihre Kategorisierung berücksichtigt hauptsächlich die Rolle der Konsumierenden in diesen Beziehungen. Der Fokus rührt daher, dass AFN

„[are not] necessarily always driven by the food producer and may encompass different agendas and goals beyond commercial profit maximization and market penetration. In numerous instances, consumer and community groups utilize food procurement as a mechanism of tool for tackling social injustice and inequalities, and consequently issues of food access and affordability are equally legitimates attributes in numerous ‚alternative‘ food networks as product differentiation“ (Venn et al. 2006, 254).

Vier Kategorien unterscheiden Venn et al. (2006). Die Einordnung geschieht anhand der relativen Verbundenheit von Konsumenten und dem Akt der Lebensmittelproduktion und werden *producers as consumers*, *producer-consumer partnerships*, *direct sell initiatives* und *special retailers* genannt (ebd., 254). Der Vergleich beider Definitionen ergibt eine Synthese der Kategorien, die hier zugrunde liegen.

Producer as consumers: Die erste Gruppe umfasst diejenigen Bezugs- und Versorgungskanäle innerhalb der AFN, die sich dadurch auszeichnen, dass hier Nahrungsmittel von den Konsumenten angebaut und/ oder produziert werden. Die Ausdehnung der kommerziellen Ausrichtung variiert. Falls kaufmännische Handlungen erbracht werden, dann finden diese auf einer lokalen Ebene statt und können zielgruppenorientiert sein. Auch legt diese Kategorie Zeugnis darüber ab, dass Konsumenten handlungsorientiert agieren. Es verdeutlicht, dass es zunehmend Konsumenten gibt, die hinsichtlich einer Sicherstellung ihrer Lebensmittelversorgung Strategien entwickeln, indem sie die partizipatorischen Mechanismen dieser Kanäle in Kraft setzen und somit zu einem aktiven Teil innerhalb des Netzwerkes werden (vgl. Venn et al. 2006, 254).

Producer-consumer partnership und *direct sell initiatives*: Die zweite Kategorie stellt kurze Nahrungsversorgungsketten basierend auf Interaktionen im direkten Gegenüber (*face-to-face*) dar. In dieser Gruppe kann eine klare Trennung zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten festgestellt werden (ebd., 255). Innerhalb der Kategorie variiert das Verhältnis zwischen Konsument und Produzent deutlich. Es kann eine gegenseitige Beziehung zwischen den Landwirten und den Konsumenten herrschen, in der die Risiken und Belohnungen des landwirtschaftlichen Anbaus geteilt werden. Es kann stark variieren, abhängig von den Arrangements, die die beiden Parteien verhandelt haben. Wie in der ersten Gruppe gewinnen Konsumenten auch hier einen gewissen Grad an Kontrolle und Handlungsraum durch die erwähnten gegenseitigen Arrangements (ebd., 255). Dadurch, dass der Produzent seine Ware dem Konsumenten durch den direkten Verkauf anbietet, entsteht die Möglichkeit,

das Produkt im Kontext seiner Herkunft erwerben zu können. Der Kontakt des Konsumentens mit dem Produzenten, dem Ort der Herstellung und der Verarbeitung ist auf einen Moment der Verbindung reduziert. Beispielfhaft stehen hierfür besonders Wochenmärkte und Hofläden (vgl. Venn et al. 2006, 255f.).

Special retailers: Die Gruppe fasst alle Bezugs- und Versorgungskanäle zusammen, in denen Konsument und Produzent versuchen, einen Moment der Verbindung über eine dritte Person aufzubauen. Es können Einzelhändler oder Spezialitätenhändler sein. Da der Zwischenhändler Wert auf die Herkunft und die Verarbeitung der Produkte legt, ist er in der Lage, dem Konsumenten über die Eigenschaften des Nahrungsmittels aufzuklären. Somit generiert er ein Gefühl der Verbundenheit und stellt einen Garanten für die Produktauthentizität dar (vgl. Marsden et al. 2000, 425; Renting et al. 2003, 400; Venn et al. 2006, 255). Bioläden, die ein Vollsortiment führen, fallen unter die *special retailers*.

Extended relations: Die vierte Kategorie beinhaltet eine erweiterte Ausdehnung des Einflussbereiches der Netzwerke auf räumlich und zeitlich sehr weit ausgedehnte Beziehungen zwischen Konsument und Produzent. Dies bedeutet, dass Produkte außerhalb der Herstellungsregion an Konsumenten verkauft werden, die keinen eigenen Bezug mit dieser Lokalität besitzen. Produkte können über den lokalen und regionalen Markt hinaus vermarktet werden und sogar globale Netzwerke umfassen. Es handelt sich um geographisch geschützte Produkte wie Parmigiano Reggiano-Käse und Champagner oder um Fairtrade-Produkte wie Kaffee oder Schokolade. Obwohl sie eine große Distanz zurückgelegt haben, sind es Produkte einer sogenannten kurzen Nahrungsmittelversorgungskette, da diese eingebettet sind mit wertsteigernden Informationen (vgl. Renting et al. 2003, 400). Die Netzwerke sind abhängig von institutionalisierten Konventionen, Kodierungen und Mediatoren, die die räumliche und zeitliche Verlängerung der Konsument-Produzent-Beziehung möglich machen. Die Konventionen oder Kodierungen werden durch Zertifizierungen, Etikettierungen und Labels sichtbar, die Regulation und Standards bezüglich der Produktion und Verarbeitung und anderen Schritten innerhalb des Nahrungssystems festsetzen. Ihre Authentizität erhält eine Ware dann nicht durch ein Netzwerk, basierend auf Vertrauen, sondern durch die formal juristische Basis der Labels und Zertifizierungen. Die Transaktionskosten, resultierend aus den hohen Transportkosten, verantworten den Umstand, dass Knotenpunkte des konventionellen Marktes wie der Großhandel innerhalb dieser ausgeweiteten Netzwerke zu finden sind (vgl. Renting et al. 2003, 401).

Tab. 2: Kategorien der ANNs und Bezugskanäle (bearbeitet nach Renting et al. 2003, 399; Venn et al. 2006, 256)

Kategorie	Kanal
Producer as consumer	Gemeinschaftsgärten, Schrebergärten, Gemeindezentren mit speziellen Gartenprojekten/ Ernährungsprojekten (vgl. z.B. Internationale Gärten), Solidarische Landwirtschaft
Producer – consumer partnership & direct sell initiatives	Solidarische Landwirtschaft, Wochenmarkt, Hofläden, Verkäufe am Straßenrand, Kistenlieferdienst, Hausbestellungen
Special retailers	Kistenlieferdienst, Nahrungsmittelkooperative, Einzelhändler mit regionalen Produkten, Spezialitätenhändler, spezielle Wochenmärkte, öffentliche Kantinen
Extended relations	Fairtrade-Labels, PGO, PDI ²

Es muss betont werden, dass die Versorgungs- und Bezugskanäle in den wenigstens Fällen eindeutig in die vier dargelegten Kategorisierungen einzuordnen sind. In den meisten Fällen handelt es sich um Hybride (ebd., 402). Vielerorts lassen sich Formen entdecken, die mehrere Eigenschaften in sich vereinen. Tabelle 2 gibt einen Überblick über die Kategorien und beispielhafte Bezugskanäle. Darüber hinaus verweisen Venn et al. (2006) auf eine weitere fünfte Gruppe innerhalb der AFN. Diese schaffen keine direkte Verbindung zwischen Produzent und Konsument, dennoch sollte sie erwähnt werden. Zum einen zählen dazu nicht-staatliche Organisationen wie die seit den 1990er Jahren in Europa bekannten *Slow Food* Initiativen. Zum anderen zählen dazu staatliche Initiativen wie Schulkantinen-Programme, mittels derer versucht wird, regionale Kost auf die Teller der Schüler zu bringen. Diese Programme sind nicht am Prozess der Produktion beteiligt, geben finanzielle und kommunikative Impulse oder werben für gewisse Anbieter und Produkte. Ihnen wird eine Schlüsselrolle in der (infra-)strukturellen Organisation zugeschrieben (ebd., 256). Auch Initiativen wie die Tafel oder Foodsharing können als AFN bezeichnet werden. Hierbei handelt es sich eher um *communities of practice*, die eher ein Ausdruck neuer Formen der politischen und wirtschaftlichen Governance von Ressourcen, wie überschüssige Lebensmittel, sind.

² PDO Protected designation of origin; PGI Protected Geographical Indication

AFN in Göttingen

Wochenmarkt und Direktvermarktung

Akteure des Netzwerkes Wochenmarkt sind die verschiedenen Direktvermarkter, die ihre Ware auf dem Wochenmarkt darbieten und die Konsumenten, die jene beziehen. Wochenmärkte sind ein Paradebeispiel für die von Venn et al. (2006) und Renting et al. (2003) beschriebene Kategorie Interaktion mit dem direkten Gegenüber. Es kann klar getrennt werden zwischen Produzent und Konsument und das Aufeinandertreffen ist auf einen Moment der Verbindung reduziert. Seit Ende der 1960er Jahre befindet sich der Göttinger Wochenmarkt auf dem Marktplatz in der Hospitalstraße. Hier ist er an drei Wochentagen (Dienstag, Donnerstag, Samstag) zwischen acht und dreizehn Uhr beziehungsweise acht und vierzehn Uhr geöffnet. Durchschnittlich wird der Markt von mehr als 50 Anbietern beschickt. Die Produktpalette beinhaltet von Obst und Gemüse, Fleisch, Milchprodukte, bis hin zu Blumen, Gewürzen, Backwaren, Kunsthandwerk, Imkereiprodukte und Heißgetränke (vgl. Danisewitch 2015). Teil des Marktes ist der Blumenmarkt, der aus traditionellen Gründen stets auf dem Marktplatz vor dem alten Rathaus stattfindet. Mittwochs wird zudem ein Markttag in Weende abgehalten.



Abb. 1: Göttinger Wochenmarkt (Quelle: eigene Aufnahme)

Solidarische Landwirtschaft

Unter einer SoLaWi versteht man ein Arrangement zwischen einem Produzenten und einer Gruppe Konsumenten, in der sich Personen einigen, die Kosten und Erzeugnisse einer Anbausaison zu teilen. Die Anzahl der Mitglieder ist abhängig

von der Größe und Tragfähigkeit des landwirtschaftlichen Betriebs. Die Gemeinschaft finanziert die Arbeit des Landwirts und stellt ihm das benötigte Kapital zur Verfügung (vgl. Schnell 2007, 551; Fieldhouse 1996, 43-45). Der Landwirt macht im Gegenzug seine Erzeugnisse nur der Gemeinschaft zugänglich. Der Landwirt wird direkt finanziert, sodass nur lokale Landwirte unterstützt werden. Risiken wie eine gering ausfallende Ernte werden von allen Mitgliedern in gleichen Teilen getragen. Darüber hinaus haben Mitglieder die Möglichkeit, sich in die Produktion von Lebensmitteln durch Mitarbeit, Organisation, Planung und Besuche des Betriebs einzubringen. Ein Hauptaspekt der SoLaWi ist die Orientierung der Landwirtschaft an den Richtlinien des ökologischen Landbaus. Des Weiteren werden SoLaWis als gemeinschaftsbildende Maßnahme verstanden: man zeigt sich nicht nur als Mitglied mit dem Landwirt solidarisch, sondern auch untereinander in der Gruppe (ebd., 551; ebd., 43-45). Im Raum Göttingen befinden sich zwei SoLaWis: der Dorfgarten Hebenshausen und die SoLaWi Landolfshausen.

Hofläden und Bioläden

Hofläden und lokale Kleinhändler, die lokal produzierte Lebensmittel, angebaut im Sinne des ökologischen Landbaus, verkaufen, werden im alltäglichen Sprachgebrauch meistens als Bioläden bezeichnet. Sie stellen eine weitere Möglichkeit für Konsumenten dar, lokale Produkte zu erwerben – entweder über einen Hofladen oder im Bioladen. In Göttingen können auch vereinzelt Produkte von dem Konsumenten selbst geerntet werden wie es sich am Beispiel des Werder Hofes und dem Selberpflücken von Erdbeeren zeigt. Im Vergleich zu der Direktvermarktung auf dem Wochenmarkt wird in Hofläden das Angebot erweitert durch weitere Produkte, die von anderen Lieferanten bezogen werden, um ein mögliches Vollsortiment zu bieten. Im Falle eines hofeigenen Geschäfts wird die Kategorisierung der Interaktion mit dem direkten Gegenüber angewandt. Bioläden werden hingegen der Kategorie der Zwischenhändler zugewiesen. Werden hier Momente der Verbindung aufgebaut, so geschieht dies nicht zwischen den Konsumenten und Produzenten, sondern über einen Händler. Das Vertrauen zum Hersteller und dem Erzeugnis wird durch die Fähigkeit des Zwischenhändlers, Produktauthentizität, Informationen und Transparenz zu vermitteln, konstatiert.

Abo-Kiste

Abo-Kisten sind Systeme, die frische Lebensmittel, meistens handelt es sich um Gemüse und Obst, von einem Betrieb zu einem Kunden oder einen Sammelpunkt liefern. Sie basieren auf einem wöchentlichen Abonnement und könne jederzeit abbestellt werden. Auffällig ist, dass die meisten Anbieter Kisten mit lokaler und biologisch produzierter Ware verkaufen. In der Regel sind es regionale Anbieter, die diese Abo-Kisten ausstatten. In den meisten Fällen bestehen Kooperationen

mit verschiedenen Erzeugern, um eine Kisten mit einem Vollsortiment ausstatten zu können. Des Weiteren wird häufig auf Naturkostgroßhändler zurückgegriffen, um Produkte anzubieten, die nicht aus der Region gestellt werden können (vgl. Spitzer 2011). Abo-Kistenservice werden je nach Betriebsorganisation in die Kategorie als Interaktion mit dem direkten Gegenüber oder Interaktion mit einem Zwischenhändler eingestuft. Das Göttinger Stadtgebiet wird von den Anbietern Lotta Karotta aus Rittmarshausen und dem Grünen Boten aus Witzenhausen beliefert.

Food Coop

Unter dem Begriff der Food Coop fallen Organisationsformen, die gruppendynamisch die Versorgung einzelner Haushalte sicherstellen wollen. Ursprünglich stammt diese Idee aus Großbritannien, wo um 1850 Einkaufsgemeinschaften gegründet worden sind aus Furcht vor steigenden Lebensmittelpreisen (vgl. BLE 2016). Der Sinn hinter den Food Coops ist, dass eine größere Menge von Lebensmitteln vom Großhandel oder Erzeuger erworben wird und dann zu geringeren Preisen einer Gruppe zur Verfügung gestellt werden kann.

Als alternative Lebensmittelnetzwerke beziehen diese Food Coops ökologisch erzeugte Produkte von lokalen/regionalen Landwirtinnen und Landwirten. Transparenz, faire Entlohnung, nachhaltige Lebensmittelproduktion und kleinbäuerliche Strukturen sollen gestärkt werden. (vgl. BLE 2016)

In Göttingen gibt es vereinzelt Food Coops. Leider war es nicht möglich, mit den Verantwortlichen in Kontakt zu treten. Aus diesem Grund kann diese Untersuchung Food Coop nicht weiter thematisieren.

Foodsharing und Containern

Auch wenn Foodsharing, Containern und die örtliche Tafel nicht in die eigentliche Definition von AFN passen, da in diesen Bezugskanälen die Beziehung zum Produzenten überhaupt nicht gegeben ist, sollten diese Formen aufgrund ihrer alternativen Ressourcengovernance thematisiert werden. In diesen Fällen handelt es sich nämlich um die *communities of practice*. Die Praxis des Foodsharings wird vordergründig als gesellschaftspolitisches Zeichen gegen die hohe Wegwerfrate von noch genießbaren Nahrungsmitteln verstanden. Zu diesem Zwecke werden containerte Nahrungsmittel, aber auch freiwillig von kooperierenden Geschäften des Einzelhandels bereitgestellte Nahrungsmittel an einem öffentlich zugänglichen Ort, dem Fairteiler zur Mitnahme ausgelegt. Hierbei gilt, dass nur Nahrungsmittel geteilt werden dürfen, die der Foodsaver noch selber konsumieren würde. Ob das Mindesthaltbarkeitsdatum überschritten ist, ist dabei irrelevant. Jede Art von Nahrungsmittel, außer hygienisch riskante Nahrungsmittel wie Fleisch, Fisch, Eierspeisen, die eine ununterbrochene Kühlkette benötigen, dürfen zur Fairteilung angeboten werden (vgl. foodsharing.de 2014). Zur Mitnahme von Nahrungsmitteln ist jeder einzelne berechtigt und die Fairteiler richten sich unabhängig vom

sozialen Status an Personen, die der Nahrungsmittelverschwendung entgegenwirken wollen (vgl. Schlegel 2015). Organisiert ist die Nahrungsmittelrettung über eine Onlineplattform. Es steht aber auch jeder Privatperson zu, seine überschüssigen Lebensmittel im Fairteiler bereitzustellen, ohne eine Anmeldung (vgl. Brakemeier 25.04.2014). Die Fairteiler in Göttingen sind in der Nikolaistraße, dem Autonomicum am Zentralcampus und in der Klinkerfußstraße zu finden.

Urban Gardening

Der offensichtlichste Versuch einer vertrauensvollen Nahrungsversorgung ist die Versorgung, die man durch den eigenen Anbau deckt. In den Städten wird der Trend zum Eigenanbau unter dem Sammelbegriff Urban Gardening praktiziert. Auf Balkonen, in kleinen Gemeinschaftsgärten im geschlossenen oder öffentlichen Raum, in Form von Hochbeeten, Guerilla Gardening oder ganz traditionell im Schrebergarten, werden Gemüse und Obst für den eigenen Verzehr kultiviert. Urbanes Gärtnern ist keine Neuerscheinung, sondern wird weltweit seit Beginn des urbanen Lebens praktiziert. Im Kontext des Globalen Nordens geht es vergleichsweise weniger um die Sicherstellung der Ernährung, sondern Gärtnern ist erstens Ausdruck einer Ernährungssouveränität im urbanen Raum und zweitens ein experimenteller Raum für solidarische Lebens- und Arbeitsnormen besonders in Hinblick auf eine postfossile Gesellschaft (vgl. Müller 2012). In Göttingen gibt es Initiativen, die sich der kollektiven Gestaltung des Stadtraumes und des eigenen Nahrungssystems verschrieben haben. Sie sind unter dem Schirmbegriff des Göttinger Nährbodens organisiert (Janun Göttingen 2016).



Abb. 2: Offener Garten im Albaniviertel (Quelle: eigene Aufnahme)

Methodische Vorgehensweise

Die Ergebnisse stammen aus einer quantitativen Untersuchung mit Hilfe eines standardisierten Fragebogens. Die Befragung wurde in Form einer Passantenbefragung und als Onlinebefragung durchgeführt. Standardisiert bedeutet in diesem Zusammenhang, dass die Antwortkategorien vorgegeben und zusammengefasst waren, um eine Vergleichbarkeit der Fragen und Antworten herzustellen (Atteslander 2010, 133). Der Fragebogen wurde unter Berücksichtigung der methodischen Kriterien für die Erstellung eines Fragebogens verfasst (Kallus 2010, 38-51). Der Fragebogen wurde in vier Themenblöcke unterteilt: Bekanntheit der Göttinger AFN, die Nutzung der Göttinger AFN, eine generelle Positionierung zu den Eigenschaften der AFN und die sozio-demographische Charakteristika der Passanten. Erhoben wurde nur im Göttinger Stadtgebiet, inklusive der südlichen Gemeinde Rosdorf. Die Befragung fand zu verschiedenen Zeitpunkten im Oktober und November 2015 an verschiedenen Standorten in Göttingen und über das soziale Netzwerk Facebook statt. Unterschiedliche Standorte wurden gewählt, um eine heterogene Stichprobe zu erhalten, die unterschiedliche Konsummuster und Einstellungen bezüglich ökologischer, regionaler oder alternativ produzierter Lebensmittel haben. Der Wochenmarkt wurde als Standort gewählt, da hier Probanden anzutreffen sind, die durch ihr Interesse an lokal produzierten Lebensmitteln für die Thematik sensibilisiert sind und gegebenenfalls mit den verschiedenen Kanälen in Göttingen bekannt sind oder diese nutzen. Die Wahl der Fußgängerzone und des Streetfoodfestivals vor der Lokhalle als Standort ging der Prämisse voraus, dass sich hier mögliche Probanden finden lassen, die sich zum einen für Nahrungsmittel interessieren, aber auch Personen, denen der Konsum von Lebensmitteln nur als Deckung des Grundbedürfnisses dient. Diese Personen sollen als Gegenstück zu denen auf dem Wochenmarkt Befragten dienen. Die Onlineumfrage stellt die zweite Komponente der Erhebung mit einem standardisierten Fragebogen dar und lief parallel zur Passantenbefragung. Ende Oktober wurde das Dokument über den Zeitraum von einem Monat in das soziale Netzwerk *Facebook* gestellt. Auch hier wurde die Veröffentlichung so angelegt, dass zum einen für das Thema sensibilisierte Personen angesprochen wurden und Personen, bei denen anzunehmen ist, dass dies nicht der Fall ist. Die gesamte Stichprobe beläuft sich auf einen Umfang von $n=202$. Die Auswertung der Befragung erfolgte mit den statistischen Programmen SPSS und Excel. Werkzeuge der deskriptiven und induktiven Statistik wurden angewandt. Hier besonders der One-Way-Anova Test. Begleitend, dies wird aber in diesem Aufsatz nicht weiter thematisiert, fanden leitfadengestützte Interviews mit Produzenten, Konsumenten und Prosumenten innerhalb der verschiedenen in Göttingen anzutreffenden AFN statt. Die Ergebnisse dieser Interviews werden erklärend für die Ergebnisdarstellung hinzugezogen.

Untersuchungsergebnisse

Die gesamte Stichprobe zeichnet sich im Durchschnitt als vergleichsweise jung aus. 78 % der Befragten sind zwischen 21 und 35 Jahre alt. Dieses Verhältnis trifft auf die Untersuchungsgruppen auch zu. 21,8 % der Befragten besitzt ein verfügbares Nettoeinkommen von 700 Euro oder mehr. 38,7 % stehen 400 Euro oder weniger monatlich zur freien Verfügung. Fast ein Drittel der Befragten des Wochenmarktes verfügen über mehr als 700 Euro monatlich, im Falle der Lokhallen-Gruppe sind es 24 % und online äußerten sich 20,3 % dazu, dass sie ein verfügbares Nettoeinkommen von über 700 Euro haben. 19,3 % sahen von einer Angabe ab. Einen universitären Abschluss besitzen 45 % aller Befragten und 36,1 % besitzen das Abitur.

Bekanntheit

Auf den ersten Blick scheinen die Göttinger über alternative Bezugskanäle gut Bescheid zu wissen. Eine differenziertere Betrachtung ergibt indes ein etwas anderes Bild. Abbildung 5 zeigt die Bekanntheit der verschiedenen Bezugskanäle in den Untersuchungsgruppen in Prozent an. Im Vergleich zwischen den Untersuchungsgruppen ergibt sich folgendes Bild: unter den Befragten der Lokhalle haben alle alternativen Bezugskanäle mit Bekanntheitswerten von Wochenmarkt 79,2 %, Bio- und Hofläden 37,5 %, Foodsharing 37,5 %, Containern 33,3 %, Urban Gardening 4,2 %, SoLaWi 4,2 % und Abo-Kiste und Food Coop mit 0 % den geringsten Grad an Bekanntheit. Probanden des Wochenmarktes zeigen Kenntnisse in allen vorgegebenen Kategorien. So kennen sie zu 24 % die Versorgung über SoLaWis, zu 100 % den Wochenmarkt, Bio- und Hofläden kennen 48 %, Abo-Kisten kennen 56 %. Food Coops sind 4 %, Foodsharing 52 %, Urban Gardening 16 % und Containern 48 % bekannt.

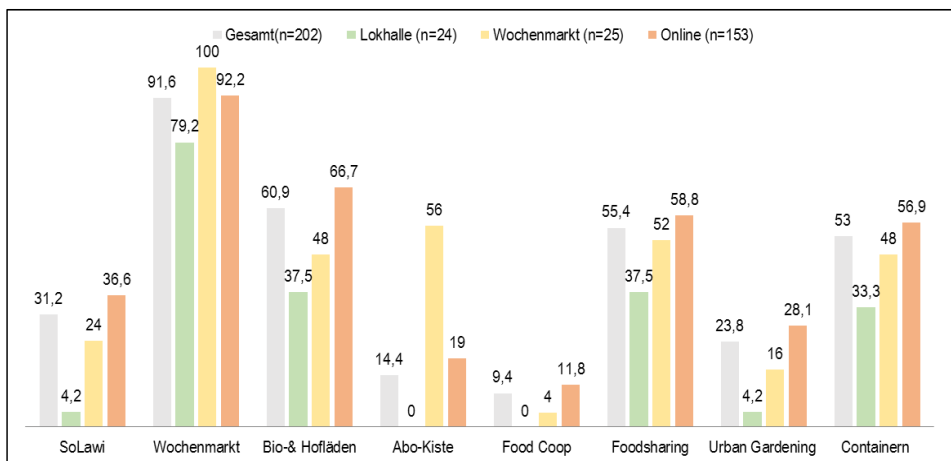


Abb. 3: Prozentualer Anteil der Bekanntheit der alternativen Bezugskanäle in den Untersuchungsgruppen

Die Ergebnisse der Onlinebefragung ergeben ein etwas anderes Bild. In Bezug auf fast alle Kanäle, außer dem Wochenmarkt und den Abo-Kisten, weisen die alternativen Bezugsmöglichkeiten in dieser Untersuchungsgruppe die höchste Bekanntheit auf. Mehr als ein Drittel der Befragten ist der Begriff der SoLaWi geläufig, zwei Dritteln sind Bio- und Hofläden in Göttingen, Foodsharing und Containern bekannt. Der Begriff des Urbanen Gardenings ist einem Drittel der online-Befragten geläufig. Der Vergleich der Bekanntheit in den Bezugskanälen untereinander zeigt ein teilweise überraschendes Bild. Der Wochenmarkt ist allen Teilnehmenden der Umfrage am geläufigsten (100 %). Unter den Probanden an der Lokhalle kennen circa 80 % diesen Göttinger Wochenmarkt, online sprechen sich 92 % der Befragten über eine Kenntnis des Wochenmarkts positiv aus. Die SoLaWi ist bei einem Drittel aller Befragten bekannt. Urban Gardening ist 23,8 % der Befragten geläufig und das Schlusslicht bilden Abo-Kisten und Food Coops. Diese geringe Kenntnis der sogenannten Food Coops ist begründet in der spezifischen Eigenart des Bezugskanals. Food Coops, wie bereits erwähnt, sind geschlossene Gemeinschaften und daher im Zugang begrenzt. Interessanterweise stellte sich heraus, dass neue Initiativen wie Foodsharing und Containern der Hälfte der Befragten bekannt sind. Als sonstige Bezugskanäle, die von den Passanten als alternativ betrachtet werden, wurden genannt: Direktbezug vom (Bio)Bauernhof, (eigene) Streuobstwiesen am Kehr, eigener Garten, Feinkostläden, Bioläden im Umland (nicht zur Stadt Göttingen zählend), Mundraub.org, Reformhaus, Supermärkte und der Eierautomat in Geismar. Mit einer deutlichen Mehrheit sind die oben angeführten Bezugskanäle von Nahrungsmitteln durch Freunde, Bekannte (74,8 %) und dem alltäglichen Passieren (68,3 %) bekannt. Gefolgt werden diese durch die sozialen Netzwerke wie *Facebook* und *Twitter* (43,6 %). Für die Bekanntheit der Bezugskanäle scheinen TV, Radio und Printmedien (12,9 %), Werbung (13,4 %) und Infoveranstaltungen (8,4 %) weniger relevant zu sein (Abb. 4). Neben den vordefinierten Kategorien, gaben die Passanten noch vermehrt andere Kanäle an, durch welche die Befragten von den verschiedenen alternativen Bezugskanälen erfahren haben. Auffällig war die mehrheitliche Nennung der universitären Einrichtungen. Zu diesen zählen z. B. Vorlesungen, Stadtrundgang der Universität, das Studium im Allgemeinen, das *Studium Oecologicum* im Speziellen und Seminare. Ebenso wurde Eigeninitiative in Bezug auf die Informationsbeschaffung oder die bereits stattfindende Nutzung dieser Kanäle erwähnt.

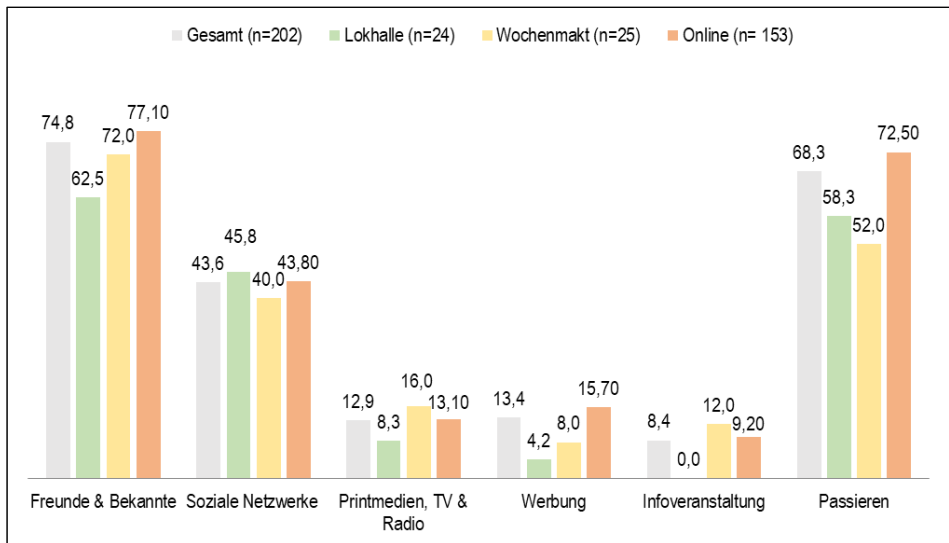


Abb. 4: Bekanntheit der Bezugskanäle durch die aufgeführten Informationskanäle

Die Nutzung der Bezugskanäle

Nachdem die Bekanntheit der angefragten Kanäle nicht mit einer Nutzung in Verbindung stehen muss, wurden die Befragten in der dritten Frage aufgefordert, Auskunft über die Nutzung verschiedener Bezugskanäle im Zeitraum von April bis Oktober 2015 zu geben. Die Skala definierte eine Häufigkeit von täglich (1), mehrmals die Woche (2), einmal pro Woche (3), mehrmals im Monat (4), einmal im Monat (5), weniger als einmal im Monat (6) und nie (7). Abbildungen 5 zeigen eine Aufteilung der Nutzungshäufigkeit der alternativen Bezugskanäle. Hier wird deutlich, dass der Wochenmarkt, die Bioläden und Hofläden am häufigsten im Vergleich zu den anderen Kanälen genutzt werden. Der Wochenmarkt ist die einzige Kategorie, die von insgesamt 17,3 % Teilnehmern der Befragung einmal pro Woche genutzt wird. Bioläden werden zu 8,4 % einmal pro Woche aufgesucht. Die Mehrheit greift aber eher zu 19,3 % einmal im Monat auf diesen zurück. Deutlich weniger werden Nahrungsmittel über die Kanäle Foodsharing, Containern und Urban Gardening bezogen. 4,5 % bzw. 3,5 % geben an Foodsharing und Containern einmal im Monat zu betreiben. Die Mehrheit in beiden Kategorien macht jedoch mit 8,4 % der Bezug weniger als einmal im Monat aus. Dies bedeutet aber nicht, dass diese beiden Kanäle kaum genutzt werden. 4,0 % bzw. 1,5 % beziehen mehrmals pro Woche Lebensmittel über den Fairteiler oder durch das Containern. Zudem erwies sich, dass es zwar nur wenige, dafür aber aktive Gärtner in Göttingen gibt (4,0 %). Food Coops werden vergleichsweise kaum bis gar nicht genutzt. Es äußerten sich lediglich 4,5 % zu einer generellen Nutzung. Hier tritt das gleiche Problem wie im Falle der SoLaWi ein – die Stichprobe enthält keinen Bezieher genossenschaftlicher Lebensmittel.

Auch Abo-Kisten werden nicht genutzt. Die Untersuchung ergab, dass keine Zusammenhänge zwischen der Nutzung und dem Alter, dem verfügbaren Nettoeinkommen sowie dem Bildungsabschluss der Teilnehmer bestehen. Produkte, die über diese Kanäle bezogen werden sind vor allem Obst und Gemüse (146 Nennungen), Fleisch und Eier (91 Nennungen), Backwaren (79 Nennung) und Molkereiprodukte (63 Nennungen). Insgesamt beziehen nur 84 der befragten Personen keine Lebensmittel über die vorgegebenen Kanäle. Als Gründe führten sie folgende an:

- Sie können sich die Produkte aus diesen Bezugskanälen nicht leisten (36),
- die Bezugskanäle sind nicht bekannt (17),
- sie haben keinen Zugang zu diesen Kanälen (18) und
- sie legen keinen Wert auf die Produkte aus diesen Kanälen (13).

Als sonstige Gründe wurden angegeben, dass man aus „Bequemlichkeit“ oder „Faulheit“ so handelt, die Öffnungszeiten problematisch seien (vor allem der Wochenmarkt), der Zeitaufwand, um verschiedenen Quellen aufzusuchen zu hoch sei, allgemein zu hoher Aufwand, der Fairteiler zu weit entfernt sei und zu unregelmäßig mit Lebensmitteln ausgestattet, die solidarischen Landwirtschaften würden nicht auf Anfragen reagieren oder es besteht kein Bedarf.

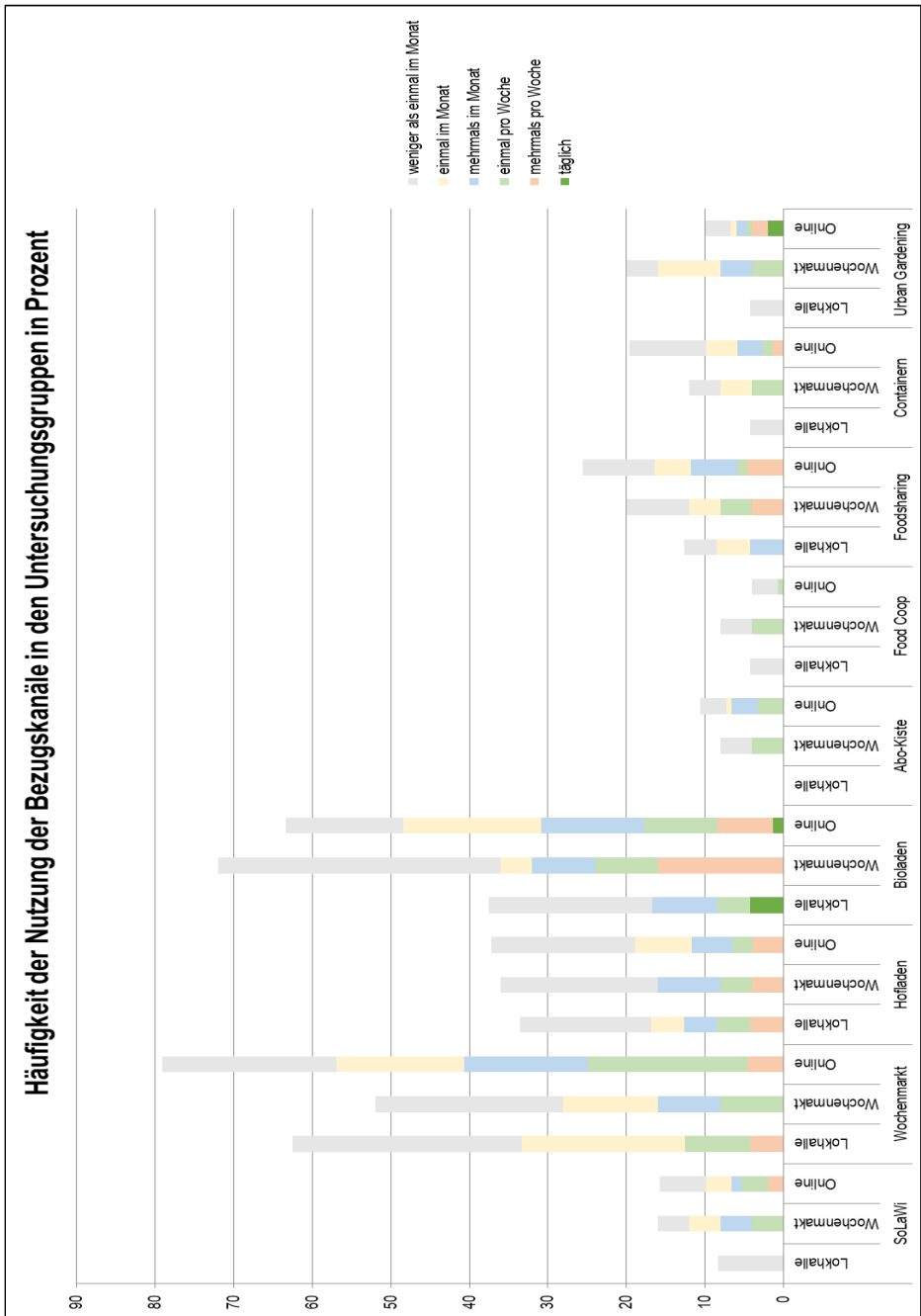


Abb. 5: Häufigkeit der Nutzung der alternativen Bezugskanäle in den Untersuchungsgruppen in Prozent

Die Einstellungen der Befragten

Im fünften Teil des Fragebogens wurde gebeten, Position zu verschiedenen Aussagen zu beziehen. Diese Aussagen wurden anhand der Eigenschaften von europäischen AFN konstruiert und sind in Tabelle 3 aufgelistet. Mithilfe einer Skala von Null bis vier sollten die Befragten Positionen beziehen 0 (Stimme überhaupt nicht zu); 1 (Stimme nicht zu); 2 (neutral); 3 (Stimme zu); 4 (Stimme voll zu). In Abbildung 6 werden die Positionen der Untersuchungsgruppen miteinander verglichen. Generell ist zu sagen, dass die Gruppen in ihren Positionen nicht stark voneinander abweichen. Vereinzelt gibt es Unterschiede, die auffällig sind. Der Aussage, ob ein persönlicher Kontakt zum Produzenten wichtig sei, stehen die drei Gruppen ablehnend und im Falle des Wochenmarktes neutral gegenüber (I). Einen fairen Preis für die Produkte zu zahlen (III), scheint unter allen Passanten der Lokhallen-Befragung und der Onlinebefragung und dem Wochenmarkt wichtig zu sein. Die Unterstützung der Region durch den Konsum von regionalen Lebensmitteln (IV) steht nicht auf der Agenda der Passanten des Wochenmarkts. Die Gruppe der Lokhalle und die Online-Befragten erachten dies als wichtig. Teilnehmer vor der Lokhalle und Online-Partizipierende sehen eine höhere Notwendigkeit darin. Einer ressourcenschonenden Produktion und Konsumption und die Minimierung von Abfällen (VI; VII) stimmen besonders die Teilnehmer der Onlinebefragung und des Wochenmarktes zu. Einschränkungen eines saisonalen Konsums und den Einschränkungen dadurch, falls man saisonale Produkte bezieht (VIII), sehen Befragte der Lokhalle und der Onlinebefragung nicht problematisch. Darüber hinaus werden regional erzeugte (Bio-) Lebensmittel als nicht zu teuer bewertet (IX). Wieder äußern sich die Teilnehmer des Wochenmarktes neutral hierzu. Auf die Frage, ob die Passanten bereit wären einen höheren Preis für regional erzeugte (Bio-) Produkte zu zahlen (X), verhielten sich alle Untersuchungsgruppen neutral. Dass alternative Kanäle nur gewisse Gruppen ansprechen (XI), kann laut Mittelwert der Lokhallen-Befragten und der Onlineumfrage weder verneint noch bejaht werden. Sie halten sich neutral. Besucher des Wochenmarktes stimmen dieser Aussage aber eher zu. Die Beschränkung des Zugangs dieser Kanäle auf nur gewisse Gruppen (XII) wurde von den Lokhallen-Probanden abgelehnt. Wieder äußern sich die Teilnehmer des Wochenmarktes neutral dazu. Die Onlineumfrage ergab, dass diese Gruppe der Aussage eher ablehnend gegenübersteht. In Bezug auf den Aufwand, um sich über diese Kanäle zu versorgen (XIII), äußerte sich die Onlinegruppe eher neutral. Die Passanten des Wochenmarktes und der Lokhalle standen dieser Aussage neutral bis bejahend gegenüber.

Tab. 3: Aussagen der Frage 6 des Fragebogens

Es ist mir wichtig, den/die Produzenten zu kennen.	I
Es ist mir wichtig, Zugang zu Infos bezüglich der Produkte zu haben.	II
Mir ist wichtig, dass ich einen fairen Preis für die Produkte bezahle.	III
Es ist besser, wenn die Versorgungswege und Wertschöpfungsketten kurz sind.	IV
Mir ist wichtig, dass ich beim Beziehen der Lebensmittel die Region unterstütze.	V
Mir ist wichtig, dass Lebensmittel ressourcenschonend produziert und bezogen werden.	VI
Mir ist wichtig, wenig Abfall zu verursachen.	VII
Die Saisonalität von Lebensmitteln und die Möglichkeit diese nur saisonal zu beziehen, finde ich problematisch.	VIII
Der Preis für regional erzeugte (Bio-) Lebensmittel ist zu hoch.	IX
Ich bin bereit einen höheren Preis für regional erzeugte (Bio-) Lebensmittel zu zahlen.	X
Kanäle, wie in Frage 1 genannt, sprechen nur gewisse Bevölkerungsgruppen an.	XI
Kanäle, wie in Frage 1 genannt, sind nur für gewisse Bevölkerungsgruppen zugänglich.	XII
Der (zeitliche/ physische) Aufwand, um Produkte durch die Kanäle in Frage 1 zu beziehen ist zu hoch, weil ich mehrere Kanäle anlaufen muss, um die Versorgung zu decken.	XIII

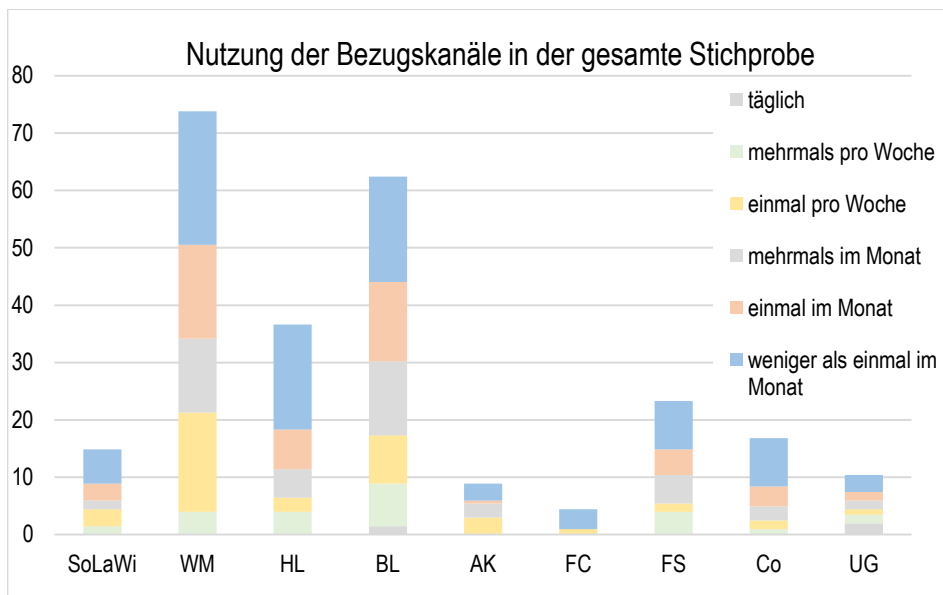


Abb. 6: Durchschnittliche Beurteilung der Aussagen zu den Eigenschaften der AFN in den Untersuchungsgruppen

Zusammenfassung

Generell hat sich herausgestellt, dass Göttingen eine aufgeklärte und den Eigenschaften von AFN eher zugeneigte Bevölkerung besitzt. Alle Aspekte, die in Verbindung mit ressourcenschonender Produktion, fairen Preisen, regionaler Unterstützung und Abfallminimierung und weiteren Punkten stehen, werden – dies zeigt die Stichprobenmenge – für wichtig genommen. Unterschiede bezüglich der Bekanntheit in den Untersuchungsgruppen treten zwischen den Lokaltäten Lokhalle und Wochenmarkt oder Online deutlich hervor. Die der Methodenwahl unterliegende Vermutung, dass Besucher des Wochenmarktes sensibilisierter sind als die Teilnehmer der Gruppe Lokhalle wird hier verifiziert. Zwischen den Teilnehmern des Wochenmarktes und der Onlinebefragung lassen sich bis auf die Bekanntheit von Abo-Kisten keine großen Unterschiede erkennen. Beide Gruppen weisen in der Angabe zur Bekanntheit der Bezugskanäle die gleichen Werte auf. Die hohe Bekanntheit des Wochenmarktes kann mit der langen Tradition und der zentralen Lage im Stadtkörper erklärt werden. Eine hohe Bekanntheit der Bioläden geht wahrscheinlich aus der hohen Anzahl von etablierten Geschäften zurück. Eventuell wurden zu den Bioläden auch die Bio-Supermärkte und Reformhäuser gezählt, obwohl diese explizit in der Befragung ausgeschlossen waren. Die hohe Bekanntheit des Foodsharings und dem Containern war überraschend, da es sich hierbei um eher informelle und nicht etablierte Bezugskanäle handelt. Hier ergab der Kreuztabellenabgleich das einzige signifikante Ergebnis: Die Bekanntheit von Foodsharing und Containern hängt mit dem Alter zusammen. Angewandt wird diese Form der Nahrungsmittelbereitstellung wahrscheinlich von jüngeren Mitbürgern, denn

„Ich glaube nicht, dass jemand, der sich gesellschaftlich etabliert hat noch in Container steigen wird. Da denke ich, eine SoLaWi oder ein Bioladen oder ein Mitgliederbioladen ist dann doch schon eher was“ (Gärtnerin, Hebenschhausen; Z. 208-210).

Die Bekanntheit von Foodsharing und des Containerns kann daher rühren, dass viele Zeitungen und Medien zum einen über den Fairteiler in Göttingen und zum anderen über die Gerichtsverhandlungen in Bezug auf die containerten Brote in Witzenhausen berichtet haben (vgl. Brakemeier 2014, 2016; Beitzer & Timmler 2016). Dies würde hingegen der niedrigen Relevanz der Printmedien als Informationskanal widersprechen. Dass diese Kanäle über das Internet ihre Bekanntheit erlangt haben, ist wenig Streitbar. Es sind Plattformen wie *lebensmittelretter.de*, *foodsharing.de* oder *Facebook*, auf denen sich Personen organisieren. Das geringe Wissen über Food Coops ist keine erstaunliche Erkenntnis. Diese Gruppen sind Zusammenschlüsse von Personen, die meistens das gleiche Umfeld besitzen und in einem sehr privaten Raum agieren. Dadurch wird das Wissen um diese kaum nach außen getragen. Die geringe Popularität von SoLaWi ist, wie im Falle der Food Coops, nachvollziehbar. Hierbei handelt es sich um solidarische Gruppen, die auf eine Anzahl von Mitgliedern limitiert sind. Diese Mitglieder teilen die gleichen ideellen Vorstellungen, und über die Mitgliedschaft und deren

Vor- und Nachteil wird tendenziell eher im eigenen sozialen und privaten Umfeld gesprochen. Umso mehr überrascht die geringe Bekanntheit von Abo-Kisten. Ein wirtschaftliches Unternehmen, welches Absatzmärkte erschließen muss, sollte seine Popularität durch Werbung und Anzeigen festigen. Die Befragung ergab jedoch, dass Werbung nur eine geringe Bedeutung für die Informationsgewinnung hat. Großen Wert für die Bekanntheit dieser Kanäle spielten neben Freunden und Bekannten, die sozialen Netzwerke, die lokale Präsenz, die Universität und ihr Bildungsangebot. Das unterstreicht die Aussage, dass die Göttinger Universität in den Themen der Nachhaltigkeit Einfluss auf die Göttinger Bevölkerung übt. Der Vergleich der Befragungsergebnisse mit einer deutschlandweiten Studie im Auftrag des BMEL namens „Ökobarometer“ über den Konsum von Biolebensmitteln und die Informationsgewinnung über diese, zeigt, dass nicht nur in Göttingen die gängigste Informationsgewinnung über den Freundes- und Bekanntenkreis erfolgt, sondern dass mit 60 % laut Ökobarometer die erste Instanz der Informationsgewinnung und des Kontaktes mit biologisch produzierten Lebensmitteln das unmittelbare soziale Umfeld ist (vgl. BMELc 2016, 13). Es handelt sich hierbei aber nur um die Produkte an sich und nicht um die Bezugsmöglichkeiten.

Wochenmarkt, Bio- und Hofladen werden von den Passanten des Wochenmarktes und der Onlineumfrage am häufigsten genutzt. Dies spiegeln auch die Ergebnisse der Bekanntheit wider. Wenn diese Kanäle genutzt werden, dann hauptsächlich einmal bis mehrmals die Woche. In der Nutzung des Wochenmarktes zeigen die Göttinger Befragten Parallelen zum Ökobarometer des BMELs. Auch hier werden zu 58 % die biologisch produzierten Lebensmittel über den Wochenmarkt bezogen (vgl. BMELc 2016, 20). Es muss erwähnt werden, dass einige der aufgelisteten Kanäle in ihrem zeitlichen Zugang begrenzt sind. So öffnet der Wochenmarkt nur dreimal die Woche, Nutzer der SoLaWi können in den Sommermonaten höchstens zweimal in der Woche ihre Lebensmittel abholen und auch Bezieher einer Abo-Kiste erhalten diese ein- bis dreimal die Woche. Allein die Bio- und Hofläden, Foodsharing, Containern und das eigene Gärtnern in einem Gemeinschaftsgarten oder zu Hause sind täglich zugänglich. Die Passanten des Wochenmarktes kaufen am häufigsten nicht auf dem Wochenmarkt, sondern im Bioladen ein (16 % gaben an mehrmals die Woche dort einzukaufen), die Befragten im Netz gehen eher einmal pro Woche auf den Wochenmarkt (20,3 %) und die Probanden der Lokhalle laufen diese Kanäle eher in kleinem Maß und nicht häufig an; mit Ausnahmen. Als Grund für den Nicht-Konsum der Produkte der AFN wurden vor allem der Preis, der fehlende Zugang und die eigene Bequemlichkeit angegeben. Schoenheit hielt bereits 2009 fest, dass für den deutschen Konsumenten der Preis das ausschlaggebende Kriterium für den Kauf von Produkten ist (vgl. Schoenheit 2009, 24). Entgegen der Tatsache, dass fast alle Passanten den Eigenschaften der alternativen Netzwerke eher offen gegenüberstehen, müssen diese drei Faktoren bedeutungsvoller für den Konsum sein als der Wunsch eines nachhaltigen

Konsums sein. Die Ergebnisse der Befragung legen die Vermutung nahe, dass die klassischen Ansätze der Konsumforschung auf die Göttinger Befragten zutreffen. Die These Hinrichs, dass Konsumenten von lokalen Nahrungsmitteln eher anhand von Gegenseitigkeit, Vertrauen zum Produzenten und geteilten Werten agieren, kann vor allem nicht auf die Untersuchungsgruppe Wochenmarkt angewandt werden. Da diese Teilnehmer beispielhaft als Akteure in AFN gesehen werden können, sehen sie eine wichtige Eigenschaft dieser, nämlich den persönlichen und direkten Kontakt zum Produzenten, als weniger wichtig an. Sie können nicht den *neo-tribes* zugeordnet werden (vgl. Weatherell et al. 2003, 234). Dies bedeutet, dass nicht intrinsische, externe und abstrakte Produktfaktoren beim Konsum miteinander abgewogen werden, sondern Konsumenten lokal produzierte Lebensmittel erwerben, um eine Beziehung mit den Produzenten basierend auf Gegenseitigkeit, Vertrauen und gleichen Wertvorstellungen einzugehen (vgl. ebd.). Diesen Konsumenten wird ein größeres Bewusstsein für die sozialen und ökonomischen Thematiken um den Anbau von Nahrungsmitteln zugeschrieben und sie sind in der Lage die Konsequenzen ihres Konsums einzuordnen. Somit werden Konsumenten nicht mehr nach ihren klassischen demographischen Eigenschaften in Gruppen eingeordnet, sondern sie ordnen sich neu in spezielle Gemeinschaften oder *neo-tribes* anhand von geteilten Werten, Lebensstil und Selbstdarstellung (vgl. ebd.). Dennoch zeigen die Ergebnisse der Umfrage, dass die Konsumenten potenziell ein moderates Verhältnis zu lokal produzierten alternativen Bezugskanälen haben. Dies kann für die Planung oder Etablierung weiterer Initiativen berücksichtigt werden.

Insgesamt kann eine positive Bilanz gezogen werden. Alternative Nahrungsmittel-Netzwerke sind in Göttingen bekannt. Nicht nur die etablierten Wege wie Wochenmarkt und Bio- oder Hofläden wurden von Teilnehmern identifiziert, sondern auch neuere Erscheinungen wie Foodsharing, Containern, Urban Gardening und SoLaWis sind im Bewusstsein vieler Personen verankert. Die Nutzung dieser neueren Initiativen lässt jedoch auf sich warten. Die Bekanntheit geht zudem mit der befürwortenden Positionierung der Teilnehmer gegenüber den Eigenschaften der Bezugskanäle einher. Warum sollten Konsumenten auch nicht von diesen überzeugt sein, stellen sie nur Punkte dar, die das Nahrungssystem besser gestalten würden. Es wird aber nicht danach gehandelt. Wie in vielen Fällen klafft eine große Lücke zwischen dem nachhaltigen Bewusstsein der Konsumenten und dem nachhaltigen Handeln, und das gilt auch für Göttingen. Es ist davon auszugehen, dass sich diese Lücke auch nicht so schnell schließen wird. Wie die Untersuchung zeigt, ist die Entscheidung des Konsums auch noch abhängig von Preis und Bequemlichkeit und nicht allein von ethisch-normativen Werten geprägt. Zwar kann ein nachhaltiger Konsum durch Bildungsarbeit und Aufklärung gefördert werden, der Konsum ist dennoch abhängig von den zur Verfügung stehenden finanziellen Mitteln.

Literatur und Quellen

- Atteslander, P. (2010): Methoden der empirischen Sozialforschung. 13., neu bearb. und erw. Aufl, Berlin: Schmidt, XVII.
- Beitzer, H. & V. Timmler (17.04.2016): Foodsharing. In: Süddeutsche Zeitung. Online unter: <http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/foodsharing-lebensmittel-retten-verboten-1.2951099-2> (abgerufen am 06.06.2016).
- BLE - Ökologischer Landbau - Ökologischer Landbau in Deutschland. Online unter: http://www.bmel.de/DE/Landwirtschaft/Nachhaltige-Landnutzung/Oekolandbau/_Texte/OekologischerLandbauDeutschland.html#doc377838bodyText6 (abgerufen am 17.05.2016).
- BMEL (2015): EU-Agrarpolitik - Grundzüge der Gemeinsamen Agrarpolitik (GAP) und ihrer Umsetzung in Deutschland. Online unter: https://www.bmel.de/DE/Landwirtschaft/Agrarpolitik/_Texte/GAP-NationaleUmsetzung.html (abgerufen am 27.02.2016).
- BMEL (2016a): Preise Milch. Online unter: <http://www.bmel-statistik.de/de/preise/preise-milch/> (abgerufen am 09.07.2016).
- BMEL (2016b): Preise Fleisch. Online unter: <http://www.bmel-statistik.de/de/preise/preise-fleisch/> (abgerufen am 09.07.2016).
- BMEL (2016c): Ökobarometer 2016. Berlin. Online unter: <http://www.bmel.de/SharedDocs/Downloads/Ernaehrung/Oekobarometer2016.html> (abgerufen am 07.07.2016).
- Brakemeier, M. (24.04.2014): Erster "Fairteiler" für Lebensmittel in der Nikolaistraße. In: Göttinger Tageblatt. Online unter: <http://www.goettinger-tageblatt.de/Goettingen/Uebersicht/Erster-Fairteiler-fuer-Lebensmittel-in-der-Nikolaistrasse-Goettingen> (abgerufen am 06.06.2016).
- Brakemeier, M. (03.12.2015): Lebensmittel unter Verschluss.de. In: Göttinger Tageblatt. Online unter: <http://www.goettinger-tageblatt.de/Goettingen/Uebersicht/Gerichtsverhandlung-gegen-Umweltaktivisten> (abgerufen am 06.06.2016).
- Brakemeier, M. (04.12.2015): Kleingärten in Göttingen zu Bauland. In: Göttinger Tageblatt. Online unter: <http://www.goettinger-tageblatt.de/Goettingen/Uebersicht/Kleingaerten-in-Goettingen-zu-Bauland> (abgerufen am 11.07.2015).
- Brakemeier, M. (03.01.2016): Kleingärtner in Göttingen haben Angst um die Parzelle. In: Göttinger Tageblatt. Online unter: <http://www.goettinger-tageblatt.de/Goettingen/Uebersicht/Kleingaertner-in-Goettingen-haben-Angst-um-die-Parzelle> (abgerufen am 11.05.2017).
- Crivits, M. & E. Paredis (2013): Designing an explanatory practice framework. In: Journal of Consumer Culture, Bd.13, Heft 3, S. 306-336.

- Danisewitsch (2015): Göttinger Wochenmarkt - sich einfach heimisch fühlen.
Online unter: <http://www.wochenmarkt-goettingen.de/>
(abgerufen am 02.05.2016).
- Fieldhouse, P. (1996): Community shared agriculture. In: *Agriculture and Human Values*, Bd. 13, Heft 3, S. 43-47.
- Goodman, D. (2003): The quality 'turn' and alternative food practice. In: *Journal of Rural Studies*, 19, S. 1-7.
- Goodman D. & M. K. Goodman (2009): Food networks, alternative. In: Thrift RK (ed.) *International Encyclopedia of Human Geography*. Oxford: Elsevier, S. 208-220.
- Goodman, D.; DuPuis, E. M. & M. K. Goodman (2014): *Alternative food networks. Knowledge, practice, and politics*. Abingdon, Oxon, New York Routledge, xii, S. 308.
- Greiner, A. (2016): Baden-Württemberg. Klasse statt Masse. In: Maennel, A. (Hrsg.). *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 40-41.
- Hinrichs, Claire C. (2000): Embeddedness and local food systems. In: *Journal of Rural Studies*, 16, S. 295-303.
- Holloway, L. & M. Kneafsey (2004): Producing-consuming food. Closeness, connectedness and rurality in four 'alternative' food networks. In: Holloway, L. & M. Kneafsey (Hrsg.): *Geographies of rural cultures and societies*. Aldershot: Ashgate, S. 217-230.
- Hosseini, M.; Meder, L.; Mittag, J.; Niehues, P. & F. Wollters (2016): Niedersachsen. Heimatland der Mastbetriebe. In: Maennel, A. (Hrsg.): *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 22-23.
- Janun Göttingen e.V. (2016): Göttinger Nährboden. Urbane Gärten in Göttingen.
Online unter: <http://www.naehrboden-goettingen.de/projekte/>
(abgerufen am 02.05.2016).
- Kallus, K. W. (2010): *Erstellung von Fragebogen. Schlüsselkompetenzen, Psychologie*, 1. Auflage, Wien: Facultas. WUV.
- Kirwan, J. (2004): Alternative Strategies in the UK Agro-Food System. In: *Sociologia Ruralis*. 44. 4, S. 396-415.
- Kizos, T. & H. Vakoufakis (2010): Alternative Agro-Food Geographies? In: *Tijdschrift voor Economische en Sociale Geografie*. 102. 2, S. 220-235.
- Lind, C. & A. Schleiff (2016): Rheinland-Pfalz. Wo die Kleinen dominieren. In: Maennel, A. (2016): *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 36-37.
- Marsden, T.; Banks, J. & G. Bristow (2000): Food Supply Chain Approaches: Exploring their Role in Rural Development. In: *Sociologia Ruralis*, 40. 4, S. 424-438.

- Maye, D. & J. Kirwan (2010): Alternative food networks. Online unter: <http://www.sagepub.net/isa/admin/articles.aspx> (abgerufen am 09.06.2016).
- Müller, A. (2016): Mecklenburg-Vorpommern. Wo die Megaställe stehen. In: Maennel, A. (Hrsg.): *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 18-19.
- Müller, C. (2012): *Urban gardening*. 5. Auflage, München: oekom.
- Pohl, C. & J. Urhahn (2016): Hamburg, Bremen, Berlin. Gute Nahrung für die Stadt. In: Maennel, A. (2016): *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 20-21.
- Reichert, T. (2016): Der große Strukturwandel. In: Maennel, A. (2016). *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 8-9.
- Renting, H.; Marsden, T. K. & J. Banks (2003): Understanding Alternative Food Networks. In: *Environment and Planning A*, 35. 3, S. 393-411.
- Rützler, H. (2015): *Foodreport 2015*. Frankfurt am Main.
- Sage, C. (2003): Social embeddedness and relations of regard. In: *Journal of Rural Studies*, 19, S. 47-60.
- Schlegel, B. (09.07.2015): Tafel und Foodsharing. In: Hessische Niedersächsische Allgemeine. Online unter: <http://www.hna.de/lokales/goettingen/goettingen-ort28741/tafel-foodsharing-lebensmittel-muessen-nicht-abfall-5218644.html> (abgerufen am 06.06.2016).
- Schnell, S. M. (2007): Food with a Farmer's Face. In: *The Geographical Review*, 97. 4, S. 550-564.
- Seitz, J. (Juli 2013): FAIR. Von der Nische zum Mainstream. Online unter: <https://www.zukunftsinstitut.de/artikel/fair-von-der-nische-zum-mainstream/> (abgerufen am 31.03.2016).
- Statista GmbH (2015): Verbraucherpreise von Nahrungsmitteln in Deutschland nach Warengruppen 2015 | Statistik. Online unter: <http://de.statista.com/statistik/daten/studie/170527/umfrage/entwicklung-der-preise-fuer-nahrungsmittel/> (abgerufen am 17.05.2016).
- Statistisches Bundesamt (2016): Statistisches Bundesamt Deutschland - GENESIS-Online. Verbraucherpreisindex. Deutschland, Monate, Klassifikation der Verwendungszwecke des Individualkonsums. Online unter: https://www-genesis.destatis.de/genesis/online;jsessionid=CB0264BFA2B4FBF35AB778C886B9C54F.tomcat_GO_1_2?sequenz=tabelleErgebnis&selectionname=61111-0004 (abgerufen am 17.05.2016).
- Venn, L.; Kneafsey, M.; Holloway, L.; Cox, R.; Dowler, E. & H. Tuomainen (2006): Researching European ‚alternative‘ food networks. In: *Area*, 38. 3, S. 248-258.
- Watts, D.; Ilbery, B. & D. Maye (2002): Making reconections in agro-food geography. In: *Progress in Human Geography*, 29. 1, S. 22-40.

- Weatherell, C.; Tregear, A. & J. Allinson (2003): In search of the concerned consumer. In: *Journal of Rural Studies*, 19, 2, S. 233-244.
- Winter, M. (2003b): Embeddedness, the new food economy and defensive localism. In: *Journal of Rural Studies*, 19, S. 23-32.
- Winter, M. (2003a): Geographies of food. In: *Progress in Human Geography*, 27, 4, S. 505-513.
- Winter, M. (2004): Geographies of food. In: *Progress in Human Geography*, 28, 5, S. 664-670.
- Winter, M. (2005): Geographies of food. In: *Progress in Human Geography*, 29, 5, S. 609-617.
- Wolters, F. (2016): Thüringen. Im Land der Bratwurst. In: Maennel, A. (2016): *Fleischatlas 2016*. 1., Berlin, S. 32-33.
- Zick Varul, M. (2009): Ethical selving in cultural contexts. In: *International Journal of Consumer studies*, 33, S. 183-189.

Aus der Praxis

Solidarische Landwirtschaft in Göttingen

Manja Kunzmann & Simon Arbach

Abstract

Within the last decades industrialisation and concentration processes in agriculture forced more and more farmers to give up. This led to a loss of regional structures and identification with local farming. In this context countermovements as new forms of production and distribution emerged. One of them is called Community Supported Agriculture (CSA), where producers and consumers unite on a local level to create new forms of fair, inclusive and organic farming.

CSA can be regarded as part of a movement for food sovereignty and as an antagonist of the industrial agriculture and its subjection to profit and export. In this sense, many initiatives do not just grow and distribute food, but stand up for social and political change.

However, a farming and distribution practice, which sees itself as a strategy for an emancipatory and ecological change of the society is naturally confronted with various challenges and contradictions if it is to be developed within the current system of production and consumption. Is solidly united action possible at all in a society which is firmly rooted in competition and exclusion? We see challenges but also potentials of resistance and education. In this essay, we aim to find answers to this key question, building upon the experiences which we and others have made while farming in different CSAs nearby Göttingen, Germany.

Einleitung

In den letzten Jahrzehnten kam es durch eine zunehmende Industrialisierung und Kommerzialisierung mit entsprechenden politischen Rahmenbedingungen überall auf der Welt zu starken Konzentrationsprozessen in der Landwirtschaft. Dies hatte und hat einerseits zur Folge, dass immer mehr bäuerliche Betriebe in ihrer Existenz bedroht sind und aufgeben oder aufgegeben haben. 1971 gab es in Deutschland noch etwas mehr als eine Million Betriebe. 2001 waren es nur noch weniger als die Hälfte und 2012 hatten nach Angaben des Statistischen Bundesamtes nur noch 288.200 Betriebe Bestand (vgl. Proplanta 2014). Der "Strukturwandel" hat sich laut dem Agrarbericht der Bundesregierung zwar in den letzten Jahren verlangsamt von einer Abnahmerate von 3 auf 1,6 %, dennoch geben immer noch sehr viele vor allem kleinere landwirtschaftliche Betriebe in Deutschland auf (vgl. BMEL 2015).

Auf der anderen Seite stehen die Menschen, die auf die Landwirtschaft angewiesen sind, mit dieser aber nichts direkt zu tun haben und allgemein nur „Verbraucher*innen“ genannt werden. Sie können die Herstellung ihrer Lebensmittel schon lange nicht mehr nachvollziehen. Ihnen fehlt oft der Bezug zur Landwirtschaft und zu den Produzent*innen. Viele wünschen sich mehr Regionalität in der Lebensmittelproduktion und finden die konventionelle sowie

teilweise auch die großflächige Biolandwirtschaft problematisch (vgl. Bietau et al. 2013).

Im Folgenden wird aufgezeigt, wie sich die Solidarische Landwirtschaft im Kontext der Ernährungssouveränität entwickelt hat. Wir gehen auf die Begriffe der Ernährungssouveränität und der Transformation ein, stellen die Solidarische Landwirtschaft im Allgemeinen und die Solidarische Landwirtschaft Hebenshausen im Speziellen vor und gehen der Frage nach, welche Prinzipien der Ernährungssouveränität in der Solidarischen Landwirtschaft erfüllt werden (können) und welche Schwierigkeiten sich aufzeigen.

Von der Ausgangslage hin zu Ernährungssouveränität

Ernährungssouveränität verspricht genau das Gegenteil der globalen Entwicklungen. Das Konzept der Ernährungssouveränität wurde ursprünglich 1996 von der internationalen Kleinbäuer*innen- und Landarbeiter*innenbewegung *La Via Campesina* als Recht aller Menschen und Länder definiert, die Landwirtschafts- und Ernährungspolitik selbst bestimmen zu dürfen. Dieser Entschluss kann als eine Reaktion auf das WTO-Abkommen von 1994 gesehen werden, mit dem eine zunehmend neoliberale Welthandelspolitik durchgesetzt wurde (vgl. Choplin et al. 2011). Ernährungssouveränität ist somit erst einmal eine Antwort auf Auswirkungen zunehmend unfairer Handelspolitik, Landgrabbing und der Verdrängung kleinbäuerlicher Nahrungsmittelproduktion zugunsten des Anbaus von Cash Crops für den Export (vgl. Altieri 2009). Diese Ausrichtung wurde 2007 in Mali auf dem ersten weltweiten Nyéléni-Forum für Ernährungssouveränität um stärkere antikapitalistische Forderungen erweitert.

Im Gegensatz zu „Ernährungssicherheit“, ein Begriff der von der Welt-ernährungsorganisation (FAO) und der Weltbank genutzt wird und auch im herrschenden Diskurs um „Entwicklungshilfe“ und „Welthunger“ stets genutzt wird, bezieht sich Ernährungssouveränität nicht nur auf die Menge und Qualität der Nahrung, die den Menschen zur Verfügung steht. Denn Ernährungssicherheit sagt nichts darüber aus, unter welchen Bedingungen die Nahrung von wem, wie und wo produziert wird und welche Umwelt- und Gesundheitsbeeinträchtigungen durch die Produktion hervorgerufen werden (vgl. Akram-Lodhi 2013). Diese „Sicherheit“ bleibt somit blind gegenüber Produktionsweisen und -verhältnissen sowie sozialen und ökologischen Bedingungen im Herstellungsprozess.

Ernährungssouveränität hingegen meint nicht nur das Recht, Lebensmittel zu essen, sondern auch das Recht, Lebensmittel zu produzieren. Dieser, eher aus einer bäuerlichen Perspektive heraus geforderte Zugang zu Produktionsmitteln und Ressourcen wird daher auch als Vorbedingung für echte Ernährungssicherheit gesehen (vgl. Forster 2008).

Welche Transformation?

Der Anspruch der Ernährungssouveränität setzt eine gesellschaftliche Umwälzung voraus und wird in deren transformatorischen Ansätzen immer wieder konkretisiert. An dieser Stelle sei kurz angemerkt, welche Prozesse wir unter der angestrebten Transformation verstehen und betonen, dass wir uns vom Transformationsbegriff, wie er beispielsweise vom Wissenschaftlichen Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) genutzt wird, abgrenzen.

Der Transformationsbegriff ist vielgestaltig und wird oft für ganz unterschiedliche Entwicklungen und Prozesse genutzt. Im 20. Jahrhundert wurde die Entwicklung der sozialistischen Staaten und nach 1989/90 die Umbrüche in den ehemals staatssozialistischen Ländern als Transformation beschrieben. „Transformation war im Verständnis des wissenschaftlichen und politischen Mainstreams postsozialistische Transformation. Die westlichen Gesellschaften waren hier Folie und Ziel, nicht aber Gegenstand gesellschaftlicher und globaler Umbrüche sowie von Transformation“ (Reißig 2014, 51). Neben den postsozialistischen Transformationswellen werden auch verschiedene „Demokratisierungswellen“ des 20. Jahrhunderts als Transformation beschrieben. So bewertet der Bertelsmann-Transformations-Index Staaten nach einem Raster der Angleichung an „marktwirtschaftliche Demokratien“ westlichen Typs (ebd.).

Aus entwicklungstheoretischer Perspektive wird auch die Neolithische Revolution, also der Übergang von der Jäger- und Sammlergesellschaft zur Agrargesellschaft oder die Industrielle Revolution als Transformation begriffen.

Heutzutage wird Transformation bei uns häufig auf eine klimaverträgliche und ressourceneffiziente Entwicklung oder auf einen ökologischen Umbau des Industriesystems beschränkt. So schreibt der WBGU, dass „um gefährliche Klimaänderungen zu vermeiden, [...] baldmöglichst die große Transformation zur klimaverträglichen Gesellschaft in Gang gesetzt bzw. beschleunigt werden [muss]“ (WBGU 2011, 29). Diese Suchprozesse seien in vielen Ländern der Erde beobachtbar, beispielsweise wenn sich Staaten darum bemühen, die Wohlstandsteigerung von den Treibhausgasemissionen zu entkoppeln, wenn Unternehmen ressourcenschonende und klimaverträgliche Innovationen voranbringen und wenn Investitionen in erneuerbare Energien gemacht werden, auch um „die vielfältigen Abhängigkeiten von Importen fossiler Brennstoffe [zu reduzieren] und [... somit] zugleich über die Innovationszentren der Zukunft und die Neuordnung der weltwirtschaftlichen Hierarchien [entschieden wird]“ (ebd., 2).

Für die Transformation, die wir brauchen, um wirkliche Klimagerechtigkeit und Zukunftsfähigkeit zu erreichen, müssen viel tiefgreifendere Veränderungen stattfinden. Es reicht nicht, operative Eingriffe innerhalb des Ordnungssystems vorzunehmen, denn dann reden wir auch eher von einer Reform des Systems. Die Stoßrichtung, also der Wachstumszwang der Wirtschaft, die Kapitalakkumulation und die Ausbeutung von Natur und Mensch würden nicht verändert. Dabei sind

es gerade diese Grundfesten des Wirtschaftssystems, die dafür verantwortlich sind, dass wir trotz vollen Bewusstseins über Klimawandel, Artensterben, Armut und Welthunger so weitermachen wie bisher. Eine Transformation muss einen Wandel des Ordnungssystems *an sich* beschreiben und sollte den Anspruch haben, Grundfragen über Eigentum, Geld und Herrschaft mit zu denken.

Ernährungssouveränität als Perspektive für eine Transformation

Die sechs Prinzipien der Ernährungssouveränität erläutern etwas näher, in welche Richtung es bei diesem Konzept gehen soll: Erstens dürfen Lebensmittel keine Ware sein, weil Ernährung ein Menschenrecht ist. Der zweite Grundsatz bezieht sich auf die Wertschätzung der Lebensmittelproduzent*innen und richtet sich gegen jegliche Praktiken und Programme, die diese entwerten, ihren Lebensunterhalt bedrohen und zu ihrem Verschwinden beitragen. Drittens stehen Lebensmittelproduzent*innen und -konsument*innen im Zentrum der Entscheidungsprozesse über Ernährungsfragen. Durch deren Annäherung soll es möglich sein, lokale Produktionssysteme zu etablieren, die Produzent*innen vor Preisdumping und die Konsument*innen vor ungesunder und unzureichender Nahrung zu schützen. Der vierte Grundsatz betrifft die Stärkung der lokalen Kontrolle über die Produktionsmittel wie Boden, Wasser und Saatgut, indem die Privatisierung von natürlichen Ressourcen abgelehnt wird und eine sozial und ökologisch nachhaltige Aufteilung und Bewirtschaftung erfolgen soll. Da Ernährungssouveränität auf dem Wissen und den Fertigkeiten lokaler Produzent*innen aufbaut, ist die Stärkung und der Erwerb dieser der fünfte Grundsatz und stellt sich damit gleichzeitig gegen Technologien, die nicht in Händen und unter Kontrolle der Produzent*innen liegen, wie etwa der Gentechnik. Als letztes Prinzip wird die Arbeit mit der Natur genannt, also eine Landwirtschaft, die nachhaltige Praktiken und Produktionsmethoden einsetzt, wenig Ressourcen verbraucht und agrarökologisch diversifiziert ist (vgl. Nyéléni 2007 ISC 2007).

Diese Prinzipien grenzen sich bereits stark von existierenden Entscheidungsstrukturen und Produktionsformen ab, sind in ihrer Intention aber immer noch ungenau. Je nach Region und Akteur*innen und auf welcher Ebene das Konzept betrachtet wird, fällt dessen Definition sehr unterschiedlich aus (vgl. Exner & Schützenberger 2014a). In der genauen Ausgestaltung bleibt es offen, mit dem Ziel sich weiterentwickeln zu können und der Maßgabe, dass die Umsetzung des Konzeptes jeweils von den Menschen vor Ort bestimmt wird (vgl. Forster 2011).

Es soll den Menschen kein fertiges Konzept übergestülpt werden, sondern es geht darum Bedingungen zu schaffen, in denen eine demokratische Kontrolle von und Zugang zu Produktionsmitteln und -prozessen möglich ist (vgl. Forster 2008). Als Voraussetzung dessen gilt die Repolitisierung der Ernährungspolitik in dem

Sinne, dass sie Menschen ermöglicht, sich wieder als Handelnde zu begreifen. Und nicht nur das: ein freier Zugang zu Ressourcen bedeutet eine radikale Demokratisierung (der Wirtschaft) und eine Änderung von Eigentumsverhältnissen. Der kapitalistischen Enteignung soll eine soziale Aneignung durch die Nutzung von Commons entgegengesetzt werden (vgl. Salzer 2013). Commons oder Gemeingüter sind gemeinsam und in basisdemokratischer Weise zu nutzende, zu verwaltende und zu schützende Grundlagen jeder Landwirtschaft, wie beispielsweise Land, Saatgut, Wälder, Wasser und Wissen. „Durch ‚Kommodifizierung‘ [...], Privatisierung und Monopolisierung wird der Zugang zu Commons durch Märkte und Geld geregelt, anstatt Gegenstand demokratischer Aushandlungs- und Gestaltungsprozesse zu sein“ (ebd., 282).

Das progressive Potential von Ernährungssouveränität liegt nach dem Historiker Jim Handy darin begründet, dass das Konzept nicht nur das neoliberale Entwicklungsmodell herausfordert und Rechte einfordert, sondern darin, dass es auf einen grundlegenden Wandel an der Basis moderner Gesellschaften abzielt (vgl. Wittman et al. 2010). Moderne Gesellschaften basieren demnach auf einer Reihe von Ausschlüssen, Enteignungen und Einhegungen, die grundlegend für die Entstehung und Ausweitung des Kapitalismus sind und zuallererst in der Landwirtschaft zu spüren waren. „Ernährungssouveränität fordert all das heraus, in dem sie uns auffordert, genau diese Prozesse zu überdenken. Es geht darum, Nahrungsmittel nicht mehr als Ware zu denken, die über den Markt geregelt sind, sondern darum, die sozialen Verbindungen zu erkennen, die im Produzieren, Konsumieren und Verteilen von Nahrungsmitteln enthalten sind“ (vgl. Handy in Wittman et al. 2010, 4, eigene Übersetzung). Indem wir also unsere Beziehungen untereinander hinterfragen, entsteht „die Basis dafür, die Dinge dann tatsächlich anders zu sehen und anders zu gestalten. Ganz ohne Zauber. Dadurch ist Ernährungssouveränität ein Weg um den tiefergreifenden gesellschaftlichen Wandel anzugehen“ (Forster 2011, 5).

Solidarische Landwirtschaft – Baustein für Ernährungssouveränität

Wenn Ernährungssouveränität eine andere Art des Denkens darüber ist, wie unser Ernährungssystem und ganz allgemein unser Miteinander organisiert sein könnte (vgl. Akram-Lodhi 2013), stellt sich die Frage, wo solche Ansätze in der Lebensmittelproduktion und -verteilung heute zu finden sind. Beispiele von Widerstand, Selbstorganisation und Solidarität im Sinne von Ernährungssouveränität existieren bereits an verschiedenen Orten. Dazu zählen Landbesetzungen, Solidarische Landwirtschaftsprojekte, urbane Gärten, Gemeinschaftsgärten und -höfe, FoodCoops, Kooperationen zwischen Produzent*innen, Pflanzentauschmärkte und Saatgutauschbörsen und andere Projekte, in denen Menschen an der (Wieder-)Aneignung der Lebensmittel-

erzeugung und -verteilung arbeiten (vgl. Salzer 2013). Dabei geht es nicht nur um einen „do-it-yourself“-Ansatz und eine verstärkte Eigenmacht der Akteur*innen, sondern auch um eine nicht-kommerzielle oder jedenfalls nicht profitorientierte Landwirtschaft (vgl. Exner & Schützenberger 2014b).

Bevor wir den Beitrag der Solidarischen Landwirtschaft (Solawi/CSA) für Ernährungssouveränität diskutieren, möchten wir kurz auf diese Form der Landwirtschaft und auf die Solidarische Landwirtschaft in Hebenshausen bei Göttingen im Speziellen eingehen.

Das Konzept der Solidarischen Landwirtschaft steht für einen Zusammenschluss von Konsument*innen und Produzent*innen, die gemeinsam die Verantwortung für die landwirtschaftliche Produktion übernehmen. Konkret sieht das so aus, dass ein landwirtschaftlicher Betrieb, ein Hof oder eine Gärtnerei ein Bündnis mit mehreren Haushalten auf lokaler Ebene eingeht. Die Haushalte bezahlen zusammen alles, was der Hof oder der Betrieb braucht, um in der Regel ein Jahr lang zu wirtschaften. Im Gegenzug wird die Ernte unter allen Haushalten aufgeteilt (vgl. NSL 2015).

Auf jedem CSA-Hof ist die Art und Weise des solidarischen Wirtschaftens individuell. Manche Höfe produzieren nur Gemüse, andere versorgen die Gemeinschaft auch mit Brot, Milch- und Fleischprodukten. Teils gibt es feste Mitgliedspreise, teils sind diese flexibel. Manche Höfe vermarkten über die Gemeinschaft hinaus auch weiterhin konventionell ihre Produkte (vgl. V. Elsen & Kraiß 2012). Auch die Rechtsformen und Organisationsstrukturen unterscheiden sich. Manche CSAs bestehen beispielsweise als Verein, andere als Genossenschaften, Stiftungen, GbR oder Kapitalgesellschaften (vgl. Heintz 2014). Trotz der Unterschiede gibt es wesentliche Aspekte, die eine Solidarische Landwirtschaft ausmachen und die eine andere Form des Wirtschaftens und des Miteinanders aufzeigen.

Die teilnehmenden Haushalte verpflichten sich dazu, die nötigen finanziellen Mittel (meist in Form fester monatlicher Beiträge) bereitzustellen. Das Budget für ein Wirtschaftsjahr wird von der Gemeinschaft vorfinanziert und das unabhängig davon, wie gut die Ernte ausfällt oder was der Hof an Arbeit bewerkstelligen kann. Somit soll die Existenz des Hofes und das Einkommen der Produzent*innen auch bei Ertrags- und Preisschwankungen abgesichert werden. Das Risiko, das die landwirtschaftliche Produktion mit sich bringt, wird von der ganzen Gemeinschaft geteilt (vgl. Wild 2012).

Die Vorteile für die Landwirt*innen oder Gärtner*innen sind, neben dem gesicherten Einkommen, eine Planungssicherheit durch die Gewissheit fester Abnehmer*innen. Der Produktionsdruck ist somit ein Stück weit gemindert, wodurch die Produzent*innen einen größeren Gestaltungsspielraum für ihre Arbeit erhalten. Sie können beispielsweise mit Anbauformen experimentieren, mit samenfesten Sorten arbeiten und generell eine größere Vielfalt an Sorten anbauen. Die Arbeitsstrukturen in der CSA ermöglichen den Produzent*innen auch mehr Mitbestimmungsmöglichkeiten in ihrem Arbeitsalltag sowie mehr Freizeit und

Urlaub als sonst in dieser Branche üblich ist. Auch die Motivation und Freude an der Arbeit kann steigen, weil die Landwirt*innen wissen, für wen sie die Lebensmittel produzieren. Der Hof ist vor Veränderungen des Marktes ein Stück weit geschützt. Es können Produkte verwertet werden, die aufgrund von Marktnormen sonst nicht den Weg zu den Verbraucher*innen finden würden, beispielsweise weil das Gemüse zu klein, zu krumm oder farblich unpassend scheint (vgl. NSL 2015).

Auf der anderen Seite gibt es nicht nur Vorteile für Produzent*innen und den Hof, sondern genauso für die Verbraucher*innen, also die Mitglieder der Wirtschaftsgemeinschaft. Diese werden mit regionalen, saisonalen, vielfältigen und ökologischen Lebensmitteln versorgt. Das Gemüse wird beispielsweise meist am gleichen Tag geerntet, an dem es an die Mitglieder geliefert wird. Zudem gewinnen diese Transparenz über den Anbauprozess. Sie wissen, wo, von wem, unter welchen Bedingungen und zu welchen Kosten die Lebensmittel angebaut werden. Generell ist es möglich, durch Mitmachtage und -aktionen auf dem Hof einen Einblick in die landwirtschaftliche Produktion zu gewinnen, also Zugänge zu Erfahrungsräumen und Bildung zu erhalten (ebd.).

In der Solidarischen Landwirtschaft werden die Produkte aber nicht mehr über den Markt vertrieben, sondern ausschließlich innerhalb der Wirtschaftsgemeinschaft verteilt. Die Verbraucher*innen bezahlen nicht mehr für ein einzelnes Produkt, sondern für die landwirtschaftliche Produktion. Der Begründer der ersten Solidarischen Landwirtschaft in Deutschland, Wolfgang Stränz, formulierte das mit den Worten: „Die Lebensmittel verlieren ihren Preis und erhalten so ihren Wert zurück“ (NSL 2015). Es gibt also keinen anonymen Markt mehr, der durch „Angebot und Nachfrage“ geregelt wird. Im Grunde entsteht so ein weitestgehend geschlossener und für die Mitglieder ökonomisch transparenter Wirtschaftskreislauf (vgl. Elsen & Kraiß 2012), zumindest wenn die Geld- und Warenströme nach außen hin, wie der Kauf von Saatgut, die Maschinenbenutzung oder die Herkunft der Mitgliedsbeiträge ausgeklammert werden. So soll eine bedarfsorientierte Produktion und Verteilung von Lebensmitteln entstehen.

Ein weiterer großer Unterschied zur herkömmlichen Vermarktung ist neben der Transparenz und oftmals den Mitbestimmungsmöglichkeiten häufig auch die Selbsteinschätzung des Mitgliedsbeitrags. Die Mitglieder können oftmals selbst entscheiden, wie viel Geld sie bezahlen. Ziel ist, niemanden aus finanziellen Gründen aus der Solidargemeinschaft auszuschließen und auch Menschen mit weniger Geld einen Zugang zu frischen Biolebensmitteln zu ermöglichen (vgl. Bietau et al. 2013).

Konkret funktioniert das Finanzierungsmodell wie folgt: Ein Hof rechnet das Budget aus, das er braucht um ein Jahr lang wirtschaften zu können. Darunter fallen sowohl Löhne für die Gärtner*innen, als auch Kosten für Pflanz- und Saatgut, Pacht, Maschinen, Geräte und sonstige Anschaffungen. Es wird zudem je nach verfügbarer Fläche berechnet, wie viele Menschen mit der Ernte versorgt werden können. Das Budget wird dann durch diese Anzahl der Menschen oder

Ernteanteile geteilt und es ergibt sich ein Durchschnittswert pro Ernteanteil. Dieser wird meist noch auf einen monatlichen Richtwert heruntergerechnet (vgl. Wild 2012). In vielen CSAs werden der Haushaltsplan und der Richtwert auf einer Vollversammlung am Anfang der Saison vorgestellt. In einer sogenannten Bietrunde können die Mitglieder dann verdeckt aufschreiben, was sie für wie viele Ernteanteile bezahlen können und wollen. Die Mitglieder können sich dabei am Richtwert orientieren und je nach Möglichkeiten mehr oder weniger zahlen. Wird das Budget von den Mitgliedsbeiträgen nach einer Bietrunde nicht gedeckt, wird der Vorgang gegebenenfalls so oft wiederholt, bis das Budget zusammengekommen ist. Nicht in allen CSAs wird das Finanzierungsmodell mit solch flexiblen Beiträgen umgesetzt. Je nach den Zielen und Motivationen der unterschiedlichen Initiativen unterscheiden sich auch die Umsetzungsformen der Solidarischen Landwirtschaft.

Die Solidarische Landwirtschaft in Hebenshausen

Das Gemüsekollektiv Dorfgarten e.V., in dem wir arbeiten, gibt es nun seit fünf Jahren. Gegründet wurde es von zwei Studierenden der ökologischen Landwirtschaft in Witzenhausen. Derzeit arbeiten dort 5 Gärtner*innen im Kollektiv, das heißt ohne Chef, in Teilzeit zusammen. Auf etwa 2 ha Fläche werden 40 verschiedene Kulturen an Gemüse, Kräutern und Kartoffeln angebaut mit eigener Jungpflanzen-Anzucht und etwa 100 fast ausschließlich samenfesten Sorten. Ein bis zwei Mal die Woche werden die 100 Anteile für etwa 300 Menschen in die Abholräume nach Hebenshausen, Groß Schneen und Göttingen geliefert. Unser Hof liegt etwa 20 km südlich von Göttingen und ist durch den ÖPNV gut per Zug erreichbar. Der Mitgliederkreis ist eine sehr gemischte Gruppe aus jüngeren und älteren Menschen aus dem städtischen sowie ländlichen Raum, Studierenden, Familien, Wohngemeinschaften, Einzelpersonen usw.

Vor unserer Tätigkeit im Kollektiv haben wir uns vor allem theoretisch mit dem Konzept der Solidarischen Landwirtschaft auseinandergesetzt. Nun hat sich dieser Blickwinkel durch die Erfahrungen, die wir als Gärtner*innen gemacht haben, erweitert. Diese Eindrücke differenzieren die Perspektive für uns, die die Solidarische Landwirtschaft nun als Baustein für eine gesamtgesellschaftliche Transformation bieten kann.

Ist Solidarische Landwirtschaft jetzt Ernährungssouveränität?

In der Theorie zeigt sich ein großes Potential der Solidarischen Landwirtschaft in Bezug auf Ernährungssouveränität. Im Hinblick auf die sechs Prinzipien der Ernährungssouveränität stimmen diese nahezu vollständig mit den Zielen und Ansätzen der Solidarischen Landwirtschaft überein:

Lebensmittel sollen keine Ware sein!

Der erste Grundsatz der Ernährungssouveränität ist der des Vorranges der Ernährung der Menschen. Ernährung wird als Menschenrecht erklärt und Lebensmittel dürfen keine Ware sein (vgl. Nyéléni 2007 ISC 2007). Unter einer Ware verstehen wir in Anlehnung an Marx ein zum Tausch bestimmtes Gut. Tausch meint dabei Äquivalenztasch: Wenn beispielsweise ein Kilo Karotten den selben Tauschwert wie 300 g Tomaten haben (oder auch wie 2 €), bekomme ich für 300 g Tomaten 1 kg Möhren und umgekehrt. Während zu einer Zeit, in der noch viele Menschen in der Landwirtschaft tätig waren und sich selbst mit Lebensmitteln versorgten, nur wenige Lebensmittel einen Warencharakter besaßen, wurden durch die kapitalistische Produktionsweise alle Lebensmittel kommodifiziert. In den heutigen Versorgungsstrukturen sind nahezu alle Lebensmittel zu Waren geworden.

Die Solidarische Landwirtschaft versucht diesen Warencharakter wieder aufzulösen. Die Mitglieder der CSA bezahlen von der Idee her nicht mehr für ein einzelnes Gemüse, wie beispielsweise 1 kg Karotten oder 2 Bund Radieschen, sondern für die gesamte sozial und ökologisch nachhaltige landwirtschaftliche Produktion und dafür, dass die Gemeinschaft mit Nahrungsmitteln versorgt wird. Durch – von den jeweiligen Mitgliedern selbst festgelegte finanzielle Beiträge – soll die direkte Beziehung zwischen dem Geld und den landwirtschaftlichen Produkten aufgelöst werden. Geben und Nehmen sollen entkoppelt werden. Menschen ohne Geld soll ganz explizit die Teilhabe am Projekt und an der Ernte ermöglicht werden. Die finanziellen Beiträge für einen Ernteanteil schwanken bei uns beispielsweise zwischen 25 € und 75 € im Monat für einen Anteil.

Herausforderungen

In der Praxis stößt die Auflösung des Warencharakters immer wieder an Grenzen. Die Sozialisation in einer kommodifizierten Welt, in der nahezu alles einen Warencharakter angenommen hat, in der wir Lebensmittel über ihren Tauschwert definieren, kann nicht einfach von heute auf morgen abgelöst werden. Wir merken, dass wir uns bei unserer alltäglichen Arbeit immer wieder dabei erwischen, wie wir unser Gemüse über seinen Tauschwert bewerten. Wir merken, dass wir darüber nachdenken, was das gelieferte Gemüse „wert ist“ und weniger

darüber, ob es ausreicht, um unsere Mitglieder satt zu machen und wir uns mit unserer Arbeit wohl fühlen.

Und natürlich wissen wir auch, dass wir eingebettet sind in ein Wirtschaftssystem, in dem Nahrungsmittel durch Ausbeutung (z.B. Saisonarbeitskräfte, Einsatz Illegalisierter) und groß-industrialisierte Spezialisierung produziert werden. So wird der Tauschwert definiert durch den oder die günstigste Produzent*in. Mit diesen stehen wir in Konkurrenz oder zumindest nebeneinander. Genauso wissen unsere Mitglieder, was Gemüse „kostet“ oder „zu kosten hat“. Daher sind unsere Haushaltspläne oft nicht – wie es das Konzept vorsieht – an unseren Bedürfnissen orientiert, sondern immer auch von den herrschenden ökonomischen Verhältnissen geprägt. Die Zahlung nach Selbsteinschätzung ist bisher nur in einem sehr begrenzten Umfang umgesetzt. Auch wenn wir über das Vermögen und die Einnahmen unserer Mitglieder keine Zahlen haben, so gehen wir davon aus, dass diese deutlich stärker schwanken als die der Mitgliedsbeiträge. Öfter haben wir auch von Menschen gehört, die nicht teilnehmen wollten, weil sie „zu wenig Geld hätten“. Wenig Geld zu haben wird in unserer Gesellschaft meist als individualisiertes Problem angesehen und wer Sozialleistungen bezieht, wird von Menschen aller Schichten als „Schmarotzer“ abgestempelt. Wenn diese Denkweisen so sehr verinnerlicht sind, fällt es schwer sich auf ein solidarischeres Miteinander einzulassen und „auf Kosten“ der Gemeinschaft teilzunehmen.

Wir stellen des Weiteren fest, dass mit den finanziellen Beiträgen der Mitglieder auch die Erwartung einer guten Lieferung gekoppelt ist. Das Verständnis für Ernteauffälle ist oft nicht gegeben.

Das eigentliche Ziel - die Entmonetarisierung - meint die Organisation der landwirtschaftlichen Produktion unabhängig von Geld oder anderen Tauschmitteln. Trotzdem funktioniert die Solidarische Landwirtschaft auf Basis der Beitragsfinanzierung. Das heißt, die Landwirtschaft wird auf Kosten anderer monetarisierter Gesellschaftsbereiche freigestellt. In diesem Sinne kann die CSA auch als „wertfreie Halbinsel, die auf dem Meer der Verwertung schwimmt“ (Cropp 2012) bezeichnet werden.

Potentiale

Trotz der oben geschilderten Probleme und Herausforderungen halten wir die „Auflösung des Warencharakters“ unseres Gemüses für ein äußerst wichtiges und lohnenswertes Experimentierfeld. Wir wollen gemeinsam mit unseren Mitgliedern lernen, wie eine bedürfnisorientierte Verteilung aussehen könnte. Wir wollen lernen, wie Kooperation und direkte Kommunikation an die Stelle von Markt und Ausgrenzung treten können.

Andere Solidarische Landwirtschaften haben bereits Verteilsysteme mit freier Entnahme. Dort gibt es keine festen Anteile mehr. Jede*r kann nehmen, was er oder sie braucht. Alle nehmen aufeinander Rücksicht, sodass die Ernte für alle reicht.

Wenn es um die Akzeptanz von Ernteaussfällen geht, also es einen „geringeren Tauschwert“ für die Mitglieder gibt, hat sich bereits gezeigt, dass die Mitglieder durch den Bildungscharakter der Solidarischen Landwirtschaft erst lernen, welche risikobehaftete Produktion die Landwirtschaft darstellt. Auch Denkmuster können verändert werden, wenn beispielsweise bei den selbsteingeschätzten Mitgliedsbeiträgen die Frage nach Gerechtigkeit in einer Welt angesprochen wird, in der die meisten Dinge nicht gerecht und erst recht nicht nach Bedürfnissen verteilt sind.

Für selbstbewusste und widerständige Bäuer*innen!

Der zweite Grundsatz der Ernährungssouveränität betrifft die Wertschätzung der Lebensmittelproduzent*innen. Durch die Struktur der Solidarischen Landwirtschaft ist ein direkter Kontakt zu den Produzent*innen gegeben und ein Austausch möglich. Die Gemeinschaft trägt und sichert die Produzent*innen ab. Die Idee einer gerechten Bezahlung ist eine der grundlegenden Ideen der Solidarischen Landwirtschaft. Aus prekären und selbstausbeuterischen Arbeitsverhältnissen ist die Idee entstanden, dass durch eine gesicherte Finanzierung des Hofes das Risiko für Ernteaussfälle, Krankheit oder sonstiges nicht von den Produzent*innen getragen wird, sondern von der gesamten Gemeinschaft.

Des Weiteren trägt auch die Tatsache, dass deutlich weniger Produkte auf dem Acker zurück bleiben, zu einer Wertschätzung der Arbeit der in der Landwirtschaft tätigen Menschen mit bei: Viel Arbeit in die Produkte zu stecken, die dann aufgrund mangelnder „Nachfrage“ oder nicht marktkonformen Aussehens nicht gegessen werden, ist für die Produzent*innen in jedem Fall unbefriedigend.

Herausforderungen

In der Praxis müssen wir jedoch feststellen, dass die Entlohnung mehr durch herrschende ökonomische Rahmenbedingungen geprägt ist als durch die oben beschriebene Wertschätzung. Besonders Initiativen, die einen neuen Betrieb aufbauen wollen, also keine Maschinen, keine bestehende Infrastruktur und Arbeitsabläufe und wenig erprobtes Wissen besitzen, brauchen weitaus mehr Startkapital als bereits bestehende Betriebe und sind hier in einer schwierigeren Situation.

Wertschätzung wollen wir jedoch nicht allein auf die monetäre Entlohnung herunter brechen. Wir freuen uns über positive Rückmeldungen unserer Mitglieder darüber, dass das Gemüse lecker schmeckt und neu entdeckt oder unsere Arbeit hochgeschätzt wird. Manchmal passiert es, dass wir in der Stadt angesprochen werden und sich Mitglieder bei uns für das Gemüse bedanken. Das kann mehr wert sein als ein monetärer Gewinn.

In der Größe der Gemeinschaft liegt jedoch auch die Schwierigkeit einer guten Kommunikation. Der direkte Kontakt zwischen den Konsument*innen und

Produzent*innen funktioniert in noch kleineren Zusammenhängen sicherlich besser und weniger anonym als in unsrigen. Allerdings ist für die effiziente Bewirtschaftung unserer Felder eine gewisse Menge an Abnehmer*innen notwendig. Natürlich kann darüber gestritten werden, wie viel Effizienz gut ist und welche Effizienz? Der Gemüseanbau in kleinen Gärten kann unschlagbar effizient sein, was die Flächennutzung angeht, denn jede Lücke kann gefüllt, gepflegt und beerntet werden. Eine wie auch immer maschinell-basierte Bewirtschaftung kann hingegen Zeit, aber nicht unbedingt Fläche effizienter ausnutzen. Ist es gut alles immer schneller und zeitsparender zu machen, aber mit großen Maschinen den Boden zu verdichten? Effizienz kann auch bedeuten, dass Vielfalt hinten runter fällt, Nährstoffe entzogen werden und die Gärtner*innen sich auf einzelne (monotonere) Arbeiten spezialisieren. Dennoch ist Effizienz eine Kategorie, mit der wir uns auseinandersetzen müssen, wenn wir in den derzeitigen Landwirtschaftsstrukturen bestehen und faire Löhne erwirtschaften wollen.

Potentiale

Wir sehen die Wertschätzung von Produzent*innen als eine wichtige Voraussetzung für ein neues Selbstbewusstsein von Bäuer*innen. Eine zukünftige, widerständige Landwirtschaft braucht viele kleine dezentral vernetzte Projekte und dafür braucht es viele Menschen, die in der Landwirtschaft ein sinnstiftendes und selbstwirksames Tätigkeitsfeld finden.

Power to the people - Entscheidungsprozesse von unten möglich machen!

Der dritte Grundsatz, die Annäherung von Produzent*innen und Konsument*innen, durch welche lokale Produktionssysteme entstehen sollen, führt die Solidarische Landwirtschaft theoretisch direkt aus. Beide Parteien kennen einander mehr oder weniger persönlich, unterstützen sich und stehen in gegenseitiger Verantwortung zueinander. Sie teilen sich sowohl die Ernte als auch das Risiko der landwirtschaftlichen Produktion. Produzent*innen und Verbraucher*innen stehen im Zentrum der Entscheidungsprozesse. Im Idealfall bestimmen sie zusammen, was wie angebaut wird, wie die Verteilung aussieht und verabschieden gemeinsam den Haushaltsplan für die folgende Saison. Sie sind nicht davon abhängig, wie der Marktpreis bestimmter Lebensmittel aussieht, ob die Produkte bestimmten Marktnormen entsprechen oder welche Gemüsesorten im Handel angeboten werden. Der direkte Kontakt und die Kooperation schützen die Produzent*innen vor Preisdumping oder Verlust durch Ernteausfälle und die Konsument*innen weitestgehend vor ungesunder Nahrung sowie den Preisaufschlägen für ständige Verfügbarkeit und Konformität der Lebensmittel (vgl. NSL 2015).

Die Teilhabe der Konsument*innen erfolgt durch Befragungen, Treffen, Rundbriefe oder auch an Mitmach-Tagen. Für uns als Gärtner*innen sind die Rundbriefe, die ein- bis zweimal im Monat per E-Mail an unsere Mitglieder

geschickt werden, ein wichtiges Kommunikationsmittel. Hier versuchen wir zu vermitteln, was gerade auf dem Acker passiert, welche Probleme es gibt, kündigen die nächsten Termine an und versuchen mit Rezepten, eher unbekanntem Gemüse zu neuer Wertschätzung zu verhelfen. Gemeinsam können wir festlegen, wie, mit welchen Verfahren und unter welchem Einfluss auf Mensch, Tier und Umwelt wir unsere 2 ha bewirtschaften.

Herausforderungen

In der Praxis stellt das herrschende neoliberale System ein starkes Hindernis dar. Wir alle sind eingebunden in diverse Prozesse in und um Studium, Lohnarbeit, Selbsterhaltung, -optimierung und -verwertung, sodass für Gruppen- und Entscheidungsprozesse innerhalb der Solidarischen Landwirtschaft oft kaum Zeit bleibt. Wer hat schon Kapazitäten für lange Diskussionen, Bietrunden, Mitmachtage, Übernahme von Verantwortung und theoretische Auseinandersetzungen? Wenn noch der Anspruch besteht, auch andere Lebensbereiche gemeinsam von unten zu organisieren, stellt sich die Frage nach wirklich gut organisierten Strukturen.

Darüber hinaus sehen wir bei unserer Solidarischen Landwirtschaft als auch in vielen anderen vergleichbaren Projekten das Problem, dass wir mit unserem Gemüse und unseren Ideen nicht alle Menschen erreichen. Der fehlende Zugang zu einer CSA für Menschen ohne ausgeprägtes Interesse an Landwirtschaft, Ökologie oder Ernährung spielt dabei eine Rolle. Eine billige und stetige Verfügbarkeit im Supermarkt sowie prekäre Lebensbedingungen, machen es für viele Menschen schwierig, Zeit und Energie aufzubringen, sich in einem derartigen Projekt einzubringen. Das Aufeinandertreffen von Menschen unterschiedlicher Milieus und politischer Auffassungen spielt eine weitere Rolle. Genauso wirkt die Sprache als Hindernis gleichberechtigter Beteiligung für viele Menschen mit Migrationshintergrund. Denn gerade eine Verteilungsstruktur, die derart von Kommunikation und Beteiligung abhängt, kann nur Menschen mit einschließen, die der verwendeten Sprache mächtig sind. Unsere Mitglieder setzen sich größtenteils aus einem studentischen und akademischen Umfeld zusammen. Wie wir über diesen Rahmen hinaus wirksam werden können, bleibt eine wichtige Frage und Herausforderung für die Zukunft.

Des Weiteren haben wir natürlich nur einen Einfluss auf die von uns bewirtschaftete Fläche und sind in vielen anderen Bereichen - was die z.B. Produktionsmittel betrifft - in gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge eingebunden, über die wir nicht mitentscheiden können (siehe nächster Absatz).

Auch was auf den Äckern um uns herum geschieht, wie oft gespritzt wird und welche Auswirkungen das hat, liegt nicht in unserem Ermessen. Das relativ lokale Produktionssystem der CSA ist auch räumlich eine Insel. Von einer lokalen

Kontrolle über die Art wie unsere Landwirtschaft aussieht und wie unser Essen im Ganzen produziert wird, sind wir noch weit entfernt.

Potentiale

Wir sehen dennoch die Organisierung von unten als wichtige Möglichkeit, im Kleinen Umgangsformen und Erfahrungen zu sammeln, wie gemeinsam Entscheidungen im Konsens getroffen werden können, in denen alle gehört werden und die alle mittragen. Über die einzelne Solawi hinaus bedarf es allerdings noch weiterer Strukturen, damit wir uns die Kontrolle über unser Ernährungssystem wieder aneignen. Es bedarf Netzwerke zwischen den einzelnen Solawis, aber auch Netzwerke auf größeren Ebenen, wie beispielsweise Ernährungsräte, mit denen bereits in einigen Regionen und Städten experimentiert wird.

Jenseits von Eigentum? - Stärkung der lokalen Kontrolle über Produktionsmittel

Der vierte Grundsatz betrifft die lokale Kontrolle von und Zugang zu Produktionsmitteln und Ressourcen, mehr noch von und zu Produktionsprozessen. In unserem Fall ist der Betrieb als Verein organisiert. Diesem gehören die Produktionsmittel und über ihn werden die Beschäftigungsverhältnisse organisiert. Es gibt niemanden, der aus der Produktion einen Gewinn erzielen könnte. Der Verein besteht aus allen Mitgliedern und Gärtner*innen. Somit gehört beispielsweise der Trecker der ganzen Gemeinschaft. Wir haben daher Nutzungsrechte aber kein Eigentum. Für uns als Gärtner*innen ist dies völlig ausreichend: Wir benötigen Maschinen und andere Produktionsmittel, um arbeiten und produzieren zu können. Dass diese uns nicht gehören, ist in einem solidarischen System nicht relevant, solange für uns Sicherheit besteht, dass uns die Nutzungsrechte nicht entzogen werden.

Herausforderungen

Lokale Produktionssysteme können jedoch nur etabliert werden, sofern dies in einem globalen Kontext möglich ist. Die Saatgutgewinnung oder die Herstellung von Maschinen und Geräten beispielsweise erfolgt in der Regel extern in verzweigten und teils global vernetzten Wertschöpfungsketten. Die Produktionssysteme der CSA-Höfe können dennoch als lokaler bezeichnet werden als solche, deren Vermarktung über den Großhandel erfolgt. Die demokratische Kontrolle ist aber nur dann gegeben, wenn Land, Gebäude und Maschinen als Gemeingut gelten und Saatgut frei von privaten Eigentumsrechten zugänglich ist. Land pachten wir von Bäuer*innen aus der Umgebung. Dieses wird uns bei Eigennutzung, der Umwandlung in Bauland oder lukrativeren anderen Verpachtungsmöglichkeiten jedoch auch entzogen. Hier sind wir sehr weit weg von einer lokalen Kontrolle. Das Land um unseren Hof ist weitgehend in privater

Hand. Der Zugang dazu ist vielfach nur über Beziehungen möglich. Eine Verteilung entlang von sozialen oder ökologischen Kriterien oder partizipative Einbindung der Menschen vor Ort findet nicht statt.

Darüber hinaus bleibt festzuhalten: Durch den Kauf von Produktionsmitteln und das Geld, das die Mitglieder auf dem Arbeitsmarkt erhalten und damit die CSA-Höfe finanzieren, kann sich die Solidarische Landwirtschaft nicht nur auf Commons oder Gemeingüter berufen, sondern bewegt sich immer noch innerhalb des bestehenden Marktsystems.

Potentiale

Die Struktur der Solidarischen Landwirtschaft bietet dennoch die Chance mit neuen Formen von Eigentum und Nutzungsrechten zu experimentieren. Darüber hinaus bietet es die Möglichkeit für den Aufbau kleinteiliger Strukturen, welche die lokale Kontrolle über Produktionsmittel und Autonomie ermöglichen, wenn wir eine Landwirtschaft und ein Leben unabhängig von Eigentumslogik, marktbasierter Beziehungen und staatlicher Kontrolle wollen. Derzeit legen staatliche Institutionen fest, welches Saatgut verfügbar und genutzt werden darf oder dass dieses von Unternehmen privatisiert werden kann. Die selbstorganisierten Strukturen der CSAs ermöglichen hier beispielsweise eine Eigenproduktion und einen Austausch von Saatgut, das so als Gemeingut wiedererkannt wird. In unserer CSA gibt es eine Gruppe, die aus unserem Gemüse selber Saatgut produziert und perspektivisch auch an andere CSAs verteilt.

Es könnte ein kooperatives Gesamtsystem aus einem Netzwerk kooperierender Betriebe, Solawis und Initiativen geben, welches die Verfügung über alle notwendigen Produktionsmittel hat oder diese selber herstellen kann. Dabei kann in einzelnen Betrieben sicherlich auch eine Spezialisierung Sinn machen und Vorteile für alle bringen.

Genauso kann der Einsatz von Technik durchaus Sinn machen, wenn die Kontrolle darüber in den Händen der beteiligten Akteur*innen liegt und die Entwicklung der Technik an deren Bedürfnisse angepasst ist. Das Problem mit der Technik liegt eher in einem durch Markt und Ausgrenzung basierendem System, das uns in ungewollte Abhängigkeiten bringt.

Ansätze von Alternativen hin zu einer Landwirtschaft der Gemeingüter sind zum Beispiel Open-Source-Maschinen, samenfeste Sorten und Menschen, die ihr Wissen um die Vermehrung von Saatgut gerne weitergeben. Die Solawis müssen in Zukunft wohl noch kämpferischer mit den Forderungen nach lokaler Kontrolle umgehen.

Wissen und Fertigkeiten wiedererlangen!

Der Erwerb von Wissen und Fertigkeiten, der fünfte Grundsatz der Ernährungssouveränität, wird in der Solidarischen Landwirtschaft ebenfalls verfolgt. So erwerben nicht nur die Mitglieder der CSA durch direkten Kontakt zum landwirtschaftlichen Betrieb oder durch Mitmachtage Wissen über die Lebensmittelproduktion. Auch die Produzent*innen sind durch die finanzielle Absicherung in der Lage, unter geringerem Leistungs- und Effizienzdruck Neues zu erlernen und neue Anbausysteme und Kulturen auszuprobieren.

Wir versuchen, unsere Mitglieder an den Betriebsabläufen aber auch an den Schwierigkeiten der Produktion teilhaben zu lassen. Dies geschieht neben der gemeinsamen Arbeit auf dem Acker, an der oft nur wenige Mitglieder teilnehmen (können), im Wesentlichen durch Rundbriefe und durch viermal im Jahr stattfindende Abholcafés, die in den Abholräumen nach den Lieferungen stattfinden. Wir versuchen hier vor allem Transparenz zu schaffen, z.B. warum einiges Gemüse nicht so aussieht wie im Supermarkt, warum manche Sachen gut funktioniert haben, andere nicht so gut und wir überlegen gemeinsam, wie wir an Verbesserungen arbeiten können.

Darüber hinaus arbeiten wir mit einer Grundschule vor Ort zusammen, betreuen den Schulgarten, gehen mit den Kindern über unsere Flächen, ernten und bereiten jede Woche gemeinsam Gemüsesnacks für alle Klassen zu. Die Kinder, wenn auch nicht direkt Mitglieder in der CSA, lernen so saisonales Gemüse und deren Anbau sehr anschaulich kennen.

Herausforderungen

Hindernisse bei der Wissensvermittlung sind bei uns zum einen wechselnde Teams, zwischen denen immer wieder mal Wissen verloren geht. (Dafür bietet der Wechsel mehr Menschen die Möglichkeit, sich entsprechendes Wissen anzueignen.) Zum anderen erreichen wir vor allem Menschen, die sich sowieso für das Thema Landwirtschaft oder Ernährung interessieren, sich der Problematiken bewusst sind oder zumindest Offenheit für diese Themen zeigen. Es ist auch nicht einfach, das Konzept als Ganzes zu vermitteln. Oft stellen wir fest, dass die Grundideen der Solidarischen Landwirtschaft – z.B. dass wir kein reines Gemüse-Kisten-Abo sind – nicht bei allen angekommen sind.

Potentiale

Dennoch ist gerade die Wissensvermittlung vielleicht eines der größten Potentiale, welche die Solidarische Landwirtschaft gesamtgesellschaftlich zu bieten hat. Wo sonst kann Landwirtschaft – außer noch auf dem eigenen familiären Betrieb – so hautnah erlebt werden.

Nicht wider der Natur!

Das Prinzip der Arbeit mit der Natur als sechster Grundsatz ist im Konzept der Solidarischen Landwirtschaft nicht verankert, kann aber als selbstverständlich angesehen werden. So sind die landwirtschaftlichen Produkte zwar in einigen Fällen nicht mit ökologischen Gütesiegeln gelabelt, trotzdem wird in aller Regel nach ökologischen Kriterien gewirtschaftet. „Das Konzept landwirtschaftlicher Wirtschaftsgemeinschaften erhebt den Anspruch auf konsequente Nachhaltigkeit“ (Elsen & Kraiß 2012, 113). Die Zertifizierung und Etikettierung der Produkte erübrigt sich durch die Transparenz der Wirtschaftsweise und den direkten Kontakt zur Produktion (vgl. Giesecke 2015). Eine ökologisch nachhaltige Bewirtschaftung ist zwar im Grunde keine Voraussetzung für die Existenz einer CSA. Die Solidarische Landwirtschaft kommt tendenziell aber aus einer ökologischen und kleinbäuerlichen Nische, in der die Arbeit mit der Natur für sehr wichtig erachtet wird (vgl. Elsen & Kraiß 2012). Auch ist es naheliegend, dass Menschen, die sich einer CSA anschließen, eher eine Landwirtschaft unterstützen, in der sie mit „gesunden“ Lebensmitteln versorgt werden. Auch andere ökologische Aspekte wie kurze Transportwege, kein Verpackungsmaterial, keine maschinelle Kühlung sowie bodenschonende- und humusaufbauende Bewirtschaftung spielen in unser täglichen Arbeit eine wichtige Rolle.

Herausforderungen

Insgesamt sind wir jedoch eingebettet in ein System industrialisierter Landwirtschaft, in eine leer gefegte Landschaft und in entsprechende gesellschaftliche Naturverhältnisse. Diese lassen sich nicht von uns als Insel auflösen. Eine Beherrschung und Ausbeutung der Natur basiert auf einer Gesellschaft, die Herrschaft und Ausbeutung als ein wesentliches konstituierendes Merkmal aufweist.

Wir wollen uns jedoch auch von allzu romantisierenden Naturbildern distanzieren. Eine Produktion von Gemüse erfordert immer einen Eingriff in „die Natur“. Es handelt sich dabei um über Jahrtausende von vielen Bäuer*innen entwickelte und gezüchtete Pflanzen.

Potentiale

Erfahrungsräume für ein anderes Verhältnis zur Natur zu schaffen, ist eines unserer Anliegen. Wir wollen keine Inwertsetzung von Natur, wie sie zunehmend vorangetrieben wird. Wir streben nach nicht-durch-Markt vermittelte Beziehungen, weder zwischen Menschen noch zwischen Mensch, Gesellschaft und Natur. Hierfür wollen wir durch die Solidarische Landwirtschaft und unser Verhältnis zur Natur neue Wege möglich machen.

Solidarische Landwirtschaft als Utopie

Die Solidarische Landwirtschaft versucht die Selbstbestimmung der Ernährungs- und Landwirtschaftspolitik, wie sie im Konzept der Ernährungssouveränität gefordert wird, weitestgehend umzusetzen. So ist die Organisation einer CSA von demokratischen Entscheidungsprozessen geprägt, in denen alle Beteiligten mitreden können und sich als Handelnde begreifen. Sie bestehen in dezentralen Strukturen und agieren relativ unabhängig auf lokaler Ebene. Sie sind zwar in einem Netzwerk organisiert, aber in diesem besteht der Anspruch auf basisdemokratische und partizipative Entscheidungsfindung. Die Finanzierung des Netzwerkes beruht ebenfalls auf dem Solidarprinzip, in dem jeder Hof und jedes Mitglied einen selbst gewählten Beitrag zahlt (vgl. NSL 2015).

Der Begriff der Ernährungssouveränität erscheint auf den ersten Blick vielleicht als intellektuell angehauchter oder jedenfalls sperriger Begriff, mit dem ein abstraktes Konzept definiert und eine politische und gesellschaftliche Entwicklung kritisch seziert wird. Für uns ist es aber auch eine Utopie, weil in dem Konzept Ansätze eines gänzlich anderen gesellschaftlichen Miteinanders auftauchen. Weil nicht nur Zustände kritisiert werden und der menschlichen Entwicklung ein unumkehrbares selbst-vernichtendes Attest erteilt wird, sondern weil es eine Ahnung davon gibt, in welche Richtung es gehen kann.

Wir würden uns nicht so überzeugt mit Solidarischer Landwirtschaft auseinandersetzen, Gemüse produzieren, Anbauplanungen wälzen, versuchen die landwirtschaftliche Produktion so transparent und anschaulich wie möglich zu gestalten und den Menschen näher bringen, was eine regionale und ökologische Landwirtschaft bedeutet, wenn wir Solidarische Landwirtschaft nicht auch als einen Baustein für eine gesellschaftliche Transformation sehen würden.

Natürlich gehen diese Ansprüche in der täglichen vielen Arbeit und auch in den herrschenden Verhältnissen immer wieder unter. Sie tauchen in Gesprächen und Netzwerkarbeiten aber auch immer wieder auf und sind für uns ein Motor oder immerhin ein Anker.

Doch weil unser Bild einer idealen Solidarischen Landwirtschaft in einer herrschaftsfreien Gesellschaft auch eine Utopie ist, sind wir in unserer Realität ein großes Stück weit entfernt von Ernährungssouveränität. Das liegt weniger an der Idee der Solidarischen Landwirtschaft als mehr daran, dass die Projekte im bestehenden Landwirtschafts- und Ernährungssystem existieren, welches die Regeln und Gesetze im Großen festlegt. So sind wir erwartungsgemäß mit vielerlei Widersprüchen und Herausforderungen konfrontiert und müssen ausloten, wie viel solidarisches Handeln in einer ansonsten auf Konkurrenz und Ausschluss basierten Gesellschaft in der Form überhaupt Umsetzung finden kann.

Literatur und Quellen

- Akram-Lodhi, A. (2013): Food Sovereignty: A Critical Dialogue. How to build Food Sovereignty. The Journal of Peasant Studies. Yale University. New Haven.
- Altieri, M. (2009): Agroecology, Small Farms, and Food Sovereignty. Monthly Review Vol. 61 Issue 3. New York, S. 102-113.
- Bietau, P.; Boddenberg, M.; Dietze, F.; Frauenlob, M.; Gunkel, L.; Kärgel, K.; Leierseder, S.; Munz, J.; Schmitz, S.; Sergan, N. & F. Vaessen (2013): Solidarische Landwirtschaft - eine soziale Innovation? Eine empirische Studie aus soziologischer Perspektive. Forschungsbericht an der Johann Wolfgang Goethe Universität Frankfurt im Fachbereich 03: Gesellschaftswissenschaften Soziologie mit dem Schwerpunkt Industrie- und Organisationssoziologie. Frankfurt.
- BMEL (Hrsg., 2015): Agrarpolitischer Bericht der Bundesregierung 2015. Online unter: www.bmel.de/DE/Service/Publikationen/_Texte/Agrarbericht.html (abgerufen am 21.11.2016).
- Chopin G.; Strickner, A. & A. Trouvé (Hrsg., 2011): Ernährungssouveränität. Für eine andere Agrar- und Lebensmittelpolitik in Europa. Wien: Mandelbaum Verlag.
- Cropp, J.-H. (2012): Entmonetarisierte Landnutzung konkret – Solidarische Landwirtschaft 2.0. Online unter: www.keimform.de/2012/entmonetarisierte-landnutzung-konkret-solidarische-landwirtschaft-2-0/ (abgerufen am 18.02.2017).
- Elsen, T. v. & K. Kraiß (2012): Solidarische Landwirtschaft. Community Supported Agriculture (CSA) in Deutschland. In: Der kritische Agrarbericht 2012, Hamm: ABL-Verlag, S. 59-64.
- Exner, A. & I. Schützenberger (2014a): Die souverän ernährte Stadt? Potentiale und Grenzen des urbanen Gärtnerns (Teil I). Streifzüge Nr. 61. Sommer 2014. Wien.
- Exner, A. & I. Schützenberger (2014b): Urbane Gärten – ein Schritt zur Ernährungssouveränität? Überlegungen am Beispiel Wien. Widerspruch 64: Themenheft zu Ernährung – Agribusiness oder Agrikultur. München, S. 111-119.
- Forster, F. (2008): Ernährungssouveränität: Alternativen, Widerstand und Perspektiven. Über die gesellschaftspolitische Relevanz von Ernährung. Beirat für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen (Hrsg.), Kurswechsel 3/2008. Wien, S. 59-69.
- Forster, F. (2011): Ernährungssouveränität. Globalize struggle. Globalize hope! In: Heuwieser, M. & F. Forster (Hrsg.): Die Zeit ist reif für Ernährungssouveränität. Grüne Bildungswerkstatt Wien, S. 3-5.

- Giesecke, K. (2015): Jenseits des Marktes. Solidarische Landwirtschaft durchbricht die Logik des Kapitalismus - und läuft dennoch Gefahr, von ihm vereinnahmt zu werden. *Analyse & Kritik*. Nr. 605. Hamburg, S. 28.
- Heintz, V. (2014): *Solidarische Landwirtschaft. Betriebsgründung, Rechtsformen und Organisationsstrukturen*. Netzwerk Solidarische Landwirtschaft. Berlin: Morano Verlag.
- NSL (2015): Netzwerk Solidarische Landwirtschaft e.V: Die Idee. Online unter: www.solidarische-landwirtschaft.org/de/was-ist-solawi/die-idee/ (abgerufen am 06.05.2015).
- Nyéleni ISC (2007): Nyéleni 2007. Forum for Food Sovereignty. International Steering Committee. Sélingué, Mali. February 23 - 27, 2007. Online unter: www.nyeleni.org/DOWNLOADS/Nyelni_EN.pdf (abgerufen am 05.04.2015).
- Proplanta (2013): Höfesterben setzt sich fort. Das Informationszentrum für die Landwirtschaft. Online unter: www.proplanta.de/Agrar-Nachrichten/Unternehmen/Hoefesterben-setzt-sich-fort_article1374755113.html (abgerufen am 15.07.2014).
- Reißig, R. (2014): Transformation – ein spezifischer Typ sozialen Wandels. Ein analytischer und sozialtheoretischer Entwurf. In: Bric, M. (Hrsg.): *Futuring. Perspektiven der Transformation im Kapitalismus über ihn hinaus*. Westfälisches Dampfboot. Münster, S. 51-101.
- Salzer, I. (2013): Gutes Essen für alle! Keine Ernährungssouveränität ohne Commons. In: die Armutskonferenz (Hrsg.): *Was allen gehört. Commons – Neue Perspektiven in der Armutsbekämpfung*. Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes GesmbH. Wien, S. 279-287.
- WBGU (wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2011): *Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation*. Hauptgutachten. Berlin.
- Wild, S. (Hrsg., 2012): *Sich die Ernte teilen. Einführung in die Solidarische Landwirtschaft*. printsystem Medienverlag, Heimsheim.
- Wittman H.; Desmarais, A. & N. Wiebe (Hrsg., 2010): *Food Sovereignty. Reconnecting Food, Nature und Community*. Oxford: Pambazuka Press.

Block III

Gemeinsam lernen

Nachhaltige Ernährung als Themenfeld im Geographieunterricht

Maleika Gralher-Krengel, Tobias Reeh, Markus Keck,
Katharina Najork & Dirk Felzmann

Abstract

In this contribution, the authors apply the model of “didactic reconstruction” (cf. Kattmann et al., 1997) to the subject area of “sustainable food”. The didactic reconstruction entails three steps: 1) the clarification of the scientific field of interest, 2) the empirical analysis of students’ perspectives, and 3) establishing references between the findings of the two previous steps. The authors review and categorize the food-related studies (n=173) published in three selected didactic journals (2005-2016) and provide insights into the perspectives of pupils and students from Lower Saxony (n=15, between 14 and 20 years of age) that were revealed in guided interviews. Finally, ideas and guidelines for improving the teaching of the topic in school geography lessons were developed.

Einleitung

Das Thema „Ernährung“ ist traditioneller Bestandteil des Geographieunterrichts und entsprechend in den Curricula der Bundesländer verankert (Flath & Duda 2015). Hierbei wird in den Jahrgängen 5-8 besonders die landwirtschaftliche Produktion von Nahrungsmitteln in Deutschland, Europa und innerhalb verschiedener Klimazonen vermittelt. In den Jahrgängen 9/10 liegt der Fokus auf der „Ernährungssicherung unter den Bedingungen einer wachsenden Weltbevölkerung“ (Flath & Duda 2015, 149). Gleichzeitig wird dem Thema „Ernährung“ eine wichtige Rolle in der Bildung für nachhaltige Entwicklung zugeschrieben (Schockemöhle & Schrüfer 2015), weshalb eine Vielzahl an Konzepten für die Integration des Themas „nachhaltige Ernährung“ in Schule und Fachunterricht vorliegt (vgl. Schockemöhle & Stein 2015).

Der besondere Bildungswert des Schulfaches Geographie für das Thema „nachhaltige Ernährung“ dürfte in seiner systemischen Betrachtungsweise der verschiedenen Sachverhalte liegen, d.h. in der Verquickung unterschiedlicher fachwissenschaftlicher Perspektiven, der Verknüpfung verschiedener Maßstabsebenen und in seiner fächerverbindenden Struktur (vgl. Flath & Duda 2015). Auf diese Weise kann insbesondere die Einbettung des individuellen Ernährungsverhaltens in globale Zusammenhänge der Nahrungsmittelproduktion und –distribution thematisiert werden. Dieses Wissen ermöglicht die Reflexion darüber, wie Individuen über ihr eigenes Konsumverhalten oder über ihr politisches Wirken zu einer nachhaltigen Entwicklung im globalen Ernährungssystem beitragen können, und trägt damit wesentlichen Elementen einer Gestaltungskompetenz (de Haan 2007) für nachhaltige Entwicklung Rechnung.

Vermittlungskonzepte, die auf solche Zusammenhänge zwischen dem individuellen Alltagshandeln mit überregionalen und globalen ökologischen und sozioökonomischen Dimensionen beim Thema Ernährung abzielen, legitimieren sich fachdidaktisch nicht allein durch ihre Zielsetzung, sondern haben auch immer

zu klären, inwieweit sie den Denkwelten ihrer Adressaten gerecht werden. Zu fragen ist daher, ob Schülerinnen und Schüler tatsächlich solche Zusammenhänge erkennen und wie sie sich diese konkret vorstellen. Stellen diese Zusammenhänge aus Schülersicht Selbstverständlichkeiten beim Reflektieren des eigenen Ernährungsverhaltens dar oder sind sie eher die Ausnahme und weisen damit auf Lernschwierigkeiten hin, die entsprechend einer umsichtigen Vermittlung bedürfen?

Mit dem Modell der Didaktischen Rekonstruktion (Kattmann et al. 1997) liegt ein in der deutschsprachigen Fachdidaktik sehr verbreitetes Modell vor, mit Hilfe dessen Unterrichtsleitlinien und konkrete Unterrichtskonzepte unter Berücksichtigung der Denkwelten der Lernenden entwickelt werden. Die Didaktische Rekonstruktion umfasst dabei die folgenden Forschungsschritte (Abb. 1):

1. Die **fachliche Klärung** dient der Auseinandersetzung mit dem Sachgehalt des jeweiligen wissenschaftlichen Gegenstandes aus einer Vermittlungsperspektive. In diesem Schritt wird die Thematik genauer bestimmt und bzgl. ihrer Inhalte strukturiert.
2. Die **Erhebung von Lernerperspektiven** dient dazu, die Alltagsvorstellungen der Lernenden bzgl. eines bestimmten fachlichen Gegenstandes zu erfassen. Hierbei werden die Vorstellungen von Schülerinnen und Schülern erhoben.
3. Die **didaktische Strukturierung** schließlich dient dazu, die beiden vorherigen Arbeitsschritte miteinander in Beziehung zu setzen. Dieser letzte Schritt zielt darauf ab, grundlegende Leitlinien zur Gestaltung von lernförderlichen Lehr-Lern-Situationen zu bestimmten Fachthemen aufzuzeigen und zu entwickeln.

Im hier vorliegenden Beitrag werden im Sinne einer fachlichen Klärung in Abschnitt (2) aktuelle Entwicklungen der Ernährungsgeographie skizziert und mit Unterrichtsvorschlägen der vergangenen Jahre (2005-2016) zur Vermittlung des Themas „nachhaltige Ernährung“ in geographiedidaktischen Unterrichtszeitschriften verglichen. Basierend auf diesem Vergleich werden aus einer fachwissenschaftlichen Perspektive Empfehlungen an den Unterricht dieses Themas diskutiert. In Abschnitt (3) folgt dann die Erfassung der Lernerperspektive. Dazu werden empirische Befunde vorgestellt, wie Schülerinnen und Schüler sich Zusammenhänge zwischen ihrem individuellen Ernährungsverhalten und globalen ökologischen und sozioökonomischen Aspekten vorstellen. In Abschnitt (4) sind dann der Idee der didaktischen Strukturierung entsprechend die beiden vorhergegangenen Analyseschritte zusammengeführt, um grundlegende Ideen und Leitlinien für die zukünftige Vermittlung des Themas „nachhaltige Ernährung“ im Geographieunterricht zu entwickeln.

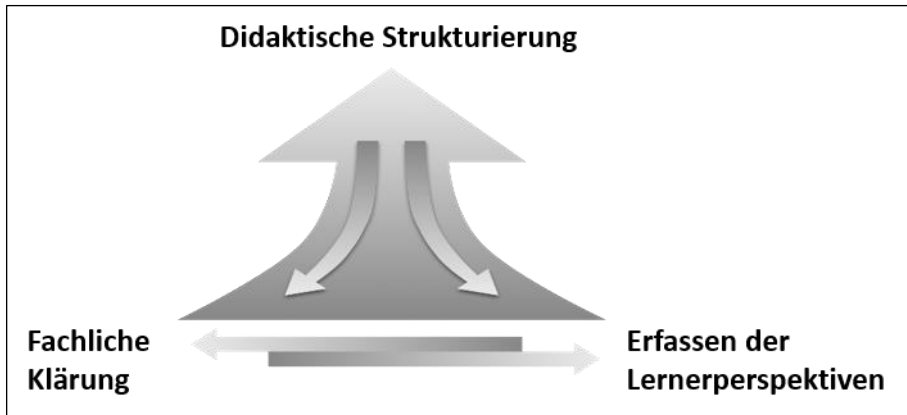


Abb. 1: Modell der Didaktischen Rekonstruktion (nach Kattmann et al. 1997)

Fachliche Klärung: Bestimmung des Gegenstandes

Insgesamt haben die ernährungsgeographischen Themen und die dabei betrachteten Räume in den letzten Jahren eine deutliche Ausweitung erfahren. In den in Abschnitt (3) angeführten Interviewauszügen spiegeln sich zahlreiche Themenfelder wider, die im Zuge der derzeit forciert betriebenen sogenannten Agri-Food-Studies (vgl. Reiher & Sippel 2015, 14) auch Untersuchungsgegenstand der „Geographie der Ernährung“ sind. Hierbei lassen sich drei große Bereiche ausweisen: 1) „Ernährungssicherheit“, 2) „Nahrungsmittelsicherheit“ sowie 3) „Ernährungssouveränität“.

Ernährungssicherheit (engl. food security) ist ein wissenschaftlicher Begriff und bezeichnet laut FAO (2003) den Zustand eines Haushaltes oder einer Gesellschaft, wenn alle Menschen zu jeder Zeit physischen, sozialen und ökonomischen Zugang zu genügend, sicherer und nährstoffreicher Nahrung haben und die diätischen Bedürfnisse sowie die Präferenzen für ein gesundes und aktives Leben sichergestellt werden können. Der Begriff spricht mindestens vier Dimensionen von Ernährungssystemen an (von Braun 2015, 21): Die Verfügbarkeit ausreichender Mengen an Nahrungsmitteln in Anbetracht der steigenden Weltbevölkerung, knapper werdender Agrarflächen, Investitionen in Infrastruktur und technischer Innovationen; der physische und monetäre Zugang zu Nahrungsmitteln vor dem Hintergrund volatiler Verbraucherpreise und mittelfristiger Dynamiken auf dem Arbeitsmarkt; die physiologische Verwendbarkeit von Nahrungsmitteln im Kontext komplexer Zulieferketten sowie unterschiedlicher Qualitäts- und Sicherheitsstandards; und die Stabilität von Ernährungssystemen, die sich sowohl auf politische und institutionelle Rahmenbedingungen, als auch auf naturräumliche Zyklen und Extremereignisse bezieht.

Nahrungsmittelsicherheit (engl. food safety) (auch Nahrungsmittelhygiene) ist ein technischer Ausdruck unter dem alle praktischen und institutionellen Maßnahmen gefasst werden um sicherzustellen, dass Nahrungsmittel für Menschen verzehrbar sind und von ihnen keine gesundheitsgefährdenden Wirkungen ausgehen. Auf internationaler Ebene wird die Lebensmittelhygiene mittels des Codex Alimentarius (CA) geregelt (FAO/WHO 2016). Dieser stellt eine Sammlung von Normen dar, die erstmal 1963 von FAO und WHO herausgegeben und von allen Mitgliedern der Codex Alimentarius Kommission (CAK) als bindend akzeptiert wurden. Aktuell gehören der CAK 187 Nationalstaaten und die Europäische Union an. Neben der Umsetzung von HACCP-Konzepten (engl. hazard analysis and critical control points) zur Gefahrenanalyse an kritischen Lenkungspunkten enthält der CA auch produktspezifische Standards, die Festlegungen über Herstellungsverfahren treffen, mikrobiologische Risiken benennen und die Kennzeichnung der Ware zur Information der Endverbraucher regeln. Der CA weist zwar formal keine Rechtsverbindlichkeit auf, hat aber insbesondere mit der Gründung der WTO an Bedeutung hinzugewonnen, da die gesetzten Standards als Entscheidungshilfe in Handelsstreitigkeiten herangezogen werden.

Ernährungssouveränität (engl. food sovereignty) wird als politisches Konzept verstanden, das anlässlich der Welternährungskonferenz 1996 von der internationalen Kleinbauern- und Landarbeiterbewegung *Via Campesina* geprägt wurde. Er bezeichnet das Recht aller Völker auf gesunde und kulturell angemessene Nahrung, die durch ökologisch fundierte und nachhaltige Methoden produziert wird, und ihr Recht, ihre eigenen Ernährungs- und Landwirtschaftssysteme zu definieren. An Stelle von Forderungen seitens international agierender Unternehmen sollen die Interessen kleinbäuerlicher Betriebe ins Zentrum nationaler sowie internationaler Ernährungs- und Landwirtschaftspolitik gerückt werden (vgl. Forum for Food Sovereignty 2007). Laut der Erklärung von Nyéléni, welche im Rahmen des ersten Weltforums für Ernährungssouveränität verfasst wurde, soll Selbstversorgung und regionaler Handel Vorrang vor Exportwirtschaft und Welthandel haben. Des Weiteren werden Landreformen, das Recht auf Nahrung, die Ablehnung des Einsatzes von Gentechnik in der Landwirtschaft und der Schutz von Kleinbauern vor billigen Importen eingefordert.

Methodik

Vor diesem Hintergrund wurde im Rahmen einer explorativen Inhaltsanalyse geprüft, inwieweit aktuelle Entwicklungen in der Forschung bereits Eingang in die Konzeption geographischer Unterrichtsmaterialien gefunden haben. Grundlage der Untersuchung bildeten die Jahrgänge 2005 bis 2016 der fachdidaktischen Zeitschriften „Praxis Geographie“, „Geographie aktuell und Schule“ (bis 2014: Geographie und Schule) sowie „geographie heute“. Die Ausgaben wurden auf Beiträge gesichtet, die dem Themenfeld „Ernährung“ zuzuordnen sind. Die Inhaltsanalyse lässt sich dabei in einen quantitativ- und einen qualitativ-

orientierten Arbeitsschritt unterteilen (vgl. Mattissek et al. 2013). Im Rahmen der quantitativen Analyse wurde geklärt, mit welcher Beitragsanzahl ernährungsgeographische Aspekte überhaupt in den genannten Zeitschriften behandelt wurden. Gegenstand der qualitativen Betrachtung war die Frage, welche Inhalte und welche Weltregionen dabei im Fokus standen.

Ergebnisse

Insgesamt erschienen in den ausgewählten Zeitschriften während des genannten Zeitrahmens 173 aus ernährungsgeographischer Perspektive relevante Beiträge; davon 116 in der Praxis Geographie, 33 in der geographie heute und 24 in der Geographie aktuell und Schule. Diese Aufsätze wurden zunächst in ein deduktiv entwickeltes Kategorienschema einsortiert, welches sich an den in den Agri-Food-Studies etablierten Dimensionen von Nahrungsversorgungssystemen (engl. food systems) orientiert (in Anlehnung an Ericksen et al. 2010). 1) Die Produktion umfasst alle Aktivitäten, die für die Herstellung von Lebensmitteln bedeutsam sind, von der Erlangung der Inputs (z.B. Saatgut, Dünger, Arbeitskräfte) über die Kultivierung bis zur Ernte. Auch Landnutzungskonflikte und Fragen der Tragfähigkeit wurden dieser Kategorie zugeordnet. 2) Verarbeitung und Handel beinhalten alle Formen der Transformation von Lebensmitteln (z.B. Haltbarmachung) sowie den Verkauf und Transport der Produkte vom Produzenten an den Einzelhandel. Der Schwerpunkt der gesichteten Beiträge lag hierbei auf dem Thema Welthandel. 3) Zugang und Konsum beschreiben alle Aktivitäten, die den Verzehr von Nahrungsmitteln betreffen wie z.B. Preise, Ernährungsgewohnheiten oder religiöse Vorgaben. Ernährungssicherheit gehört zu den klassischen, Ernährungssouveränität dagegen zu den jüngeren Themen dieser Kategorie. 4) Entsorgung und Ökologie schließlich beziehen sich auf das „Wegwerfverhalten“ der Bevölkerung sowie auf die ökologischen Konsequenzen vorherrschender Ernährungsgewohnheiten.

Die entstandene Matrix wurde im Anschluss um zwei weitere Dimensionen erweitert: 1) Als alternativ bezeichnet wurden all diejenigen Beiträge, die sich in besonderem Maße mit Fragen der Nachhaltigkeit beschäftigen (z.B. Ökolandbau, Regionalprodukte, solidarische Landwirtschaft, Fair Trade). Alle übrigen Beiträge wurden als konventionell angesprochen. 2) Mit den Begriffen Globaler Norden (OECD Länder), Globaler Süden (alle übrigen Länder; vgl. Abb. 2) und Nord-Süd-Beziehungen wurden die berücksichtigten Beiträge schließlich in räumlicher Hinsicht unterteilt.



Abb. 2: Basar in Dhaka/Bangladesch (Foto: Markus Keck)

Hinsichtlich der inhaltlichen Dimensionen zeigt sich eine sehr deutliche Fokussierung auf die Produktion (Tab. 1). Die Bereiche Verarbeitung und Handel sowie Entsorgung und Ökologie fallen bereits merklich in ihrer Bedeutung ab. Insbesondere das in jüngster Zeit verstärkt diskutierte Themenfeld Zugang und Konsum findet eine vergleichsweise geringe Betrachtung. Ähnliches gilt für die Ausprägungen konventionell und alternativ: Insgesamt sind alternative Formen der Nahrungsversorgung in allen Kategorien sichtlich geringer vertreten. Zieht man also den gegenwärtigen Stand der fachwissenschaftlichen Betrachtung ernährungsgeographischer Themen als Maßstab heran, so offenbart sich der Bedarf einer nachholenden fachdidaktischen Aufbereitung. In den ausgewählten Zeitschriften dominieren nach wie vor eher klassische (agrar-geographische) Themen (z.B. Ernährungssicherheit, Tragfähigkeit, Betriebsformen). Gleichwohl ist anzumerken, dass „innovative“ Themen (z.B. Urban Gardening, Solidarische Landwirtschaft, Fair Trade) über alle Kategorien hinweg vor allem in den jüngeren Ausgaben aufgegriffen werden und sich somit bereits heute eine Aufweitung abzeichnet (vgl. das Themenheft „Wir als Konsumenten“ der Praxis Geographie - Ausgabe 1/2017).

Tab. 1: Ergebnisse der Inhaltsanalyse

	Produktion & Input	Verarbeitung & Handel	Zugang & Konsum	Entsorgung & Ökologie	Gesamt
Konventionell	66	35	15	22	138
Alternativ	19	5	3	8	35
Gesamt	85	40	18	30	173
Globaler Norden	57	5	3	12	77
Globaler Süden	15	11	10	9	45
Nord/Süd Bez.	13	24	5	9	51
Gesamt	85	40	18	30	173

Bezüglich der regionalen Ausrichtung zeigt sich zwar die Dominanz von Themen aus dem Globalen Norden, allerdings sind Fallbeispiele aus dem Globalen Süden und auch zu Nord-Süd-Beziehungen durchaus keine Seltenheit. Bei letzteren nimmt das Thema „Welthandel“ einen großen Stellenwert ein, während ansonsten erneut der Schwerpunkt Produktion vorherrschend ist. Allerdings ist dieses Übergewicht im Fall des Globalen Südens weitaus geringer ausgeprägt als bei den Beispielen aus dem Globalen Norden. Die Verschneidung der inhaltlichen mit der regionalen Dimension verdeutlicht schließlich, dass alternative Formen der Nahrungsversorgung vorrangig im Globalen Norden angesetzt werden, während sich die Beispiele aus dem Globalen Süden eher um existenzielle Fragen der Grundversorgung der Bevölkerung drehen.

Insgesamt zeigt sich, dass die Aufsätze in den betrachteten fachdidaktischen Zeitschriften die in den Bildungsstandards sowie Kerncurricula (vgl. Deutsche Gesellschaft für Geographie 2014, 12 sowie z.B. Niedersächsisches Kultusministerium 2015, 20ff.) genannten „klassischen“ ernährungsgeographischen Themenfelder durchaus widerspiegeln und mit Themen wie „sichere Lebensmittel“, „Finanzspekulation mit Lebensmitteln“ oder „Macht von Agrarkonzernen“ sogar darüber hinaus gehen. Ausbaubedarf besteht aus fachwissenschaftlicher Perspektive insbesondere in den Feldern „Konsumgewohnheiten“ und „Nachhaltigkeit“. Beide Themenfelder sollten auch dafür genutzt werden, um althergebrachte Dichotomien zwischen dem Globalen Süden (Stichwort „Existenzsicherung“) und dem Globalen Norden (Stichwort „alternative Ernährungsweise“) aufzusprennen.

Erfassung von Lernerperspektiven: Das Thema „Ernährung“ aus Sicht von Schülerinnen und Schülern

Die Vorstellungen von Lernenden zu einem Thema bilden die Ausgangspunkte für weitere Lernprozesse, die in Richtung von fachwissenschaftlichem Denken führen sollen. Erst die Kenntnis beider Vorstellungs- und Denkwelten ermöglicht die theoriegeleitete und evidenzbasierte Entwicklung von Lernangeboten. Im Rahmen der von der Deutschen Bundesstiftung Umwelt geförderten Forschungsarbeit „Nachhaltige Ernährung verstehen – Ein Beitrag zur didaktischen Rekonstruktion der Bildung für nachhaltige Entwicklung“ (Gralher 2015) sind die ernährungsbezogenen Konzepte und Orientierungen von Schülerinnen und Schülern auf der Grundlage von empirisch erhobenen Aussagen rekonstruiert und zu einer Ernährungsdenkwelt verallgemeinert worden. In diesem Beitrag werden die Aspekte der Vorstellungs- und Denkwelten von Schülerinnen und Schülern zum Thema Ernährung vorgestellt, die sich auf das Thema „nachhaltige Ernährung aus geographischer Perspektive“ beziehen.

Dazu werden folgende Leitfragen gestellt:

1. Welche Zusammenhänge zwischen der individuellen Ebene und der sozioökonomischen und ökologischen Ebene konstruieren die Schülerinnen und Schüler?
2. Welche konkreten Vorstellungen über diese Zusammenhänge konstruieren die Schülerinnen und Schüler?
3. In wie weit orientiert sich ihr Ernährungsverhalten an Kriterien auf der sozioökonomischen und ökologischen Ebene?

Methodik

Da Bildung für nachhaltige Entwicklung den Anspruch einer Bildung für alle umfasst, sollte eine möglichst große Spannbreite an Konzepten und Orientierungen für die Rekonstruktion einer Ernährungsdenkwelt von Lernenden berücksichtigt werden, sodass die Ergebnisse auf verschiedene Lerngruppen übertragbar sind (Merkens 2008, 291; Rosenthal 2008, 74f.). Aus diesem Grund wurden Leitfadeninterviews mit Schülerinnen und Schülern aus niedersächsischen Förderschulen mit dem Förderschwerpunkt Lernen und Gymnasien geführt. Die Schülerinnen und Schüler verfügten dabei über unterschiedliche Ernährungsgewohnheiten und -vorlieben (Mischköstler, Fleisch-Liebhaber, Vegetarier und Fastfood-Freunde). Die Schülerinnen und Schüler waren zum Zeitpunkt der Befragung zwischen 14 und 20 Jahre alt. Insgesamt wurden im Sommer 2009 in acht Einzel-, Partner- oder Dreier-Interviews 15 Schülerinnen und Schüler befragt, deren Aussagen in die Analyse eingeflossen sind. Neun Schülerinnen und Schüler waren in der Stadt, sechs auf dem Land aufgewachsen; sieben Schülerinnen und Schüler waren muslimisch, vier evangelisch, zwei katholisch und

zwei atheistisch. Sieben Schülerinnen und Schüler besuchten ein Gymnasium, acht eine Förderschule.

Einstiegsfrage

Zu Beginn möchte ich gern von euch wissen: Welche Bedeutung hat trinken und essen eigentlich für euch? Erzählt doch mal, was euch im Hinblick auf Ernährung wichtig ist.

Richtige/Falsche Ernährung

(...)

Lebensmittel (Auswahl, Präferenzen, Ernährungs- und Kaufgewohnheiten...)

(...)

- Produktion/Transport von Lebensmitteln

Ich habe jetzt noch mal eine andere Frage, du hast mir erzählt, du bekommst ... im Ort X. Aber was meinst du, wie kommt das dort hin? Wo wird ... produziert?

Auswirkungen des Ernährungsverhaltens (global/lokal/intergenerationell)

- Ein Mädchen, das ich auch zum Thema Ernährung befragen wollte, hat gesagt: „Was ich esse, geht nur mich selbst etwas an.“ Was meint ihr dazu?

- Sicher wisst ihr, dass es auf der Erde viele Regionen gibt, in denen Menschen nicht genug zu essen haben und an Hunger leiden. - Was meinst du dazu? - Wenn Hilfe durch Industrieländer thematisiert wird: Meinst du, du könntest etwas dazu beitragen? Wie würdest du das machen?

Abbildungen (verschiedene Siegel, darunter fair trade und Bio)

Nun habe ich hier noch ein paar Abbildungen. Mich interessiert, ob ihr diese Abbildungen kennt und was ihr mit ihnen verbindet. Erzählt doch mal.

(...)

Textbox: Auszüge aus dem Interviewleitfaden

Der Interviewleitfaden war so aufgebaut, dass die Schülerinnen und Schüler anfangs sehr offen über ihre Vorstellungen zu „richtiger“ und „falscher“ Ernährung sowie zu ihren Essenspräferenzen und deren Begründungen befragt wurden, um so analysieren zu können, ob sie von sich aus globale Zusammenhänge ihrer Ernährung nennen. Im späteren Verlauf wurden dann solche Zusammenhänge als Stimuli genannt (siehe Textbox). Die Interviews wurden digital aufgezeichnet und nach dem methodisch kontrollierten Verfahren der qualitativen Inhaltsanalyse (Gropengießer 2008; Mayring & Gläser-Zikuda 2008) schrittweise aufbereitet und ausgewertet (vgl. Gralher 2015). In der Auswertung wurden die Aussagen der Lernenden zunächst zu thematischen Komplexen zusammengefasst. Dieser Schritt wird als induktive Kategorienbildung mittels einer zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse bezeichnet (vgl. Mayring 2008). Die so rekonstruierten Kategorien bilden gleichsam die Struktur der Ernährungsdenkwelten der Schülerinnen und Schüler ab. Sie sind zusammen

mit den jeweils zugrunde liegenden Schülerzitate aufgelistet in Gralher (2015, 125-133).

Es ist anzunehmen, dass die befragten Schülerinnen und Schüler in einem ersten Zugang zum Thema Ernährung solche Zusammenhänge herstellen, die für sie in besonderem Maße auf der Hand liegen. Dies können Zusammenhänge sein, denen im Ernährungsalltag der Befragten eine vordergründige Relevanz zukommt oder die ihnen besonders wichtig erscheinen. Eine andere Begründung für die spontane Herstellung der entsprechenden Zusammenhänge ist das Bestreben, angenommenen sozialen Erwünschtheiten (Bortz & Döring 2006) zu entsprechen. Die Schülerinnen und Schüler könnten gerade zu Beginn des Interviews Ernährung in solche Kontexte stellen, von denen sie annehmen, dass sie gesellschaftlich akzeptiert sind und insbesondere von dem Interviewer positiv bewertet werden. Auch durch sorgfältige Vorkehrungen kann dieser Effekt nicht gänzlich ausgeschlossen werden, so dass sehr wahrscheinlich eine Kombination beider Möglichkeiten in den Interviews wirksam wurde. Entscheidend für die Untersuchung war jedoch, dass die genannten Zusammenhänge als Bestandteile der Ernährungsdenkwelten der Lernenden rekonstruiert werden konnten, die Schülerinnen und Schüler also Ernährung in diesen Zusammenhängen wahrnehmen. Es wird angenommen, dass solche Zusammenhänge, die sie bereits auf einen offenen Einstiegsimpuls äußern, für die Schülerinnen und Schüler näherliegen als diejenigen, auf die sie erst im Verlauf des Gesprächs und infolge der Interaktionen mit dem Interviewer oder einem weiteren Interviewpartner eingehen. Aus diesem Grund wurden die Intervieweinstiege und die nachfolgenden Interviewfragen (siehe Textbox) gesondert betrachtet.

Rekonstruierte Zusammenhänge

Die Abbildung 3 gibt einen Überblick über die Kategorien, welche basierend auf den Intervieweinstiegen rekonstruiert worden sind. Außerdem geben die Pfeile an, welche Beziehungen zwischen den Kategorien von Schülerinnen und Schülern wahrgenommen werden. Es fällt auf, dass die Themenkreise, mit denen Schülerinnen und Schüler Ernährung, Essen und Trinken in einem ersten Zugang in Verbindung bringen, fast ausschließlich unmittelbar das Individuum betreffen.¹ Zudem werden zu Beginn der Interviews von den Lernenden kaum Relationen zwischen den Kategorien bezeichnet (Abb. 3).

Die Analyseergebnisse auf der Grundlage der vollen Interviewlängen sind in Abbildung 4 dargestellt. Die Kategorie „Zugang zu Nahrung“ ist von Schülerseite her nicht in das Gespräch eingebracht worden, sondern wurde erst durch einen

¹ Der von einer Schülerin thematisierte Zusammenhang von Ernährung und Religion wird auf der Grenzlinie zwischen den Bereichen »Individuum« und »Wirtschaft & Gesellschaft« angesiedelt. Ihre Wahrnehmung von Religion als Teil ihrer Identität, aber auch die innerhalb einer Religionsgemeinschaft getroffenen Regelungen zur Ausübung von Religion rechtfertigen eine Einordnung in beide Bereiche.

direkten Impuls des Interviewleiters als Bestandteil der Ernährungsdenkwelten der Schülerinnen und Schüler zugänglich. Die Abbildung lässt erkennen, dass die Befragten im Verlaufe der Interviews weitere Relationen in den Blick nehmen, die auch über den Bereich des Individuums hinausreichen. Ein genauerer Blick offenbart allerdings, dass die meisten rekonstruierten Relationen lediglich in den Denkwelten von einem, zwei oder drei Schülerinnen und Schülern auftauchen. Folglich sind die Ernährungsdenkwelten der einzelnen Schülerinnen und Schüler durch weit weniger Beziehungen zwischen den Kategorien strukturiert und weisen somit kaum Systemcharakter auf.

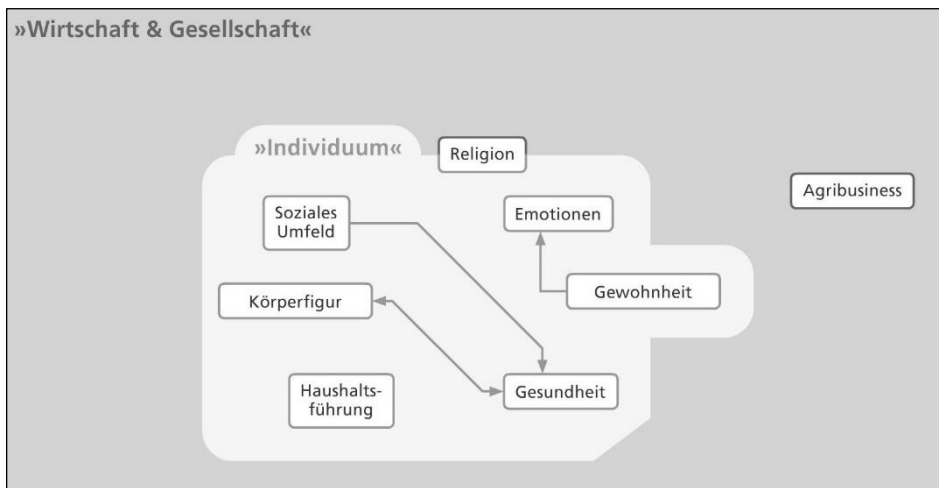


Abb. 3: Bereiche und Relationen, die Schülerinnen und Schüler in einem ersten Zugang zum Thema Ernährung beschreiben (kumulierte Darstellung für die 15 befragten Schülerinnen und Schüler – die Pfeile sind zu lesen als „wirkt sich aus auf“ bzw. „wirken sich aus auf“.)

Zusammenfassend ergibt sich hinsichtlich der Zusammenhänge, in welche Schülerinnen und Schüler das Thema Ernährung stellen, das folgende Bild: Ein Schüler der Untersuchungsgruppe ordnet Ernährung ausschließlich in Zusammenhänge ein, die unmittelbar das Individuum betreffen. Elf Lernende stellen Ernährung in individuelle, wirtschaftliche und gesellschaftliche Zusammenhänge. Drei Schülerinnen und Schüler bringen Ernährung mit dem Individuum, der Wirtschaft, der Gesellschaft und der Ökosphäre in einen Zusammenhang. Allen befragten Schülerinnen und Schülern liegt das Nachdenken über Ernährung aus der Perspektive des Individuums am nächsten.

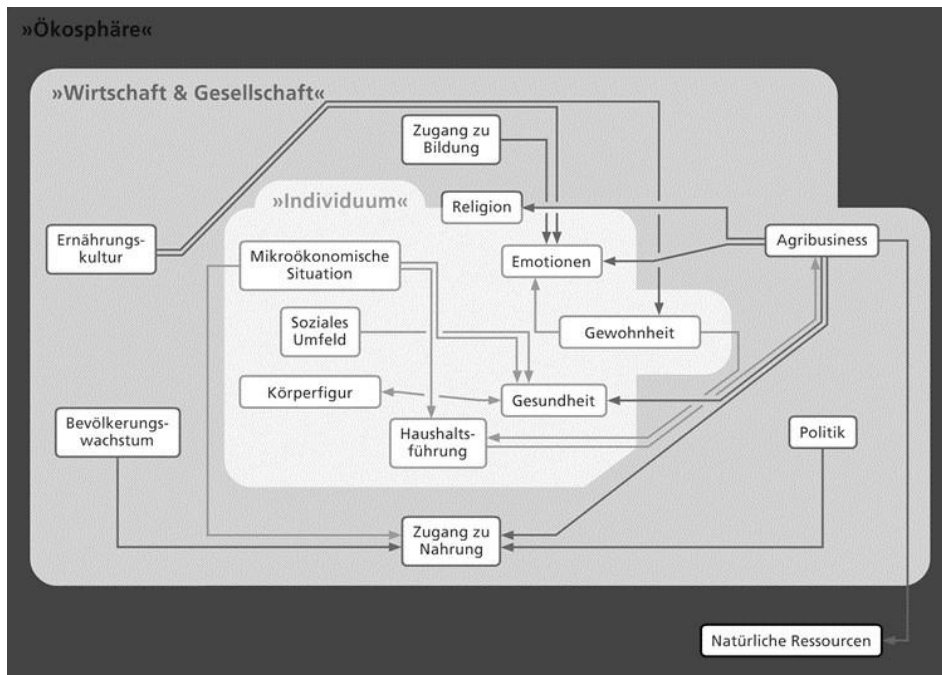


Abb. 4: Bereiche, Kategorien und Relationen der Ernährungsdenkwelten von Schülerinnen und Schülern (kumulierte Darstellung für die 15 befragten Schülerinnen und Schüler – die Pfeile sind zu lesen als „wirkt sich aus auf“ bzw. „wirken sich aus auf“.)

Schülervorstellungen über ausgewählte Zusammenhänge

Aufgrund ihrer Bedeutung für den Geographieunterricht werden die das Verständnis leitenden Kerngedanken der Schülerinnen und Schüler innerhalb der Kategorien Bevölkerungswachstum, Zugang zu Nahrung und Natürliche Ressourcen näher vorgestellt. Besonders anschauliche Aussagen werden als Ankerbeispiele angeführt.

Zusammenhang von Ernährung und Bevölkerungswachstum

Der Zusammenhang von Ernährung und dem Wachstum der Weltbevölkerung kann lediglich in einer Aussage von Bibi rekonstruiert werden. Sie weist hier auf die Problematik der Ernährung einer wachsenden Weltbevölkerung hin, die mit den vorhandenen Anbauflächen nicht gewährleistet werden könne. Sie sieht Projekte zur „*künstliche[n]*“ Erweiterung der Anbau- und Erzeugungsf lächen als Lösungsbeitrag, da sie davon ausgeht, dass auf der Erde nicht genügend Anbauflächen zur Verfügung stehen.

„Die neuste Idee ist ja, so Glastürme zu bauen, wo dann so verschiedene Ebenen reinkommen, die mit Mutterboden (Erde) aufgefüllt werden, wo dann irgendwie so

Luftklappen sein sollen. Und wo dann wie in so Hochhäusern Pflanzen gezüchtet werden sollen. [...] Keine Abnung, auch meterhoch in den Himmel. Um einfach den Platz zu haben, weil man den auf der Erde nicht hat. Und weil es immer mehr Leute werden.“ (Bibi, 20 Jahre)

Tab. 2: Verallgemeinerte Konzepte von Schülerinnen und Schülern zum Zusammenhang von Ernährung und Bevölkerungswachstum

Verallgemeinerte Konzepte zum Zusammenhang von Ernährung und Bevölkerungswachstum	
Bevölkerungswachstum verringert Verfügbarkeit von Nahrung.	Bibi

Zusammenhang von Ernährung und dem Zugang zu Nahrung

Auf die globale Hungerproblematik angesprochen, denken die Schülerinnen und Schüler der Untersuchungsgruppe über Ursachen eines unzureichenden Nahrungszugangs und Maßnahmen zur Verbesserung der weltweiten Nahrungsvfügbarkeit nach. In erster Linie werden verschiedene Formen von Spenden als Mittel genannt, um den hungernden Menschen zu helfen. Dabei werden Nahrungsmittel- und Geldspenden, aber auch Kleider- und Blutspenden angeführt. Zu der Dauer dieser Form der Hilfen äußern sich die Lernenden nicht direkt. Allerdings deuten Aussagen, die sich auf die in Deutschland produzierten Lebensmittelüberschüsse als Hilfslieferungen beziehen, auf Vorstellungen zu regelmäßigen Spenden hin. Die Idee der Nahrungsmittel- und Geldspende impliziert auch, dass eigentlich genügend Nahrung vorhanden sei, jedoch ein Verteilungsproblem vorliege. In Jennys Aussage wird deutlich, dass sie einen ungenügenden Zugang zu Nahrung auf Armut zurückführt. Letztlich implizieren auch die Äußerungen zu den Geldspenden als Mittel gegen den Hunger diesen Kausalzusammenhang.

„Außerdem wird ja auch zu viel produziert. Wird das weggeschmissen oder nicht? Dann könnte man das rüberschicken. Ansonsten gibt es im Fernsehen solche Spendenaktionen, aber ich weiß nicht, ob die irgendetwas tangen. Also zum Beispiel für Häuser oder für Wohnungen für die Menschen dort oder für Essen. Ich weiß es nicht genau. Man weiß halt nicht, was da im Hintergrund passiert.“ (Julia, 17 Jahre)

„Ich glaube, das Einzige sind Spenden für die [Hunger leidenden Menschen]. Die leiden ja meistens Hunger, jetzt zum Beispiel in Afrika, weil die [...] sich das Saatgut nicht leisten können. Das geht ja eigentlich alles auf das Geld zurück [...]. Eigentlich haben sie nie richtig Geld dazu, irgendetwas anzubauen oder eben sich selbst zu ernähren. [Mit den Spenden könnten sie] sich Düngemittel und Saatgut kaufen und dadurch dann vielleicht besser anbauen oder auch mit dem Geld etwas kaufen. Lebensmittel für sich.“ (Jenny, 17 Jahre)

Neben den Spenden wird eine Art Aufbauhilfe beschrieben, die sich einerseits auf die Erschaffung einer technischen Infrastruktur und andererseits auf Unterstützung im landwirtschaftlichen Sektor bezieht.

„[...] wenn man eben möglichst viel durch diese Gentechnik auch produzieren könnte. Dass dann auch für alle Regionen der Welt genügend vorhanden sein könnte an Lebensmitteln. Dass man die Pflanzen den Bodenverhältnissen in Afrika, in solchen Regionen so anpasst, so manipuliert, dass die da auch angebaut werden können.“ (Oy, 17 Jahre)

Habibe (17 Jahre) erklärt auf der Grundlage der Erfahrungen in ihrer Heimat, dem Kosovo, einen eingeschränkten Zugang zu Nahrung in kriegerischen Konflikten. Dass politische Machtverhältnisse ebenfalls Einfluss auf den Zugang zu Nahrung haben, erläutert Bibi an einem Beispiel (vgl. in Abb. 4 Politik → Zugang zu Nahrung).

„Und es gibt jetzt noch irgendeine andere Idee von der EU. Ach ja, genau, die haben jetzt Fördergelder, glaube ich, sicher gestellt, um eben die regionalen Wirtschaften und die regionalen Anbau..., na jedenfalls die ärmeren Länder da zu unterstützen. Dass die selber für sich sorgen können (...). Aber das geht jetzt wohl auch irgendwie nicht, weil die USA dann wirtschaftlich sehr einbrechen würden. Und ich weiß auch nicht, ob das dann klappt, also weil die USA stehen eben einfach für die Macht. Wenn die was nicht wollen, dann geht das halt auch nicht.“ (Bibi, 20 Jahre)

Die Verwendung von Düngemitteln („den Boden irgendwie fruchtbar machen mit Dünger“, Jenny, 17 Jahre) wird als Stellschraube für einen verbesserten Ernteertrag in den Entwicklungsländern genannt. Auch Erkenntnisse aus der Forschung und technologische Innovationen werden von einzelnen Schülerinnen und Schülern als Möglichkeit zur Bekämpfung von Hunger angeführt. Den Aspekt der so genannten Veredelungsverluste durch die Erzeugung tierischer Produkte und die damit verbundene Verschlechterung des weltweiten Nahrungsangebotes bringt Charlotte (17 Jahre) in das Gespräch ein.

„[...] um ein Kilo Fleisch herzustellen, braucht man vier Kilo Weizen. [...] Man müsste wirklich versuchen, den Fleischkonsum irgendwie zurückzuschrauben, damit die Kühe den Leuten in Afrika nicht das Essen wegessen, drastisch ausgedrückt.“ (Charlotte, 17 Jahre)

Damit verweist Charlotte auch auf den Einfluss des Verbrauchers, der durch sein Ernährungsverhalten auf die weltweite Verteilung der Nahrungsmittel einwirke.

Nicht alle Schülerinnen und Schüler äußern Ideen dazu, wie Änderungen in der Welthungerproblematik durch einen ganz persönlichen Einsatz erfolgen könnten. Einige meinen jedoch, sie könnten zwar jetzt noch nicht zu einer Veränderung der Situation beitragen, aber, wenn sie „volljährig“ (Christian, 14 Jahre) seien. Dann sehen sie neben Spenden auch in aktiven Hilfen wie „Spenden sammeln“ (Tom, 15 Jahre) oder „da hinfahren“ (Tom, 15 Jahre, Julia, 17 Jahre) Möglichkeiten des persönlichen Einsatzes. Daneben wird auch das Engagement in Hilfsorganisationen wie „Ärzte ohne Grenzen“ (Charlotte, 17 Jahre) angeführt. Gedankliche Konzepte zum Zusammenhang des eigenen Ernährungsverhaltens

und der weltweiten Nahrungsverfügbarkeit konnten auf der Basis der Aussagen für die anderen befragten Schülerinnen und Schüler nicht rekonstruiert werden.

Tab. 3: Verallgemeinerte Konzepte von Schülerinnen und Schülern zum Zusammenhang von Ernährung und dem Zugang zu Nahrung

Verallgemeinerte Konzepte zum Zusammenhang von Ernährung und dem Zugang zu Nahrung	
Derzeit ist Hunger auf eine ungerechte Verteilung vorhandener Nahrung zurückzuführen.	Tom; Christian; Anna-Marie; Oy; Alena; Julia; Rihanna; Habibe; Jenny
Zukünftig ist Hunger auch auf eine nicht ausreichende Produktion von Nahrung zurückzuführen.	Bibi
Armut erschwert den Zugang zu Nahrung.	Jenny; Habibe; Tom; Christian; Anna-Marie; Julia; Oy; Rihanna; Melli; Alena; Tina
Fehlende Infrastruktur erschwert den Zugang zu Nahrung.	Anna-Marie; Habibe; Melli
Kriegerische Konflikte erschweren den Zugang zu Nahrung.	Habibe
Politische Entscheidungen beeinflussen den globalen Zugang zu Nahrung.	Bibi
Die Erzeugung tierischer Produkte erschwert den weltweiten Zugang zu Nahrung.	Charlotte
Das eigene Ernährungsverhalten wirkt sich über das Agribusiness indirekt auf den globalen Zugang zu Nahrung aus.	Charlotte
(Langfristige) Lebensmittel- und Geldspenden verbessern den weltweiten Zugang zu Nahrung.	Tom; Christian; Anna-Marie; Oy; Alena; Julia; Melli; Rihanna; Jenny
Investitionen in Agrarforschung und die Nutzung neuer Technologien (Grüne Gentechnik) verbessern den weltweiten Zugang zu Nahrung.	Oy; Jenny; Bibi
Eine weltweite Ausweitung von Anbauflächen zur Verbesserung des Nahrungszugangs ist nicht möglich.	Bibi
Ein höherer Input an Dünger auf Anbauflächen in Entwicklungsländern kann den Zugang zu Nahrung erleichtern.	Habibe; Jenny
Entwicklungshilfen (Infrastruktur, landwirtschaftliche Aufbauhilfen) verbessern den weltweiten Zugang zu Nahrung.	Anna-Marie; Habibe; Bibi
Durch eigenes aktives Engagement in Hilfsaktionen kann man den weltweiten Zugang zu Nahrung verbessern.	Tom & Christian; Julia; Charlotte

Zusammenhang von Ernährung und den natürlichen Ressourcen

Eine Verbindung von Ernährung und den natürlichen Ressourcen wird von drei Schülerinnen und Schülern der Untersuchungsgruppe geschildert. In zwei Fällen steht das Geäußerte im Kontext von Bemerkungen zur „Grünen Gentechnik“. Die Schülerinnen und Schüler befürchten, dass sich der Einsatz von Gentechnik in der Landwirtschaft auf die natürlichen Ressourcen auswirken könne. So erläutert Bibi (20 Jahre), dass gentechnische Veränderungen eventuell nicht nur lokal an der Pflanze verblieben, sondern über Umweltmedien und Nahrungsnetze wanderten. Daraus könnten unzählige Kontakte und Wechselwirkungen resultieren, die nicht mehr überschaubar seien. Bibi erklärt, dass Tiere, die mit gentechnisch verändertem Pflanzenmaterial in Berührung kommen, beispielsweise Resistenzen übernehmen oder andere Veränderungen in ihrem Organismus angestoßen würden. Als weiterer Zusammenhang von Ernährung und den natürlichen Ressourcen wird in zwei Aussagen beschrieben, dass das Agribusiness natürliche Ressourcen wie Sonnenlicht und Boden als Produktionsfaktoren nutze.

„Weil es nur aus Bio gemacht worden ist. Weil manchmal wird es auch künstlich angebaut. Nicht mit den Sonnenstrahlen, sondern mit [künstlichem] Licht.“ (Habibe, 17 Jahre)

Tab. 4: Verallgemeinerte Konzepte von Schülerinnen und Schülern zum Zusammenhang von Ernährung und natürlichen Ressourcen

Verallgemeinerte Konzepte zum Zusammenhang von Ernährung und den natürlichen Ressourcen	
Der Einsatz von Gentechnik in der Landwirtschaft wirkt sich auf die natürlichen Ressourcen aus.	Bibi; Oy
Das Agribusiness nutzt natürliche Ressourcen als Produktionsfaktoren.	Habibe; Bibi

Ernährungsorientierungen

Während der Durchführung der Interviews ist aufgefallen, dass sich viele der befragten Schülerinnen und Schüler in ihren Aussagen auf bestimmte Kriterien beziehen, an denen sie ihr Ernährungsverhalten ausrichten. Diesen Kriterien kommt im Ernährungsalltag der Lernenden eine orientierende Bedeutung zu. Daher sollen diese »Ernährungsorientierungen« nachfolgend genauer betrachtet werden, wobei es gleichgültig ist, ob die Schülerinnen und Schüler diese Ausrichtung als von außen auferlegt (Sollen, Müssen) oder als inneren Motiven folgend (Wollen) beschreiben.

Anhand der Interviewaussagen der befragten Schülerinnen und Schüler konnten fünfzehn Ernährungsorientierungen rekonstruiert werden (Tab. 5 bis 7). Je nachdem wie nah oder fern das Kriterium, an dem das Ernährungsverhalten jeweils ausgerichtet wird, an der Position des Individuums angesiedelt ist, können die rekonstruierten Ernährungsorientierungen in drei Klassen unterteilt werden.

Die Ernährungsorientierung wird als egozentrisch bezeichnet, wenn das zugrunde liegende Kriterium im Individuum selbst liegt (z.B. Kompetenzen) oder seine Konsequenzen unmittelbar subjektiv wahrgenommen werden (z.B. Ausrichtung an Gesundheit, Sättigung, Körperform). Hiervon werden Ernährungsorientierungen unterschieden, die Kriterien aus dem jeweiligen individuellen Umfeld in die Bewertung mit einbeziehen. Diese zweite Gruppe wird als ethnozentrisch bezeichnet. Die dritte Form von Ernährungsorientierungen richtet sich schließlich an solchen Kriterien aus, die keinen unmittelbaren Bestandteil der jeweiligen Lebenswelt des Individuums darstellen, und wird als altruistisch bezeichnet. In den nachfolgenden Tabellen 5, 6 und 7 werden die rekonstruierten egozentrischen, ethnozentrischen und altruistischen Ernährungsorientierungen anhand von Ankerbeispielen aus den redigierten Interviewaussagen der befragten Schüler vorgestellt.

Tab. 5: Rekonstruierte egozentrische Ernährungsorientierungen mit Ankerbeispielen

Egozentrische Ernährungsorientierungen	
Ausrichtung an/am ...	Ankerbeispiele aus den redigierten Interviewaussagen
Gesundheit	„Also morgens habe ich mit Quark und Haferflocken angefangen, einfach weil ich denke, dass es gesund war.“ (Bibi, 20 Jahre)
Genuss	„Ich trinke mehr [Wasser] ohne [Kohlensäure]. Schmeckt mir besser.“ (Anna-Marie, 15 Jahre)
Sättigung	„[Die] Hauptsache [ist], ich werde satt [...].“ (Christian, 14 Jahre)
Körperform	„Bei zu viel Essen wird man zu fett. Und das will ich nicht und deshalb esse ich abends auch nichts.“ (Alena, 17 Jahre)
Aufwand	„Nudeln mit Soße. Es gibt so Gemachtes von Plus oder Penny, das kaufe ich manchmal. [Es ist] alles schon gemacht, man muss es nur rüber gießen.“ (Rihanna, 15 Jahre)
Gewohnheiten	„Man hat immer so diese Packung vor Augen. Dann steht man davor und weiß schon, welche man nehmen muss, so ungefähr.“ (Bibi, 20 Jahre)
Kompetenzen	„Wenn meine Mutter dann irgendwann mal erschöpft ist von der Arbeit und nicht kochen konnte, dann kochen wir selbst, also meine Schwester und ich. Dann kochen wir immer Nudeln, weil wir nur Nudeln kochen können.“ (Alena, 17 Jahre)
religiöser Identität	„Salami aus Lidl oder so etwas kaufen wir nicht, weil das nicht halal ist. Das ist islamisch, religiöse Gründe.“ (Habibe, 17 Jahre)
Ernährungskosten	„Und diese [Fairtrade-]Produkte sind dann auch entsprechend teurer im Supermarkt. Und deshalb würde ich jetzt, genauso wie bei dem Biosiegel auch, nicht besonders darauf achten, dass ich die kaufe, weil es einfach auch wieder eine preisliche Frage ist.“ (Oy, 17 Jahre)

Tab. 6: Rekonstruierte ethnozentrische Ernährungsorientierungen mit Ankerbeispielen

Ethnozentrische Ernährungsorientierungen	
Ausrichtung an/am ...	Ankerbeispiele aus den redigierten Interviewaussagen
kultureller Identität	„Danach trinken wir Tee. Das ist irgendwie so eine Angewohnheit, weil wir Albaner sind.“ (Habibe, 17 Jahre)
Nahrungsangebot	„Aber meistens [...] ist es spontan. Dass ich dann aussuche, oh wir haben noch einen Salat im Kühlschrank, dann machen wir einen Salat. Oder wir haben Brot, dann mache ich mir ein Brot.“ (Jenny, 17 Jahre)
unmittelbaren sozialen Umfeld	„Fleisch esse ich sehr viel wegen meines Vaters, weil mein Vater ein Fleischfreak ist. In seiner Kindheit hat er nur Fleisch gegessen. Deswegen will er, dass wir das auch so tun, damit man stark bleibt und wir Energie für die Schule haben. Dann esse ich halt öfter mal Fleisch [...].“ (Alena, 17 Jahre)
der Gesellschaft, als deren Teil man sich sieht	„Torte habe ich auch gegessen, nicht weil ich darauf Lust hatte, sondern einfach nur, weil es Torte gab und sie Geburtstag hatte.“ (Alena, 17 Jahre)

Tab. 7: Rekonstruierte altruistische Ernährungsorientierungen mit Ankerbeispielen

Altruistische Ernährungsorientierungen	
Ausrichtung an/am ...	Ankerbeispiele aus den redigierten Interviewaussagen
Wohlergehen anderer Gesellschaften	„Alle müssten Vegetarier werden, weil, um ein Kilo Fleisch herzustellen, braucht man vier Kilo Weizen. [...] Man müsste wirklich versuchen, das irgendwie zurückzuschrauben, damit die Kühe den Leuten in Afrika nicht das Essen wegessen, drastisch ausgedrückt. Ich versuche [durch vegetarische Ernährung etwas dazu beizutragen, dass die Hungerproblematik eingedämmt wird].“ (Charlotte, 17 Jahre)
Tierschutz	„[Dass ich kein Fleisch essen möchte], das hat weniger etwas mit gesundheitlichen Gründen zu tun, sondern viel mehr, dass mir das ungerecht und unnatürlich vorkommt, wie die Tiere gehalten und auch geschlachtet werden. Das hat ethische Gründe. Also damit komme ich dann einfach nicht klar. [...] Und ja, dann habe ich einfach für mich selbst entschieden, dass ich mich auch ohne Fleisch ernähren kann und das geht sehr gut seit dreieinhalb Jahren jetzt.“ (Charlotte, 17 Jahre) „Und Massentierhaltung ist ja jetzt auch nicht so der Hit. Gut, ich bin nicht so der Fleischesser. Aber ich würde auch nicht zum Vegetarier werden, nur weil wir Massentierhaltung oder konventionelle Landwirtschaft haben.“ (Bibi, 20 Jahre, diese Ausrichtung ablehnend)

Didaktische Strukturierung: Leitlinien für das Thema „Ernährung“ im Erdkundeunterricht

Welche Schlussfolgerungen ergeben sich aus den beiden zuvor skizzierten Analyseschritten und wie lassen sich beide aufeinander beziehen? Angestoßen durch das in letzter Zeit stark florierende Forschungsfeld der sogenannten Agri-Food Studies erfahren die sachbezogenen Themen für den Erdkundeunterricht eine ständige Erweiterung und inhaltliche Verlagerung. Lag der Fokus der geographischen Behandlung des Themas Ernährung klassischerweise auf Zusammenhängen in der Nahrungsproduktion und der Landwirtschaft, so treten mit Themen wie der Nahrungsmittelsicherheit oder der Ernährungssouveränität heute neue Lernfelder hinzu. Wie die Analyse von Unterrichtsvorschlägen aus den vergangenen Jahren (2005-2016) zeigt, so stellen klassische Themen jedoch nach wie vor den Schwerpunkt und damit den Kern des Themenfeldes „nachhaltige Ernährung“ im Schulunterricht dar.

Die Erhebung von Lernerperspektiven hat gezeigt, dass sich Schülerinnen und Schüler in einer ersten Annäherung an die Thematik „Ernährung“ auf ihre Erfahrungen aus der Alltagspraxis beziehen. Folglich spielen zunächst egozentrische und ethnozentrische Ernährungsorientierungen die dominante Rolle mit ihren Ausrichtungen auf Themen wie die Körperfigur, die eigene Gesundheit oder das familiäre Umfeld. Systemische Zusammenhänge und damit Themenfelder wie Tierschutz oder das Wohlergehen von Personen in anderen Gesellschaften werden in diesen ersten Annäherungen vergleichsweise wenig in die Überlegungen einbezogen. Werden Vorstellungen über solche Zusammenhänge konstruiert, können diese oft als Übertragungen von Erfahrungen zur Verfügbarkeit von Nahrung im Alltagskontext auf den globalen Kontext interpretiert werden. So wird die Nichtverfügbarkeit von Nahrung in Ländern des Globalen Südens darauf zurückgeführt, dass die gerechterweise zustehende Nahrung jemand anderes habe oder dass das Geld fehle, um Nahrung kaufen oder produzieren zu können. Darin sind Ähnlichkeiten zu Alltagskontexten der Lernenden erkennbar, in denen ihnen kurzfristig der Zugang zu bestimmten Nahrungsmitteln verwehrt wird (kein Geld, Wegnahme durch andere Personen). Daraus folgen konsequenterweise zwei mögliche Wege, wie dem Mangel an Nahrung entgegengewirkt werden kann und soll: durch das Spenden von Nahrung oder Geld. Zusätzlich wird in der Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktivität eine Möglichkeit gesehen, die Versorgung mit Nahrung zu verbessern. Politische Dimensionen des Ernährungssystems werden nur wenig reflektiert und entsprechend kaum in Beziehung zum eigenen Verhalten gesetzt. Die Beziehung „Spender (im Globalen Norden) – Spende (Nahrung, Geld) – Empfänger (im Globalen Süden)“ stellt aus Schülersicht den wesentlichen möglichen Zusammenhang zwischen der eigenen Ernährungswelt und den Ernährungswelten von Menschen in den Ländern des Globalen Südens dar.

Denkt man nun beide Ergebnisse zusammen, so wird deutlich, dass bislang eine große Lücke klafft zwischen der Art und Weise wie das Thema „Ernährung“ geographiedidaktisch aufgearbeitet wurde und wie es aus Sicht von Schülerinnen und Schülern gedacht wird. Die Geographiedidaktik folgt in ihrer Aufarbeitung des Lehr- und Lerngegenstandes bislang in erster Linie der Forschungstradition des Faches Geographie. So lässt sich die Stellung der Nahrungsproduktion als klassisches Themenfeld ebenso erklären wie die jüngsten Erweiterungen des Lehrangebots um Themen des Konsums und damit verbundene Ängste (Stichwort: Nahrungsmittelsicherheit) und zivilgesellschaftliche Bestrebungen nach mehr Eigenbestimmung im globalen Nahrungssystem (Stichwort: Ernährungssouveränität). Dieser Logik folgend wendet die Fachdidaktik letztlich eine Vogelperspektive auf das Thema an, welche sich von größeren naturräumlichen Einordnungen (Klimazonen) zu lokalen Gegebenheiten und damit vom Allgemeinen zum Speziellen vorarbeitet. Wie unsere Ergebnisse der Befragung von Schülerinnen und Schülern dagegen zeigen, folgen diese einer nahezu umgekehrten Logik. Von ihrer Alltagserfahrung ausgehend nähern sich die Lernenden dem Sachverhalt zunächst vom Standpunkt ihrer sehr speziellen, individuellen Perspektive heraus. Dieser Logik folgend wenden Schülerinnen und Schüler also letztlich eine Art Froschperspektive auf das Thema an, welche sich vom Speziellen zum Allgemeinen und von den jeweiligen kleinräumigen Lebenswelten hin zu überregionalen Zusammenhängen hin entwickelt.

Für die Förderung eines systemischen Blicks auf das Thema Ernährung, bei dem stärker das Involviert-Sein des eigenen Ernährungsverhaltens in globale sozioökonomische und ökologische Zusammenhänge verstanden und reflektiert werden soll, ergeben sich damit folgende didaktische Leitlinien:

Der überwiegend egozentrische und ethnozentrische Blick von Schülerinnen und Schülern auf das Thema Ernährung sollte in dreifacher Hinsicht als Startpunkt für eine systemische Ausweitung genutzt werden:

1. Schülern naheliegende Zugänge, wie die eigene Gesundheit, die selbst erlebte Haushaltsführung und eigene Gewohnheiten im Kontext Ernährung lassen sich als Ausgangspunkte nutzen, um damit verbundene ökologische und sozioökonomische Zusammenhänge aufzudecken.
2. Die Vermittlung von Perspektiven des Globalen Südens auf das Thema Ernährung sollte im Sinne einer (anfänglichen) Betonung von interkulturellen Gemeinsamkeiten (Schrüfer 2009) auch erst einmal über diese den Schülern naheliegenden Aspekte erfolgen: Welche Zugänge zum Thema Ernährung haben Jugendliche in bestimmten Regionen des Globalen Südens? Erst in folgenden Schritten sollten dann auch abstraktere sozioökonomische und ökologische Aspekte aufgegriffen werden und damit auch zunehmend Vernetzungen zwischen den Ernährungswelten von Jugendlichen in Ländern des Globalen Südens und Jugendlichen in Ländern des Globalen Nordens analysiert werden. Auf diese Weise beschränkt sich das Thema Ernährung im Globalen

Süden nicht alleine auf die Ernährungssicherung. Gerade für das bisher aus fachwissenschaftlicher Sicht unterrepräsentierte Thema „Zugang und Konsum“ sollten solche jugendlichen Perspektiven aus dem Globalen Süden auf Ernährung aufgegriffen werden. Methodisch eignen sich hierfür etwa Mysterys (Schuler 2005), da diese sowohl individuelle als auch abstrakt-wissenschaftliche Ebenen beinhalten und gleichzeitig Verknüpfungen von Sachzusammenhängen über verschiedene Maßstabsebenen hinweg ermöglichen.

3. Analogien und Metaphern, die von den Schülerinnen und Schülern mehr oder minder unbewusst benutzt werden, um abstrakte sozioökonomische und ökologische Zusammenhänge auf der globalen Ebene zu beschreiben, gilt es aufzudecken und kritisch auf ihre Angemessenheit zu hinterfragen (z.B. Nahrungsspenden). Gleichzeitig sollten abstrakte Konzepte, wie etwa das der Ernährungssouveränität, über passende alltagsbasierte Analogien eingeführt werden.

Als wesentliches Desiderat aus der hier durchgeführten didaktischen Rekonstruktion ergibt sich eine stärkere Politisierung des Blicks auf das Thema Ernährung im Geographieunterricht. Die vorgefundenen großen Schwierigkeiten der Schülerinnen und Schüler, eine solche Perspektive bei diesem Thema einzunehmen, mahnen allerdings dazu, konkrete Unterrichtskonzepte hierfür nur vorsichtig und gekoppelt an Evaluationen der Wirkungen dieser Konzepte auf die Lernerperspektiven zu entwickeln. Entsprechend bedürfen aktuelle, aber eben sehr abstrakte politische Konzepte der Ernährungsgeographie einer konkreten didaktischen Rekonstruktion, die darüber aufklärt, ob und wenn ja in welcher Jahrgangsstufe sie überhaupt im Geographieunterricht vermittelt werden können.

Literatur und Quellen

- Bortz, J. & N. Döring (2006): *Forschungsmethoden und Evaluation: Für Human- und Sozialwissenschaftler* (4. überarbeitete Auflage). Berlin, Heidelberg: Springer.
- De Haan, G. (2007): *Bildung für nachhaltige Entwicklung als Handlungsfeld*. In: *Praxis Geographie* 37 (9), S. 4-9.
- Deutsche Gesellschaft für Geographie (DGfG) (Hrsg., 2014): *Bildungsstandards im Fach Geographie für den Mittleren Schulabschluss – mit Aufgabenbeispielen*. 8. durchgesehene Auflage, Bonn: Selbstverlag Deutsche Gesellschaft für Geographie.
- Ericksen, P.; Stewart, B.; Dixon, J.; Barling, D.; Loring, P.; Anderson, M. & J. Ingram (2010): *The Value of a Food System Approach*. In: Ingram, J.; Ericksen, P. & D. Livermann (Hrsg.): *Food Security and Global Environmental Change*. London/Washington DC: Earthscan, S. 25-45.
- Flath, M. & C. Duda (2015): *Kerncurriculum, Schulbuch und Ganztagschule – Rahmenbedingungen für das Thema Ernährung im Schulunterricht der Sekundarstufe. Das Beispiel Geographieunterricht*. In: Schockemöhle, J., & M. Stein (Hrsg.): *Nachhaltige Ernährung lernen in verschiedenen Ernährungssituationen*. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 143-159.
- Gralher, M. (2015): *Nachhaltige Ernährung verstehen: ein Beitrag zur didaktischen Rekonstruktion der Bildung für nachhaltige Entwicklung*. 1. Auflage, Baltmannsweiler: Schneider-Verl. Hohengehren.
- Gropengießer, H. (2008): *Qualitative Inhaltsanalyse in der fachdidaktischen Lehr- und Lernforschung*. In: Mayring, P. & M. Gläser-Zikuda (Hrsg.): *Die Praxis der qualitativen Inhaltsanalyse*. 2. Auflage. Weinheim: Beltz, S. 172-189.
- Kattmann, U.; Duit, R.; Gropengiesser, H. & M. Komorek (1997): *Das Modell der Didaktischen Rekonstruktion - Ein Rahmen für naturwissenschaftsdidaktische Forschung und Entwicklung*. In: *Zeitschrift für Didaktik der Naturwissenschaften* 3(3), S. 3-18.
- Mattissek, A.; Pfaffenbach, C. & P. Reuber (2013): *Methoden der empirischen Humangeographie*. Braunschweig: Westermann.
- Mayring, P. (2008): *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken*. 10. Auflage. Beltz: Weinheim.
- Mayring, P. & M. Gläser-Zikuda (Hrsg.) (2008): *Die Praxis der qualitativen Inhaltsanalyse*. 2. Auflage. Beltz: Weinheim.
- Merkens, A. (2008): *Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion*. In: Flick, U.; Kardoff v., E. & I. Steinke (Hrsg.): *Qualitative Forschung: ein Handbuch*. 6. aktualisierte Auflage. Reinbek: Rowohlt, S. 286-299.

- Niedersächsisches Kultusministerium (Hrsg., 2015): Erdkunde – Kerncurriculum für das Gymnasium Schuljahrgänge 5-10. Hannover.
- Reiher, C. & S. Sippel (2015): Einleitung: Umkämpftes Essen in globalen Kontexten. In: Reiher, C. & S. Sippel (Hrsg.): Umkämpftes Essen. Produktion, Handel und Konsum von Lebensmitteln in globalen Kontexten. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 9-37.
- Rosenthal, G. (2008): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. 2. Auflage. Juventa: München: Weinheim.
- Schockemöhle, J. & G. Schrüfer (2015): Bildung für nachhaltige Entwicklung – Leitbild für das Lernen in verschiedenen Ernährungssituationen. In: Schockemöhle, J. & M. Stein (Hrsg.): Nachhaltige Ernährung lernen in verschiedenen Ernährungssituationen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, S. 46-59.
- Schockemöhle, J. & M. Stein (Hrsg., 2015): Nachhaltige Ernährung lernen in verschiedenen Ernährungssituationen. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Schrüfer, G. (2009): Vom diffusen Konzept zum gestuften Modell. Ein Beitrag zur Optimierung der interkulturellen Erziehung im Geographieunterricht. In: Geographie und ihre Didaktik 37 (4), S. 153-177.
- Schuler, S. (2005): Mysterys als Lernmethode für globales Denken. Ein Beispiel zum Thema Weltmarkt für Zucker. In: Praxis Geographie 35(4), S. 22-27.

Der Beitrag von essbaren Wildpflanzen für eine sozial-ökologische Transformation

Max Gaedke

Abstract

Subject of this paper is to analyse the potential of edible wild plants as a key factor for socio-ecological transformation. Edible wild plants are presented as a sustainable and underestimated approach to changing the consuming habits of a society. In this paper, the theories for further research as part of a PhD Thesis are explained and practical examples shown. The change agent approach is used as a framework. The methodology consists of qualitative interviews with relevant actors and contains quantitative online research. The online research about actors in the field of edible wild plants shows that most activity is in the education sector. The interviews were exploratory and semi-structured with the aid of a questionnaire. The evaluation of eleven qualitative interviews leads to the conclusion that there are at least two major groups in the field of edible wild plants. They are on the one hand those who think more traditionally about edible wild plants and on the other hand the group that sees business potential in it. The paper explains the ongoing research about the topic and the hypothesis that the use of edible wild plants as a daily practice has great potential for individual, social and political change.

Einleitung

Aus einem Trend hat sich ein Thema entwickelt, das allgegenwärtig ist: Essbare Wildpflanzen. So gibt es kaum Monats-, Wochen- und Tageszeitungen, ernährungsbezogene Fernsehsendungen oder Internetseiten zu gesunder Ernährung, die das Thema nicht zumindest streifen. Im Buchhandel sind zahlreiche Neuerscheinungen essbaren Wildpflanzen gewidmet. Eine Fülle von populärwissenschaftlichen Werken beschäftigt sich mit essbaren Wildpflanzen, von Enzyklopädien, Bestimmungsbüchern, Wildkräuter-, Wildfrüchte- und Pilzkochbüchern, Rezeptsammlungen bis zu Gartenbüchern (z.B. Bissegger 2011; Ortner 2011; Strauß 2013; Fleischhauer et al. 2015). In Restaurants gehört es mittlerweile zum guten Ton auch essbare Wildpflanzen, z.B. in Salaten, anzubieten. Ferner werden zahlreiche Kurse zu essbaren Wildpflanzen angeboten.

Essbare Wildpflanzen wachsen ohne gärtnerische Eingriffe, standortangepasst und naturbelassen das ganze Jahr über. Ein ausgezeichneter Geschmack zeichnet sie aus und hohe Gehalte von Nähr- und Vitalstoffen. Der Geograph Markus Strauß, Experte für essbare Wildpflanzen, hat sich als Ziel seiner Tätigkeit die (Re-) Integration der essbaren Wildpflanzen in unsere heutige Alltagskultur vorgenommen. Diese bieten seiner Ansicht nach „große Chancen in den Bereichen Landwirtschaft, Esskultur, Gesundheitsvorsorge, Naturerlebnis und

Lebenslust“ (Strauß 2016); diese – so Strauß – gelte es wahrzunehmen und zu realisieren.

Die Nachfrage nach dem Themenspektrum kommt aus unterschiedlichen Richtungen. Es gibt die Konsumenten, die teilweise auch Wildpflanzensammler, Anbauer¹ und Verarbeiter sind, dazu kommen noch die Anbauer und Verarbeiter aus dem landwirtschaftlichen und gartenbaulichen Sektor. Darüber hinaus gibt es die Konsumenten und Abnehmer der Produkte in Restaurants und der verarbeitenden Industrie. Neben diesen Bereichen sind Kurse, Seminare und Vorträge zu essbaren Wildpflanzen weit verbreitet. Auch Tourismus, Naturerlebnisanbieter und Gesundheitsvorsorge und viele mehr sind mit dem Thema konfrontiert. Das heißt: Das scheinbar unpolitische Thema „essbare Wildpflanzen“, das die Menschen zuerst durch Natur und Genuss fasziniert, hat weit größere Auswirkungen als man annehmen könnte. Es betrifft weite Teile der Gesellschaft und kann eine reale Alternative für unsere heutige Esskultur anbieten und bekannte (Ernährungs-) Muster hinterfragen.

Durch Verarbeitung und Verzehr von selbstgesammelten Wildpflanzen wird der Konsument zu einem Prosumenten und verändert damit die bekannten Normen und Praktiken der Gesellschaft. Somit kann das Thema essbare Wildpflanzen zu einem Türöffner für weitere Fragestellungen im sozial-ökologischen Wandel werden. Vor diesem Hintergrund soll im vorliegenden Beitrag der Frage nachgegangen werden, welches transformative Potential von essbaren Wildpflanzen für einen gesellschaftlichen Wandel hin zu einer nachhaltigen Moderne ausgeht.

Bislang gibt es allerdings kaum wissenschaftliche Untersuchungen zu dem Thema. Selbst ethnobotanische Untersuchungen, die auch dazu dienen, das traditionelle Wissen zu erhalten, sind in Deutschland rar gesät (vgl. Bogs 2014; Schunko 2009). Häufig liegt der Schwerpunkt der Untersuchungen auf der Verbreitung von bestimmten Pflanzen, deren Heilwirkung oder ähnliches. Diese spiegeln nicht das transformative Potential von essbaren Wildpflanzen wider. Es geht hier eben nicht nur um Kräuter zum Würzen oder Heilpflanzen zur Gesundheitsvorsorge, vielmehr können essbare Wildpflanzen einen substanziellen Beitrag zur Ernährungssicherheit und -souveränität bieten und damit auch für den sozial-ökologischen Wandel von Bedeutung sein (vgl. Brinkmann 2009; Nitschke 2008). Diese Lücke möchte ich durch meine Dissertation ansatzweise schließen und in diesem Artikel kurz umreißen. Die normative Vision meiner Arbeit ist die (Re-) Integration der essbaren Wildpflanzen in eine andere Alltagskultur.

¹ Es wirkt zunächst widersprüchlich, dass Wildpflanzen angebaut werden können. Auf dieses scheinbare Paradoxon wird im Verlauf des Textes noch eingegangen.

Essbare Wildpflanzen

Wildpflanzen waren schon immer „in aller Munde“. Doch was sind eigentliche essbare Wildpflanzen? Der Verband deutscher Wildsamens- und Wildpflanzenproduzenten e.V. (VWW) definiert diese wie folgt: „Wildpflanzen sind alle wildwachsenden, spontan auftretenden, Pflanzenarten. Die Mehrheit der Wildpflanzen in unseren Breitengraden kommt schon seit Jahrtausenden oder Jahrhunderten vor. Dennoch gibt es auch neuere Wildpflanzen, die sich spontan ausgebreitet haben. Wildpflanzen sind nicht durch menschliche Züchtung entstanden oder mit Hilfe gezielter Auslese, Kreuzung oder andere genetische Verfahren gezielt verändert worden“ (VWW 2017; vgl. auch Etkin 1994). Zu den essbaren Wildpflanzen zählen beispielsweise Bärlauch, Brennnessel, Gänseblümchen, Giersch, Gundermann, Holunder, Knoblauchsrauke, Löwenzahn und Wiesenschaumkraut, Wildpflanzen werden gemeinhin als deutlich geschmackintensiver empfunden als Kulturpflanzen (vgl. Nitschke 2008, 22). Nachweislich enthalten sie durchschnittlich mehr Bitter-, Scharf- und Schleimstoffe, die bei den in Kultur genommenen Pflanzen häufig weggezüchtet wurden (vgl. Fleischhauer 2017). Ein häufig auftretendes Missverständnis ist die Bezeichnung „Wildkräuter“ für Wildpflanzen. Botanisch gesehen sind „Kräuter“ nur die krautigen, nicht verholzenden Pflanzen. Der Begriff Wildpflanzen deckt also ein viel weiteres Spektrum ab. So können von essbaren Wildpflanzen auch teilweise ihre Rinden und immergrüne Pflanzenteile gegessen werden (vgl. Machatschek 2004, 267). Darüber hinaus bieten essbare Wildpflanzen eine breite Palette an Ernährungsmöglichkeiten durch junge Triebe, Knospen, Sprossen, Blätter, Blüten, Samen, Früchte, Pilze, Nussfrüchte, Wurzel oder Knollen (vgl. Nitschke 2008, 22).

In unserer Esskultur haben essbare Wildpflanzen keinen hohen Stellenwert mehr. Der Begriff „Unkraut“ wird synonym für Wildpflanzen benutzt, die in Konkurrenz (oder Begleitung) zu Kulturpflanzen wachsen. Und doch hat schon der US-amerikanische Philosoph Emerson im 19. Jahrhundert „Unkraut auch als Pflanzen, deren Vorzüge noch nicht erkannt worden sind“ umgedeutet. Allerdings haben historisch betrachtet essbare Wildpflanzen eine wichtige Rolle in der Geschichte der Menschheit gespielt: Bis zur Entstehung der Landwirtschaft waren essbare Wildpflanzen die alleinige verfügbare pflanzliche Nahrung für die Menschen und auch für Kleidung, Unterkunft etc. von großer Bedeutung. Bis zum Neolithikum lebten die Menschen als so genannte *Wildbeuter* (vgl. Nitschke 2008, 27). Historiker gehen davon aus, dass noch in der frühen Neuzeit – 14. bis 18. Jahrhundert – in Deutschland ca. 10 mal mehr Wildpflanzen als Kulturpflanzen konsumiert wurden (vgl. Behre 1989, 81f.). Später nahm der Konsum von essbaren Wildpflanzen kontinuierlich ab, außer bei Missernten oder in Notzeiten (vgl. Montanari 1993, 48).

Relevant für das transformative Potential von essbaren Wildpflanzen ist insbesondere die neuere und neueste Geschichte. Nach den Erfahrungen der

Weltkriege wurde bis in die 1980er Jahre die Nutzung von essbaren Wildpflanzen für Menschen mit Notnahrung assoziiert. Erst dann wurde insbesondere der gesundheitliche Nutzen von essbaren Wildpflanzen hervorgehoben. Am Ende der 1990er Jahre wurde in Restaurants und Kochbüchern der besondere Geschmack von Wildpflanzen in den Vordergrund gerückt. Damit verschob sich auch die Wahrnehmung von essbaren Wildpflanzen hin zu mehr Exklusivität. Mit dem (Wieder-) Aufkommen einer naturbewussten Lebensführung und der gesellschaftlichen Bedeutung von Themen rund um das Schlagwort Nachhaltigkeit sind essbare Wildpflanzen heutzutage meist positiv besetzt und werden dementsprechend vermarktet (vgl. Fleischhauer 2017).

Aus dieser Trendwende heraus kann davon ausgegangen werden, dass die Bedeutung von essbaren Wildpflanzen für eine sozial-ökologische Transformation der Gesellschaft hoch ist. Wichtig dabei sind die Handlungsfelder, in denen essbare Wildpflanzen eine Rolle spielen können. So gibt es Menschen, die Wildpflanzen sammeln, anbauen, verarbeiten und/oder in diesem Kontext Umweltbildungsmaßnahmen anbieten. Auf der Website „essbare-wildpflanzen.de“ sind verschiedene Anbieter in einer Datenbank gelistet. Durch weitere Recherchen habe ich versucht, einen Überblick über die Akteure zu essbaren Wildpflanzen in Deutschland zu gewinnen. Die Abbildung 1 verdeutlicht, wie viele Wildpflanzenangebote es in Deutschland gibt. Hierbei fällt auf, dass rund 2/3 der Angebote rund um das Thema essbare Wildpflanzen dem Bereich Bildung zuzuordnen ist. So gibt es mehr als 200 Bildungsanbieter in Deutschland, die sich mit dem Thema essbare Wildpflanzen befassen. Gerade im Rahmen der Bildung für Nachhaltige Entwicklung (BNE) sind essbare Wildpflanzen interessant.

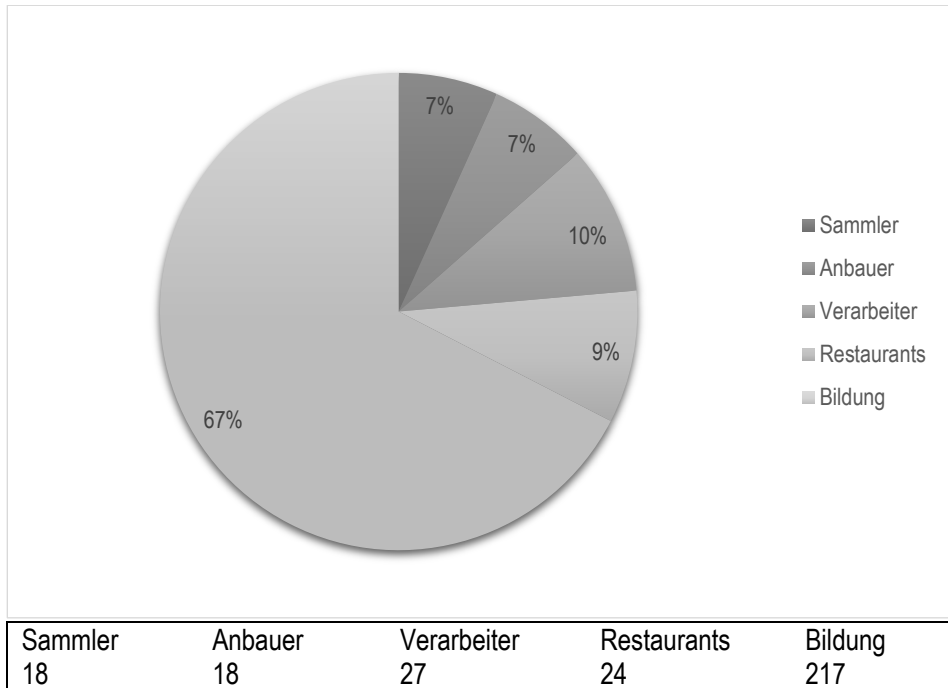


Abb. 1: Wildpflanzenangebote Deutschland (Datengrundlage: eigene Recherchen 2016)

Sozial-ökologische Transformation

In Zeiten von Klimawandel, Umweltverschmutzung, Artensterben und dem Raubbau an natürlichen Ressourcen ist der Umgang mit sozialen und ökologischen Folgeproblemen ein immer größer werdendes Thema von Politik, Gesellschaft und Wissenschaft. Die Lösungsvorschläge sind zahlreich: Von „intelligent Wachsen“ (Fücks 2013), einem „Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation“ (WBGU 2011) und „Transformationsdesign“ (Sommer & Welzer 2014) bis zu „Postwachstumsökonomie“ (vgl. Jackson 2008; Paech 2012) oder einer „Post-Kollaps-Gesellschaft“ (Heimrath 2012) findet man zahlreiche Ansätze. Besonders das Hauptgutachten des WBGU „Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation“ (2011) wurde und wird in der Wissenschaft viel diskutiert und kritisiert (vgl. Sachs 2013). Der WBGU legte noch 2014 das Sondergutachten „Klimaschutz als Weltbürgerbewegung“ nach, in dem besonders die Zivilgesellschaft angesprochen wird. Für einen soziokulturellen Wandel soll sowohl die Staatengemeinschaft wie auch die Zivilgesellschaft „Zukunftsverantwortung“ (WBGU 2014, 121) übernehmen. Der WBGU skizziert dafür eine „horizontale Verantwortungsarchitektur“ (ebd.) in Form einer Weltbürgerbewegung. Sie wirkt in lokalen Kontexten und ihre Praktiken gehen

über Aktionen rein appellierenden Charakters weit hinaus. Sprich: So sollen sich die Normen und Praktiken der Gesellschaft nachhaltig verändern (ebd.). In der jüngeren Vergangenheit gab es zu dem Thema „Große Transformation“ zudem zahlreiche Neuerscheinungen, Zeitungsartikel und Veranstaltungen.

Nicht erst mit dem Erscheinen der Studie „Grenzen des Wachstums“ (Meadows et al. 1972) durch den Club of Rome ist die Begrenztheit der nicht-erneuerbaren Ressourcen ein weltweit präsent Thema. Immerhin wurde diese Studie von der Volkswagen-Stiftung finanziert und von namhaften Wissenschaftler ausgearbeitet. Doch auch nach über 40 Jahren sind die Fragen rund um Klimawandel und „Peak Oil“ nicht weniger geworden. Ganz im Gegenteil: Die zahlreichen Analysen kommen fast alle zu dem Ergebnis, dass die Kombination von gestiegener Kaufkraft, externalisierten Umweltkosten, sinkenden Transportkosten, verkürzten Produktionszyklen sowie einer konsumorientierten Alltagskultur zu einem immer noch steigenden Ressourcenverbrauch führt.

Der Mangel an Ressourcen und der Ressourcenverbrauch sind nicht aufgrund von Überbevölkerung, wie viele Autoren behaupten, sondern aufgrund ressourcenintensiven Produktions- und Konsumweisen der frühindustrialisierten Industriestaaten entstanden. Raworth kommt zum Schluss, dass nicht die vielen, sondern „the wealthy few stress the planet“ (Raworth 2012, 19). Es ist ein Irrtum, dass sich daran etwas geändert hat, trotz aller Nachhaltigkeitsappelle. Die Daten des Umweltbundesamtes belegen sogar das Gegenteil. Pro Kopf steigt gegenwärtig der gesamte Materialaufwand Deutschlands (vgl. UBA 2013). Die Daten des ökologischen Fußabdruckes belegen, dass Deutschland seinen Materialverbrauch mehr als halbieren muss, um halbwegs nachhaltig zu sein (vgl. Global Footprint Network 2015). Die „strukturelle Nicht-Nachhaltigkeit“ (vgl. Sommer & Welzer 2014) und die multiplen Herausforderungen der Gegenwart lassen sich überall wiedererkennen. Daher ist es vor allem in den frühindustrialisierten Industriestaaten von Nöten, die transformatorischen Kräfte zu stärken und von einer expansiven zu einer reduktiven Moderne zu gelangen (vgl. Sommer & Welzer 2014, 48).

Der Beitrag essbarer Wildpflanzen zur sozial-ökologischen Transformation

Wie einleitend erwähnt, schwebt dem WBGU dazu eine Weltbürgerbewegung vor, in der für einen soziokulturellen Wandel sowohl die Staatengemeinschaft wie auch die Zivilgesellschaft „Zukunftsverantwortung“ (WBGU 2014, 121) übernehmen soll. Dafür werden verschiedene Ansätze in Erwägung gezogen. Im Kontext der essbaren Wildpflanzen und deren Beitrag für eine sozialökologische Transformation ist insbesondere der Ansatz der so genannten Change Agents sehr interessant. Zentral für Change Agents (oder auch Pioniere des Wandels) sind ihre

guten Ideen für einen sozialökologischen Wandel. Das Gutachten des WBGU sieht in den zentralen Akteuren den ‚gestaltenden Staat‘ und die Change Agents, die den Weg für eine klimaverträgliche Gesellschaft ebnen können. Es handelt sich meist um einzelne Personen und kleine Gruppen, die in Transformationsprozessen verschiedene Aufgaben oder Funktionen erfüllen (WBGU 2011, 419). Durch Vernetzung gewinnen sie Mitstreiter. Sobald eine kritische Masse erreicht ist, entwickeln sie die Idee in Schritten weiter, um schlussendlich eine Veränderung von Routinen oder einen Paradigmenwechsel einzuleiten (Gaedtker 2013, 39). Die Analyse von historischen Beispielen von transformativen Entwicklungen zeigt, dass sozialer Wandel nicht nur von neuen Technologien, Erfindungen und neuen Bereichen der Wirtschaft geprägt ist. Viel mehr waren es vor allem die aufstrebenden sozialen Klassen, die die Veränderungen von Institutionen und Mentalitäten vorantrieben und damit den sozialen Wandel geprägt haben (vgl. WBGU 2011, 256). Genau diese Klassen können daher auch für die sozial-ökologische Transformation interessant sein.

Gute Ideen entstehen nicht nur in Wettbewerbssituationen. Für soziale Veränderungsprozesse bedarf es häufig einer offenen Architektur (vgl. Johnson 2013, 238). Die Normen und Praktiken eines Jeden sind bei diesen Veränderungsprozessen zu hinterfragen: „Nachhaltigkeitsbemühungen, die sich an der Subjektorientierung vorbeischieben, sind nicht nur überflüssig, sondern schädlich. Sie reproduzieren die Schizophrenie einer Gesellschaft, deren Nachhaltigkeitsziele nie lauter bekundet wurden und deren Lebenspraktiken sich nie weiter davon entfernt haben“ (Paech 2012, 101).

Die Beschäftigung mit essbaren Wildpflanzen wirft Fragen auf, die auch die eigenen Lebenspraktiken hinterfragen. Es geht dabei um Fragen der täglichen Lebensführung, Sinnhaftigkeit und Beschäftigung und neben diesen zentralen Themen auch um die Ernährung. Machatschek verortet in seinen Büchern das Wildpflanzenleben als eine subsistente und dissidente Lebens- und Produktionsform zum Ertrag von Lebensmitteln. Es stehe der zu kritisierenden Waren- und Mehrwertproduktion und der Abhängigmachung vom geldwerten Einkommen entgegen. Dies belegten zahlreiche Lebensgeschichten, welche die Unabhängigkeit vom Markt durch Wildkräuternutzung aufzeigen (vgl. Machatschek 2015, 329). Nur durch die tägliche Praxis mit essbaren Wildpflanzen kommt es zu einem Erfahrungs- und Gebrauchswissen. Diese Zusammenhänge lernt man nicht aus Büchern (vgl. Machatschek 2015, 15). Das heutige Wissen zur Nutzung von essbaren Wildpflanzen, zur Verarbeitung oder über deren Standorte ist nicht mehr weit verbreitet. Das meiste Wissen stammt aus Büchern oder Bildungsveranstaltungen. So täusche der scheinbare Reichtum über unsere Armut an Wissenszusammenhängen hinweg, so Machatschek und Mauthner (2015, 313). Dieses theoretische Wissen ist nicht automatisch mit Tun verknüpft (Nitschke 2008, 25). Die praktische Anwendung des Wissens führt zu veränderten Normen und Werten. Erst durch den konkreten Gebrauch kann sich

das volle Potential von essbaren Wildpflanzen entwickeln und ihr Beitrag für einen sozial ökologischen Wandel zeigen.

Fallstudie in der Fränkischen Schweiz

Ich habe für meine Dissertation bis zum jetzigen Zeitpunkt (April 2017) 11 Experten-Interviews geführt. Dabei zeichnet sich bereits eine interessante Tendenz ab. Es scheint mindestens zwei Lager in der Wildpflanzen-Szene zu geben: Ich nenne sie „Wildkräuter-Traditionalisten“ und die „Marktorientierten“. Die „Wildkräuter-Traditionalisten“ orientieren sich stark an den alten Werten der essbaren Wildpflanzen, verwenden häufig die Begriffe Wildkräuter und Heilpflanzen und verweisen teilweise auf das Magische der essbaren Wildpflanzen. Sie sind vor allem in der Umweltbildung aktiv oder Sammler. Sie bieten Kurse insbesondere in Volkshochschulen oder vergleichbaren Einrichtungen an. Die von mir als „Marktorientierte“ bezeichneten, sind in der Bildung zu essbaren Wildpflanzen präsent, bieten Weiterbildungen an oder es sind Restaurants, die sich mit den Begrifflichkeiten rund um essbare Wildpflanzen positionieren. Sie vermarkten ihr Wissen oder ihre Produkte professioneller als das erste Lager. Auch in der Literatur wird dieses Lager beschrieben und häufig kritisiert: „Eine andere Nutzung des Wissens sieht man heute im täglichen Leben: Das Wissen wird benützt, um damit und durch dessen Verbreitung exzessiv Geld zu verdienen, wie dies bei sehr teuren Workshops, Kräuterkoch-Events, exklusiven Wildpflanzen-Menüs und Blüten-Buffets sowie mit aufwändigen Wildpflanzenkochbüchern geschieht“ (Nitschke 2008, 25). Gegenwärtig werde das Wissen und die Zusammenhänge rund um das Thema vielfach verkürzt und falsch dargestellt, da kein Erfahrungswissen vorherrsche: „Heute wird das vielfach gepriesene Kräuterwissen oberflächlich vorgetragen und dazu benutzt, um das darin verborgene Heilwissen zu verleugnen [...]. Das abgeschriebene Wissen in neuer Aufmachung wettbewerbsorientiert dargestellt, emotionalisiert und lukriert Scheinwerte [...]. Eine sentimentale Ansicht von Natur wird auf elitäre Weise benutzt, um den Wildkräutern einen exotischen Geldwert angedeihen zu lassen“ (Machatschek 2015, 23f.).

Aus den ersten Erkenntnissen der leitfragen-gestützten Interviews entstehen neue Fragen, zum Beispiel: Wer konsumiert essbare Wildpflanzen? Wer sammelt essbare Wildpflanzen? Was sind deren Beweggründe? Wie ist das Thema essbare Wildpflanzen in der Umweltbildung verankert? Um den Fragestellungen dieser Arbeit gerecht zu werden, bedarf es einer methodisch breiten Herangehensweise. Folgende Akteure*innen sind im besonderen Maße mit essbaren Wildpflanzen konfrontiert: Konsument*innen, Sammler*innen, Anbauer*innen, Verarbeiter*innen, Restaurants, Tourismus und Bildungsangebote. Um das Thema umfangreich zu untersuchen, sollen sowohl qualitative als auch quantitative Methoden verwendet werden. Im ersten Schritt sollen die leitfaden-gestützte

Interviews mit Anbauern, Sammlern und Verarbeitern (n=30) weitergeführt werden. Der Fokus liegt dabei auf den Stärken und Chancen von essbaren Wildpflanzen. Es ist auch abzuklären, warum gewisse Betriebe Wildpflanzen nicht mehr anbauen, welche Hindernisse es für die Anbauer, Sammler und Verarbeiter gibt und wo die Herausforderungen liegen. Da die Bildungsangebote im Bereich der essbaren Wildpflanzen zahlreich sind und wahrscheinlich auch einen großen Beitrag für den sozial-ökologischen Wandel spielen können, sollen die Bildungsanbieter durch eine quantitative Online-Befragung angesprochen werden. Im zweiten Schritt sollen die Untersuchungsergebnisse konkret in einem Untersuchungsgebiet vervollständigt werden. Hierfür ist die „Fränkische Schweiz“ angedacht. Dort sollen die Konsument*innen durch eine breitangelegte Umfrage (n= mind. 500) nach deren Einstellung zu essbaren Wildpflanzen befragt werden. Unter anderem soll ermittelt werden, wie essbare Wildpflanzen wahrgenommen werden, welches Interesse an diesen bestehen, welche (Vor-) Urteile verbreitet sind, was getan werden sollte, um diese abzubauen usw. Nach der Konsument*innen-Befragung sollen mit Hilfe von qualitativen Interviews die Restaurants, die Tourismusanbieter und die Verwaltung (n=30) zu deren Haltung gegenüber essbaren Wildpflanzen abgefragt werden.

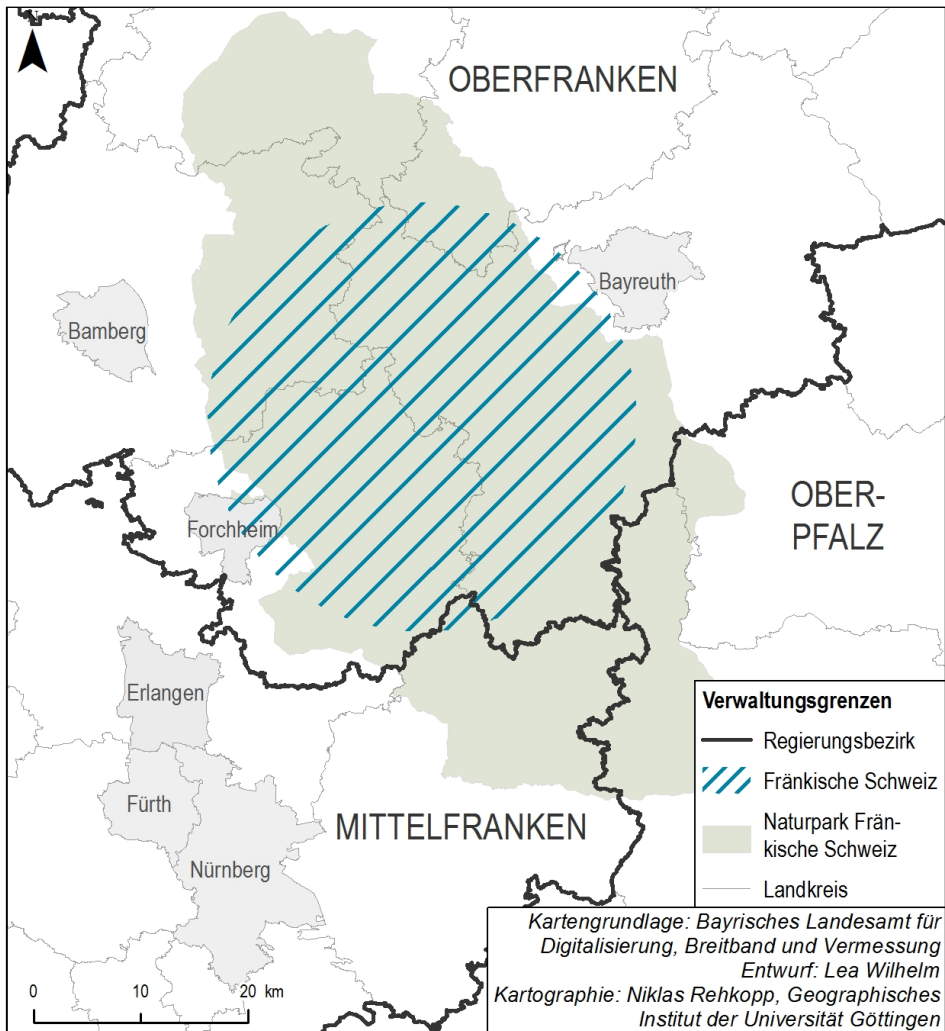


Abb. 2: Karte der Fränkischen Schweiz

Die Region in Oberfranken, die ihren Eigennamen durch kulturelle und geologische Besonderheiten erhalten hat, ist geradezu prädestiniert als Untersuchungsgebiet für essbare Wildpflanzen. Sie ist reich an touristischen und kulinarischen Angeboten, durch die zum Teil sehr schlechten Böden sind hier Alternativen zu den heutigen Anbaupraktiken gefragt. Die Metropolregion Nürnberg-Fürth-Erlangen und die Städte Forchheim, Bamberg und Bayreuth mit unterschiedlichen Konsument*innen sind in unmittelbarer Umgebung. Charakteristisch für die Fränkische Schweiz ist die Berg- und Hügellandschaft mit den markanten Felsformationen und Höhlen sowie einer hohen Dichte an Burgen

und Ruinen. Die Beschäftigung mit essbaren Wildpflanzen dient auch dazu, dass Wildpflanzenleben für die Zukunft zu erhalten: „Für die Weiterreichung des Überlebenswissens tragen wir jetzt die Verantwortung“ (Machatschek 2015, 331).

Ausblick: Erkenntnisleitende Hypothesen

Grundlegend für meine weiteren Untersuchungen sind die folgenden (Hypo)thesen:

1. Die Beschäftigung mit essbaren Wildpflanzen kann ein Türöffner für weitere Themen des sozial-ökologischen Wandels sein, weil die aktive Beschäftigung mit essbaren Wildpflanzen verschiedene Fragen aufwirft, welche Normen und Praktiken in der Gesellschaft verändern können. Wildpflanzen sind gesund und nahrhaft. Es bedarf an Wissen, um die verschiedenen Pflanzen zu sammeln oder zu verarbeiten. Jede/r in Deutschland kann essbare Wildpflanzen sammeln und konsumieren, sofern die Natur intakt und frei zugänglich ist. Noch viele weitere Beispiele zeigen, dass die Beschäftigung mit essbaren Wildpflanzen verschiedene Themenfelder anspricht, die wichtig für einen sozial-ökologischen Wandel unserer Gesellschaft sind (Brinkmann 2010, 20).

2. Meine zweite Hypothese ist, dass das theoretische Interesse an der Nutzung von essbaren Wildpflanzen deutlich größer ist als die konkrete Nutzung. Das bedeutet auch, dass das Kopfwissen – also rein durch Lektüre oder Fortbildungen erfasstes Wissen – größer ist als praktisches durch Anwendung erfahrenes Wissen. Die Gründe dafür sind auf verschiedenen Ebenen zu finden. So kann die Theorie nicht direkt in ein praktisches Wissen umgesetzt werden. Die Arten in den Pflanzenbestimmungsbüchern und -kursen können zwar erfasst werden, aber draußen in der Natur herrscht Unsicherheit. Die Gefahren bei falschem Verzehr werden auch nicht richtig eingeschätzt. Warum die tatsächliche Nutzung der essbaren Wildpflanzen nicht in dem Maße stattfindet, wie das theoretische Interesse, sind wahrscheinlich auch schlicht Zeitmangel oder anders gesetzte Prioritäten. Heutzutage scheint ein Aufenthalt in der Natur mindestens mit sportlicher Aktivität oder Ähnlichem in Verbindung zu stehen. Da ist das Sammeln essbarer Wildpflanzen zu mühselig und zu zeitintensiv. Auf der anderen Seite gehen die Kurse und die Literatur nur begrenzt auf die Vorteile der Nutzung ein.

3. Das transformative Potential wäre weit größer, wenn der Fokus auf Selbstversorgung durch essbare Wildpflanzen gleichbedeutend mit Nahrungsmittelanbau wäre. Hier ist ein explizit selbstbewusster Umgang der „Wildpflanzen-Branche“ wichtig. Der bisherige Fokus ist stark auf Kräuter, Salben, Heilpflanzen usw. ausgerichtet. Dies spiegelt nicht das enorme Ernährungspotential der essbaren Wildpflanzen wider.

Literatur und Quellen

- Behre, K. E. (1989): Die Ernährung im Mittelalter. In: Hermann, B. (Hrsg.): Mensch und Umwelt im Mittelalter. Stuttgart, S. 74-87.
- Bissegger, M. (2011): Meine wilde Pflanzenküche: Bestimmen, Sammeln und Kochen von Wildpflanzen. Aarau: AT Verlag.
- Bogs, C. (2014): Essbare Wildpflanzen und Heilkräuter des Fichtelgebirges. Bachelorarbeit. Fachbereich Geoökologie. Universität Bayreuth.
- Brinkmann, B. (2009): Geschichte, Gegenwart und Zukunft von essbaren Wildpflanzen am Beispiel der Engelwurz. Diplomarbeit. Fachbereich Sozialwissenschaften. Institut für Soziologie. Universität Hannover.
- Etkin, N. L. (1994): The cull of the wild. In: Etkin, N. L. (Hrsg.): Eating on the wild side: The pharmacologic, ecologic, and social implications of using noncultigens. Tucson, London: The University of Arizona Press, S. 1-21.
- Fleischhauer, S. G.; Guthmann, J. & R. Spiegelberger (2015): Essbare Wildpflanzen Ausgabe: 200 Arten bestimmen und verwenden. Aarau: AT Verlag.
- Fleischhauer, S. G.; Guthmann, J. & R. Spiegelberger (2013): Enzyklopädie essbare Wildpflanzen. 2000 Pflanzen Mitteleuropas. Bestimmung, Sammeltipps, Inhaltsstoffe, Heilwirkung, Verwendung in der Küche. Aarau: AT Verlag.
- Fleischhauer, S. G. (2017): Bedeutung der Wildpflanzen heute und in der Vergangenheit. Online unter: <http://www.essbare-wildpflanzen.de/essbare-wildpflanzen-18.html> (abgerufen am 12.01.2017).
- Fücks, R. (2013): Intelligent wachsen. Die grüne Revolution. München: Oekom Verlag.
- Gaedtke, M. (2013): Auf dem Weg in eine nachhaltige Moderne. Das Potential der Permakultur-Dozierenden als Pioniere des Wandels. Masterarbeit. Georg-August-Universität Göttingen.
- Global Footprint Network (2015): Country Trends: Germany. Online unter: <http://www.footprintnetwork.org/en/index.php/GFN/page/trends/germany/> (abgerufen am 13.10.2016).
- Heimrath, J. (2012): Die Post-Kollaps-Gesellschaft: Wie wir mit viel weniger viel besser leben - und wie wir uns heute schon darauf vorbereiten können. München: Scorpio Verlag.
- Jackson, T. (2009): Prosperity Without Growth: Economics for a Finite Planet. London, New York: Taylor & Francis Ltd Verlag.

- Johnson, S. (2013): Wo gute Ideen herkommen. Eine kurze Geschichte der Innovation. Bad Vilbel: Scoventa Verlag.
- Machatschek, M. (2004): Nahrhafte Landschaft 2. Mädesüß, Austerpilz, Bärlauch, Gundelrebe, Meisterwurz, Schneerose, Walnuss, Zirbe und andere wieder entdeckte Nutz- und Heilpflanzen. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Machatschek, M. (2015): Nahrhafte Landschaft 3. Von Baumwässern, Fetthennen, schaum- und Springkräutern, Ohrenpilzen, Kranawitt, süßen Eicheln und anderen wiederentdeckten Nutz- und Heilpflanzen. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Machatschek, M. & E. Mauthner (2015). Speisekammer aus der Natur. Bevorratung und Haltbarmachung von Wildpflanzen. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag.
- Meadows, D.; Meadows, D.; Zahn, E. & P. Milling (1972): Die Grenzen des Wachstums. Bericht des Club of Rome zur Lage der Menschheit. Stuttgart.
- Montanario, M. (1993): Der Hunger und der Überfluß. Kulturgeschichte der Ernährung in Europa. München: C. H. Beck Verlag.
- Nitschke I. (2008): „Sammeln und Nutzen von Wildpflanzen“ Alltagskost – Notnahrung – Luxuspeise aus volkskundlich-kulturwissenschaftlicher Sicht. Dissertation. Fachbereich Volkskunde. Universität Wien.
- Ortner, M. (2011): Essbare Wildpflanzen aus dem Hausgarten 150 Arten: Obst, Kräuter, Gemüse. Staufeu: Ökobuch Verlag.
- Paech, N. (2012): Befreiung vom Überfluß. Auf dem Weg in die Postwachstumsökonomie. München: Oekom Verlag.
- Raworth, K. (2012): A safe and just space for human – can we live within the doughnut? Online unter: <https://www.oxfam.org/sites/www.oxfam.org/files/dp-a-safe-and-just-space-for-humanity-130212-en.pdf> (abgerufen am 02.03.2017).
- Sachs, W. (2013): Karl Polanyi und seine „Great Transformation“. Missdeuteter Vordenker. In: Politische Ökologie: Baustelle Zukunft. Die Große Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft. Bd. 133, München: Oekom Verlag, S. 18-23.
- Schunko, C. (2009): Sammlung von Wildpflanzen im Hügelland östlich von Graz, Steiermark Cultural Domain Analysis und lokale Klassifikationskriterien von Biobäuerinnen und Biobauern. Masterarbeit. Institut für Ökologischen Landbau Universität für Bodenkultur. Wien.
- Sommer, B. & H. Welzer (2014): Transformationsdesign. Wege in eine zukunftsfähige Moderne. München: Oekom Verlag.

- Strauß, M. (2016): Dr. rer. nat. Markus Strauß – Über mich. Online unter: <http://www.dr-strauss.net/ueber-mich/> (abgerufen am 12.12.2016).
- Strauß, M. (2013): Die 12 wichtigsten essbaren Wildpflanzen: Bestimmen, sammeln und zubereiten. Hädecke Verlag. Weil der Stadt.
- Umweltbundesamt (2013): Gesamter Materialaufwand Deutschlands. Online unter: <https://www.umweltbundesamt.de/daten/rohstoffe-als-ressource/gesamter-materialaufwand-deutschlands> (abgerufen am 29.10.2016).
- Verband deutscher Wildsamens- und Wildpflanzenproduzenten e.V. (VWW) (2017): Regionale Wildpflanzen - Was ist Wildsaat- und Wildpflanzgut? Online unter: <http://www.natur-im-vww.de/wildpflanzen/> (abgerufen am 12.01.2017).
- WBGU (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2011): Welt im Wandel. Gesellschaftsvertrag für eine Große Transformation. Hauptgutachten 2011. WBGU. Berlin.
- WBGU (Wissenschaftlicher Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen) (2014): Klimaschutz als Weltbürgerbewegung. Sondergutachten. WBGU. Berlin.

Aus der Praxis

Anwendung wildnispädagogischer Konzepte bei Teamarbeit – ein Erfahrungsbericht der Naturmentoring-Initiative Wälderwärts

Sophie Langner, Eva Maria Densing & Michael Fink

Abstract

Intensive group collaboration and social interaction require dealing with conflict and dispute in discussion. Hence, adequate methods of communication are vital to allow successful working and long-term satisfaction of the concerned parties. Native peoples all over the globe have developed peaceful forms of living together and respectful interaction between all members of society for thousands of years. The present progress report aims at evaluating practical application and experience of communication methods following this traditional knowledge, applied by the nature mentoring initiative *Wälderwärts* e.V. This evaluation introduces the ancient concepts of joint communication in the Circle Way that aim to reduce hierarchy and to base decision-making processes on consensus. *Wildnispädagogik* is described as a promising framework to cover the initiative's basic working principles, ethics and communication approaches. The group shares its experiences as to how central conflict fields that arise during intensive teamwork can be solved applying such mind-set and communication methods.

Einleitung

Die Existenz- und Grundbedürfnisse der Menschen in westlichen, urbanen Gesellschaften gelten gemeinhin als befriedigt. Die offiziellen Bedingungen zur Sicherung einer Mindestlebensqualität, wie Nahrung, Wasser, Kleidung, Schlaf, Obdach und Hygiene, Bildung, Gesundheit sowie soziale Beziehungen werden in Industriestaaten im Regelfall über Mindeststandards hinaus bedient (vgl. Burki & Haq 1981; Emmerij 2006; Stevens 2015). Auch wenn strittig ist, welche Aspekte die Bezeichnung Grundbedürfnisse umfasst (vgl. UNESCO 1995; Gasper 1996), so bleibt eines zumeist unerwähnt und gerade in städtischen Milieus unzureichend erfüllt: Die Verbindung zur Natur (vgl. Gebhard 2013).

Die Distanzierung der Menschen von der Natur ist ein Phänomen des Zivilisations- und Kultivierungsprozesses (vgl. Wildniswissen 2016). Diese kann in vielerlei Hinsicht kritisch begutachtet werden, da sie für eine Reihe von Problemen und Herausforderungen der menschlichen Gesellschaften in der heutigen Zeit mitverantwortlich ist. Nicht nachhaltige Praktiken wie Entwaldung, Bodendegradation, Überfischung und Artensterben, Umwelt-, Luft- und Wasserverschmutzung haben als eine gemeinsame Ursache, dass die Menschen nicht (mehr) im Einklang mit der Natur leben (vgl. Song 2016, 5). Doch auch auf individueller Ebene ist der Bezugsverlust zur Natur negativ spürbar. Naturentzug kann zu verschiedenen gesundheitlichen Beeinträchtigungen wie einem geschwächten Immunsystem, Asthma oder Allergien führen (vgl. Chawla 2015), zu Aufmerksamkeitsdefizitstörungen beitragen (vgl. Kuo & Faber Taylor 2004) und geistige und soziale Entwicklungen hemmen (vgl. Burdette & Whitaker 2005; Gebhard 2013; Chawla 2015).

Fehlende Naturverbindung in unserer Gesellschaft hat uns Autoren¹ dieses Aufsatzes bereits seit Längerem in unterschiedlicher Art und Weise persönlich beschäftigt. Durch das Aktivwerden in Form von Naturmentoring und intensiver Zusammenarbeit haben wir einen gemeinsamen Weg gefunden, diesem Gefühl Ausdruck zu verleihen und mangelnder Naturverbindung zu begegnen. Als heterogene Gruppe haben wir uns Anfang 2015 zusammen gefunden, geeint durch den Wunsch mit Menschen raus in die Natur zu gehen. Prägend für die Anfangszeit war der Drang, nicht nur davon zu sprechen mit der Natur verbundener zu sein, sondern sich selbst mehr zu erfahren und gleichzeitig andere darin aktiv zu unterstützen. Dabei lehnten und lehnen wir uns an Hintergründe und Konzepte aus der Wildnispädagogik an. Die bestehenden Konzepte wenden wir in dem für uns passenden Maße an und machen eigene Erfahrungen damit. Als inzwischen achtköpfiges Team gründeten wir den Verein Wälderwärts e.V., um sowohl für uns selbst, als auch für Menschen im Göttinger Raum die Verbindung zur Natur zu reaktivieren und intensivieren.

Im vorliegenden Erfahrungsbericht möchten wir die Art und Weise unseres gemeinsamen Arbeitens und Miteinanders innerhalb des Teams ins Zentrum stellen. Während wir in einem früheren Aufsatz (vgl. Densing et al. 2016) darauf eingegangen sind, wie uns verschiedene pädagogische Ansätze im Zusammenspiel und unter Federführung der Wildnispädagogik helfen die genannten Ziele zu verwirklichen, schaut dieser Artikel hinter die Kulissen unserer Arbeit im Team. In diesem Beitrag steht die Frage im Vordergrund, in wie weit wildnispädagogische Konzepte und traditionelle Praktiken verschiedener Naturvölker bezüglich des Zusammenlebens zur Kommunikation, Strukturierung und Aufgabenverteilung in der Gruppe und zu respektvollem Umgang miteinander beitragen. Zur Übersicht über Tätigkeiten im Verein stellen wir zunächst unsere Ziele und Ideale, wie auch unsere Ansätze und Wege zu deren Verwirklichung vor. Fokussiert wird dabei die begleitete Naturerfahrung für Kinder und das Miteinander im Team. Zudem beschreiben wir einige unseres Erachtens nach hierfür wesentliche wildnispädagogische Konzepte. Im Fokus dieses Artikels steht die anschließende Analyse zentraler interner Spannungsfelder im Rahmen der intensiven Zusammenarbeit bei Wälderwärts. Wir thematisieren unsere Ansätze der Kommunikation und Lösungssuche in Bezug auf gruppeninterne Herausforderungen und versuchen darzustellen, wie wir eine langfristige Motivation aufrechterhalten. Dabei soll deutlich werden, in welcher Form unsere Arbeit und Art des Miteinanderumgehens sich Hintergründen und Ideen der Wildnispädagogik bedient und welche Erfahrungen wir damit im sozialen Miteinander machen. Im Fazit resümieren wir kritisch über Stärken und

¹ Sofern Informationen über das Geschlecht einer Person keinen Mehrwehrt für die Forschungsergebnisse zu beinhalten scheinen, wird in dieser Arbeit auf die Kenntlichmachung verzichtet und das generische Maskulinum verwendet.

Limitationen, wildnispädagogische Konzepte für gruppeninterne Prozesse aufzubereiten.

Aufgaben und Ziele von Wälderwärts

Wälderwärts e.V. wurde mit dem Ziel gegründet, einen Beitrag zur Stärkung der Verbindung von Menschen im Göttinger Raum mit ihrer natürlichen Umgebung zu leisten. Naturverbindung ist für die seelische und körperliche Entwicklung von Kindern elementar (vgl. Gebhard 2013; Chawla 2014). Wir fokussieren uns deshalb insbesondere auf Angebote für jüngere Altersgruppen. Der Aufbau bzw. das Erstarren der Beziehung ist dabei ein zeitintensiver Prozess; daher streben wir lange und regelmäßige Programmformate an. Die Programme sollen dabei jedoch in die Kontexte und Lebenswirklichkeiten des Publikums passen, weshalb z.B. ein „Waldläufer Club“ im Rahmen des verpflichtenden Schulcurriculums einer Gesamtschule angeboten wird.

„Dürfen wir nächstes Mal früher kommen, um vor der Stunde an unserer Hütte zu arbeiten?“ (Fünftklässler)

Das Zitat verdeutlicht nicht nur, wie sich die Begeisterung für Naturkontakte über die Zeit steigern, sondern auch, dass es eine Herausforderung darstellt zeitintensive Programme mit Schule in Einklang zu bringen. So bieten wir zusätzlich umfassende Angebote für Wochenenden und Ferienzeiten an, mit besonderer Freude an Übernachtungsprogrammen. Im Bestreben, breitenwirksam und kontextbezogen ganzheitliche Naturerfahrung zu ermöglichen, stellen wir neben Formaten, die sich an ein jüngeres Zielpublikum richten, auch Wald-Familientage und reine Erwachsenenprogramme bereit.

Inhaltlich verwenden wir Methoden, die Neugierde wecken und Achtsamkeit schulen. Spielerisch versuchen wir die Wahrnehmung der Teilnehmenden zu begleiten und die Aufmerksamkeit durch das Stellen von Fragen situativ auf erfahrbare Naturphänomene zu lenken. Neben der Vermittlung einer Reihe von handwerklichen Fertigkeiten und Wissen, betrachten wir Gefühle zur Natur als ein Tor zu einer tieferen Verbundenheit und Wissensaneignung über selbige. Unsere Arbeit konzentriert sich deshalb nicht auf allein die Vermittlung von Fachwissen, sondern zielt darauf ab Empathie zu schaffen und eigene kreative, schöpferische Kräfte hervorzuholen. Wir arbeiten ausschließlich gruppenbasiert, um dabei stets soziale Intelligenz zu fördern. Wir verstehen unsere Arbeit als einen Beitrag zur kognitiven und physischen Gesundheit, indem ein Leben im Einklang mit der natürlichen und sozialen Umgebung gestärkt wird. Auf diese Weise sollen die Teilnehmenden ein möglichst ganzheitliches Verständnis von ihrer Umwelt erlangen. Frei nach dem Denkspruch „Nur wer die Natur kennt, kann sie auch schützen“ erhoffen wir uns, zu einem intrinsischen Interesse an einem respektvollen Umgang mit der Natur beizutragen.

Wildnispädagogische Konzepte

Die so genannte Wildnis war unser aller Heimat. So wie alle Naturvölker, alle Jäger- und Sammlerkulturen waren auch wir damals auf eine unvorstellbar tiefe und vielschichtige Weise mit der Natur in all ihren Aspekten und Erscheinungsformen vertraut. (Wildniswissen 2016)

Die Wildnispädagogik sucht Mittel und Wege Menschen wieder in den tiefen Kontakt und die Verbindung mit der Natur und ihren Kreisläufen zu bringen, von denen wir uns im Laufe des Zivilisationsprozesses entfernt haben. Achtsamkeit und Verbundenheit, wie sie seit Jahrtausenden von Menschen gelebt wurde, sowie altes Wissen und Traditionen sind dabei zentrale Punkte. Ziel ist, sich draußen wieder zu Hause, wie ein Einheimischer, zu fühlen. Mensch und Natur werden ganzheitlich, als eins betrachtet. Dies bewirkt eine Rückkopplung und Verbindung zum eigenen Selbst, eigenen Emotionen, Bedürfnissen, Instinkten und Intuition (vgl. Young et al. 2010; Wildniswissen 2016). Die Natur selbst soll dabei Lehrende sein, deren selbstständiges Erfahren grundlegend für das beschriebene Konzept ist. Lernen wird nach diesem Verständnis durch die eigene Neugier geleitet und die Förderung von Achtsamkeit und einem offenen Geist bleibt gewahrt (vgl. Cornell 2006).

Die Wildnispädagogik hebt sich somit in ihren Lehr- und Lernformen von anderen pädagogischen Ansätzen ab. Sie orientiert sich an einer Form des Lernens, wie sie unter anderem von indigenen Völkern Nordamerikas in vorkolonialen Lebensweisen praktiziert wurde. Zentral ist hierbei das Lernen als Leben im Hier und Jetzt, in der Natur und von der Natur (vgl. Young et al. 2010). „Richtung und Rhythmus der Lernsituation richten sich nach den intrinsischen Interessen des Lernenden und den aktuellen Notwendigkeiten des Lebensalltags“ (Densing et al. 2016, 249), was eine Unterscheidung zwischen Lernen und Leben hinfällig werden lässt. Wissensaneignung findet daher niemals kontextfrei statt, sondern im sozialräumlichen Miteinander und dem Leben in der Natur. Das Lernen in der Natur und die Verbindung zu ihr streben weiterhin keinem Endpunkt des Erfahrbaren entgegen, als ob der Lern- und Einbettungsprozess einmal abgeschlossen sein könnte, sodass Wildnispädagogik grundsätzlich alle Altersgruppen einbezieht. Dem Lehrenden kommt eher die Rolle eines Prozessbegleiters zu, welcher durch gezielte Fragen die Neugier, Intuition und Kreativität des Lernenden weckt, fördert und sie sich frei entfalten lässt. Er regt an, über die eigenen Grenzen hinauszugehen und erzählt Geschichten, die individuelle, lehrreiche Schlüsse ermöglichen (vgl. Young et al. 2010).

Zentrale und immer wiederkehrende Elemente der Wildnispädagogik sind Kreisläufe und kreisförmige Strukturen, wie sie auch in der Natur fortwährend wiederholt auftreten. Ob sich auf Kreisbahnen bewegende Elektronen, spiralförmige DNA, die Umlaufbahnen und Formen von Planeten, das Kreisen der Erde um die Sonne, die Zyklen der Jahreszeiten, Himmelsrichtungen, das Formen von Kugeln als angestrebter niedrigster Energiezustand, kreisförmige

Wirbel durch starke Winde und Wasserströmungen – die Beispiele sind zahlreich und überall zu finden (vgl. Manitonquat 2000). In verschiedenen Kulturen auf allen Kontinenten der Erde wird der Kreis seit jeher als grundlegendes und ganzheitliches Element der Kommunikation, Lebensgestaltung, Aufgabenverteilung und zahlreicher Rituale genutzt (vgl. Zimmerman & Coyle 1996; Young et al. 2010).

Als Konzept der heutigen Zeit findet die Wildnispädagogik auch auf westlich-städtische Milieus Anwendung und stellt dabei sowohl eine Geisteshaltung, als auch eine Methodensammlung dar (vgl. Young et al. 2010). Einige ihrer Kernelemente umfassen das Fragenstellen, das Erzählen von Geschichten zur Förderung von Neugierde, Intuition und Kreativität, den „Sitzplatz“ als regelmäßige Übung in der Natur zur Schulung der Wahrnehmung und Achtsamkeit, das wiederholte Aufgreifen natürlicher Kreisläufe in verschiedenen Praktiken und Zeremonien, wie auch die Kommunikation im Kreis (vgl. Cornell 2006; Young et al. 2010; Song 2016). Auf letzteres wollen wir nun näher eingehen.

Kreiskommunikation zur Verwirklichung von Teamarbeit

Wie schafft man es eine Gruppe von Kindern dazu zu bringen, das vorbereitete und nach eigenem Ermessen „tolle“ Programm zu erleben (und ebenfalls toll zu finden)? Ein gängiger Weg wäre sie zu versammeln und ihnen zu erzählen, wie das funktioniert, was sich ausgedacht wurde; eben die Regeln des nächsten Programmpunktes zu beschreiben. Das bedeutet, dass der leitende Teamer spricht, die Teilnehmenden zuhören und ausführen was angesagt ist. Manchmal klappt das. Manchmal nicht.

Nicht zum Beispiel, wenn die Teilnehmer eine Gruppe von Fünft- und Sechstklässlern Anfang der Pubertät sind, die sich nach einem sechststündigen – von Sitzen und Zuhören geprägtem – Schultag im Wald zusammenfinden. Schnell folgt die Einsicht: Die Kinder haben eigene Vorstellungen und Ideen wie sie die Zeit gestalten können. Wie aber kriegt man heraus, was die Einzelnen möchten? Und was davon ist gruppentauglich? Der Lauteste ruft „Freizeit!!“, der Leiseste sagt nichts. Einige Stimmen bemerken: „Können wir was spielen? Sonst ist es langweilig [...]“. Wie kriegt man heraus, was die Gruppe möchte – in einer Form, die für alle zufriedenstellend und in Ordnung ist?

Als strukturierendes Element der Gruppenkommunikation führten wir deshalb den Redekreis ein. Die Regeln sind leicht zu verstehen: Es gibt einen Redestab (oder -stein) und wer diesen in der Hand hält, darf sprechen. Um Spannungen und Streit vorzubeugen, soll nur über sich selbst gesprochen werden. Der Redestab geht reihum, sodass alle Teilnehmenden die Möglichkeit bekommen zu sprechen. Erfolgt in der ersten Runde keine Einigung, werden weitere Runden gedreht, solange bis nach Möglichkeit eine Entscheidung im Konsens gefällt wird. Im Kreis wird jeder gehört und seine Meinung wahrgenommen.

Ebenso wie in dem beschriebenen Beispiel einer Gruppe unseres Schulclubs spielt der Redekreis in der Zusammenarbeit als Team eine grundlegende Rolle. Wir haben ihn als zentrales Element der Wälderwärts-internen Begegnung und Diskussion gewählt und bislang zahlreiche positive Erfahrungen damit gemacht. Verschiedene Situationen mit Diskussionsbedarf sind ein bedeutender Teil intensiver Zusammenarbeit. Dafür haben wir einen Weg gefunden, der sich für alle Beteiligten adäquat anfühlt und bis heute zahlreiche kreative Prozesse, neue Ideen, Konkretisierungsvorhaben und das fruchtbare Austragen von Meinungsverschiedenheiten ermöglicht hat. Welche Besonderheiten kennzeichnen diese Form der Kommunikation?

Circle started around the cook-fires of humanity's ancestors and has accompanied us ever since. We remember this space. When we listen, we speak more thoughtfully. We lean in to shared purpose. (The circle way 2016)

Bereits vor 50.000 Jahren versammelten sich Menschen verschiedenster Kulturen in Kreisen, um über Fragen und Entscheidungen zu sprechen, die grundlegend für ihr Zusammenleben waren (Baldwin 1998). Der Kreis steht für respektvolle und zugewandte Kommunikation, für Ehrlichkeit und Offenheit in einem vertrauensvollen Umfeld (vgl. Manitonquat 2000). Lange war er Mittelpunkt des Lebens in Gemeinschaft und Gestaltungsgrundlage für die Art des Zusammenlebens, für gemeinsames Lernen, Lehren, Feiern, Diskutieren, Streiten und das Finden von Lösungen (vgl. Baldwin 1998). Historische Nachweise für die Tradition der Kreiskommunikation sind vielfältig. Bereits im antiken Griechenland wird der Redekreis als Ansatz der Konfliktlösung gepriesen, beispielsweise in der Auseinandersetzung zwischen Achilles und Agamemnon (vgl. Zimmerman & Coyle 1996) oder innerhalb des Trojanischen Rates in Homers Ilias (vgl. Presley 2014). Daneben finden sich Formen der Kreiskultur weit verbreitet in nativen Kulturen Nordamerikas und auch für die Islamische Welt wird die Begegnung und Konversation im Kreis als zentral und wichtig beschrieben (vgl. Zimmerman & Coyle 1996).

Es wird davon ausgegangen, dass der ganzheitliche und natürliche Charakter der Begegnung und Kommunikation im Kreis durch die Präsenz und Wiederholung kreisförmiger Strukturen in der Natur inspiriert ist, wie sie bereits im vorherigen Kapitel aufgeführt wurden (vgl. Manitonquat 2000). Denn die Nähe und Verbindung zur Natur ist zentral für die Bedeutung und Wirkungsweise der Kreiskommunikation. Menschen als Teil der Natur brauchen „[...] eine menschliche Größenordnung des Lebens, eine, die nahe bei der Quelle bleibt, bei der Erde und unseren Mitwesen [...]“ (Manitonquat 2000, 61). Die Verbindung zur Natur, zu uns selbst und den uns umgebenden Menschen ist Teil des Menschseins und ebenso zentraler Teil des Redekreises (vgl. Baldwin 1998).

Am Beginn eines Redekreises steht eine bestimmte Form der Eröffnung. Die Anwesenden sollen eingeladen werden, im Moment anzukommen und ihre Aufmerksamkeit von allen individuellen Außenwelten in den Kreis zu richten. Was genau dieses Startritual beinhaltet ist zweitrangig. Gängige Rituale umfassen

einen Moment der Stille, das Räuchern mit verschiedenen Kräutern, ein gemeinsames Lied, eine Geschichte oder eine Danksagung. Ebenso wichtig ist das Entlassen aller Beteiligten am Ende der Zusammenkunft. Ein definiertes Schließen ermöglicht ein Fazit des Gesprächs, das gemeinsame Gefühl von Dankbarkeit für das Geschehene, entlässt die Beteiligten aus der Intensität der Aufmerksamkeit und ermöglicht ein sanftes Zurückkommen in die eigene Welt (vgl. Baldwin 1998; Baldwin & Linnea 2010a).

What transforms a meeting into a circle is the willingness of people to shift from informal socializing or opinionated discussion into a receptive attitude of thoughtful speaking and deep listening. (Baldwin & Linnea 2010b, 1)

Ein zentrales Element des Redekreises ist die intensive, exquisite Aufmerksamkeit der Zuhörenden. Sie stellt den Eingang zur der Besonderheit und dem Geheimnis dar, die dem Redekreis innewohnen. Im Kreis kann Jeder den Anderen sehen. Zugehört wird mit mehr als nur den Ohren. Das Gebot nicht impulsiv auf das Gesprochene zu reagieren, sondern in innerer Ruhe zu lauschen bis man selbst an der Reihe ist zu sprechen, erlaubt die Wahrnehmung des Gesprochenen ohne spontane Reaktionen. Der Wunsch, auf das Gesagte etwas zu entgegnen, kann reifen, oder sich erledigen bis der Redestab bei einem selbst angelangt ist. Persönliche Erwartungen und Ansprüche stehen hinter der vollen Aufmerksamkeit für den Sprechenden zurück. Dies eröffnet den Raum für Empathie und Zugewandtheit während des Zuhörens. Neben den gesprochenen Worten nehmen die Zuhörenden mehr und mehr die Inhalte zwischen den Worten wahr, wodurch sich ein Gefühl für den Kern der gesprochenen Inhalte entwickeln kann. Diese Atmosphäre kann für Konfliktsituationen oder kreative Prozesse, in denen verschiedene Meinungen und Ansichten zusammengetragen werden, besonders wertvoll sein (vgl. Zimmerman & Coyle 1996).

Empathie gibt den Anderen die Chance, sich zu öffnen, um gemeinsam an die Wurzel der Emotion zu kommen. (Tagaras 2013, 68)

Die Haltung der Zuhörenden und die Regeln des Kreises eröffnen dem Sprechenden ein Umfeld von Vertrautheit und Sicherheit. Das Wandern des Redestabes erlaubt es jedem Einzelnen zu sprechen solange er oder sie möchte. Oder auch nichts zu sagen. Vor allem für Menschen, die zu Zurückhaltung oder Stille neigen, kann die Ermutigung durch interessierte und aufmerksame Zuhörer eine außergewöhnliche Erfahrung sein. Die Praxis zeigt, dass die besondere Atmosphäre im Kreis bestärkt und anregt sich zu öffnen, Schutzschilder fallen zu lassen und wahre Emotionen auszudrücken; direkt und spontan aus dem Herzen zu sprechen (vgl. Zimmerman & Coyle 1996; Manitonquat 2000).

The facilitator has to know to contain a strong story in the circle and work with the wilderness that may come out of it. (Zimmerman & Coyle 1996, 154)

Sofern es einen solchen gibt, kommt dem Moderator eines Kreises eine besondere Rolle zu. Seine Aufgabe sollte sein, die Besonderheit des Prozesses zu erhalten, ohne dabei maßgeblich in den Inhalt einzugreifen oder eine autoritäre Position einzunehmen. Er ist eher Vermittler als Leiter. Im Vordergrund steht das

feine Abwägen zwischen einer angemessenen Form der Unterstützung und Erhaltung des Vorhabens einerseits, und einem zu autoritären Eingreifen andererseits. Letzteres kann polarisierend wirken und zu Rückzug in einer emotional empfindlichen Situation führen. Der Ausgang des Gespräches im Redekreis ist nicht vorhersehbar und entwickelt sich im Prozess unter der Beteiligung aller Anwesenden. Der Wunsch, das Forcieren oder Projizieren eines gewünschten Gesprächsausgangs steht diesem Prozess der Entfaltung im Wege. Zentral ist deshalb, von dem Vorhaben zurückzutreten, ein gewünschtes Ergebnis zu erzielen (vgl. Zimmerman & Coyle 1996). Unsere eigene Erfahrung zeigt, wie herausfordernd und zugleich erfüllend eine solche Position in Programmen mit Gruppen sein kann. Wenn auch eine Leitung mit der Aufgabe Überblick und Fokus zu halten in verschiedenen Situationen hilfreich sein kann, verzichten wir im Rahmen teaminterner Redekreise meist auf eine solche, um hierarchischen Strukturen in den eigenen Reihen entgegen zu wirken.

Spannungsfelder bei der Teamarbeit von Wälderwärts

Als Mentoren des Vereins Wälderwärts e.V. arbeiten wir mit wildnispädagogischen Konzepten nicht nur in der Ausführung der Programme, sondern auch in der teaminternen Organisation und Zusammenarbeit. Im Folgenden werden drei Spannungsfelder aufgezeigt, welche in unserem bisherigen gemeinsamen Wirken zum Thema wurden. Im Rahmen eines Erfahrungsberichtes wird erläutert, wie wir diesen mithilfe wildnispädagogischer Konzepte begegnet sind. Antworten im Umgang mit Unterschiedlichkeiten finden wir hierzu maßgeblich in der Kreiskommunikation und dem Bewusstsein um natürliche Zyklen.

Arbeitspensum – Freiwilligkeit vs. Verpflichtung

Mit bereits zu Beginn vorhandener, großer Euphorie folgten auf unsere ersten Treffen des gegenseitigen Kennenlernens und Pläneschmiedens alsbald die ersten Ausflüge mit Kindern aus Göttingen. Mit der Zeit wurden Elan und Motivation nicht schwächer; wir entwickelten Programme und führten sie durch, vernetzten uns mit anderen Akteuren, gestalteten eine Homepage, kümmerten uns um Öffentlichkeitsarbeit und Werbung, gründeten einen Verein. Wachstum, Ansprüche und Aufgaben steigerten sich. In einem solchen Kontext lohnt sich zu reflektieren, wie mit der Verteilung von anstehenden Arbeitsaufgaben umgegangen wird. Bei unserer Zusammenarbeit legten wir lange keine konkreten Zuständigkeiten einzelner Personen fest. Projektideen und Kontakte wurden von verschiedenen Mitgliedern in die Gruppe getragen, dort diskutiert und im Laufe der Zeit definierte sich – meist von selbst – die jeweilige Zuständigkeit und Verantwortlichkeit. Anstehende Aufgaben wurden benannt und meist löste sich die Zuteilung durch ein: „Ja, ich kann das gerade gut übernehmen“, bzw. „Ich

habe Lust darauf!“. In anderen Situationen brachte eine Person eine neue Idee ein, legte mit Feuer und Flamme los und zog damit andere im Team mit.

Mit den wachsenden und komplexer werdenden Aufgaben im Laufe des letzten Jahres wurde uns jedoch klar, dass unser Vorgehen mehr Struktur erfordert. Durchzuführende Programme und Termine, Anmeldungen und einheitliche Kommunikation nach außen, Werbung, Öffentlichkeitsarbeit, Homepagepflege, Vereinsorganisation, Kontakte zu verschiedenen Personen und Institutionen, Teamtreffen, Kommunikation untereinander, interne Gruppenfestigung, ... Ohne konkrete Zuständigkeiten für einzelne Bereiche zu acht den Überblick über die zunehmend komplexer werdenden Aufgabenfelder zu behalten wurde immer schwieriger und unübersichtlicher. Zudem wuchs die Bedeutung langfristigen Denkens und Handelns, über die aktuell anstehenden Aufgaben hinaus. Dies wurde uns z.B. durch geringe Anmeldezahlen bei zu kurzfristig beworbenen Veranstaltungen klar. Das Gefühl der Überforderung und des fehlenden Überblickes veranlasste uns, dieses Thema in der Gruppe anzugehen. Hinzu kam die Frage: „Wer will überhaupt wie viel machen?“. Bislang ist Wälderwärts für uns eine Freizeitbeschäftigung und kein Hauptberuf. Wie sind Freiwilligkeit, Freude und Spaß mit Verpflichtungen und Aufgaben, auf die keiner Lust hat, in Einklang zu bringen?

Im Redekreis gehen wir seither regelmäßig den Fragen „Wie geht es mir mit Wälderwärts momentan?“, „Habe ich das Gefühl zu wenig/zu viel zu machen?“, „Wie viel Zeit möchte und kann ich in Wälderwärts investieren?“ nach. Neben der anhaltend starken Begeisterung für die gemeinsame Arbeit und die Energie im Team wird hier Klarheit und freundliche Abgrenzung kommuniziert. Das Bewusstsein über die teaminternen Ressourcen schafft gleichzeitig ein Bewusstsein über die mögliche Geschwindigkeit von Entwicklung und Wachstum des Vereins. Der intensive Austausch im Kreis macht immer wieder deutlich, dass das Wachstum aus der Mitte der Gruppe für unsere Arbeit und das Miteinander zentral ist. Es geht nicht darum, möglichst schnell möglichst viele Programme aus dem Boden zu stampfen; sondern es geht vor allem darum, dass sich alle im Team gut fühlen mit dem was wir machen. Trotz der Besinnung ist aber gleichzeitig klar, dass die Intensität unserer Zusammenarbeit eine Bereitschaft fordert, auch einmal ohne großen Elan Pflichtaufgaben und erhebliches Arbeitspensum zu erledigen. Dies geht mit Verbindlichkeit und Verantwortung einher, zu der wir uns alle bekennen. Das ist ebenso deutlich zu spüren wie der Zusammenhalt in der Gruppe und das Bedürfnis, einander in Drucksituationen zu entlasten. Gegebenheiten, in denen ein Teammitglied seiner angekündigten Verantwortung (auch kurzfristig) nicht nachkommen konnte, konnten bislang immer durch die aufrichtige Bereitschaft eines oder mehrerer anderer Menschen im Kreis bewältigt werden.

Zentral für die Gestaltung unserer Zusammenarbeit ist auch die Kommunikation außerhalb der Teamtreffen. Inzwischen hat sich dafür ein internes Onlineforum als Plattform etabliert, dessen Struktur im Laufe der Zeit

immer weiter angepasst und optimiert wurde. Mit diesem System können wir uns mit viel Überblick zu einzelnen Themenbereichen austauschen. Zudem gründeten wir Arbeitsgruppen, die im kleinen Kreis kommunizieren, um mit dem anstehenden Arbeitspensum strukturierter umgehen zu können. Sie arbeiten eigenverantwortlich, treffen Einzelentscheidungen und kommunizieren nur zentrale Aspekte im großen Plenum.

Nach der Beschreibung unseres Umgangs mit einem Zuviel an Arbeitspensum im obigen Absatz scheint ein weiterer Aspekt spannend: Wir kennen Situationen, in denen zu viele Wälderwärtler Interesse an einer Aufgabe zeigen. Ein typisches Beispiel hierfür sind Situationen, in denen die Durchführung von Programmen im Wald ein bis zwei Teamer erforderte, zu denen aufgrund großer Lust im Extremfall jedoch das gesamte achtköpfige Team erschien. Wir amüsierten uns über Situationen, in denen die Anzahl der Teilnehmer kleiner war als die der Mentoren. Schließlich waren sie Ausdruck der großen Begeisterung, die uns so stark vereint. Über wirtschaftliche Effizienz mussten und wollten wir an dieser Stelle nicht nachdenken. Irgendwann wurde jedoch deutlich, dass eine solche Konstellation auch problematisch sein kann. Gerade in unruhigen Kinder- und Jugendgruppen, die zumeist klare Strukturen erfordern, führt ein Überschuss an Teamern zu Verwirrung und Verunsicherung durch unzureichende Orientierung auf Seiten der Teilnehmer. Wieder führt das offene Gespräch im Kreis und damit verbundene Ehrlichkeit und Empathie zu situationsbedingten und für alle passenden Lösungen, indem nun Übermaße an Teamern vermieden werden.

Die selbstständige Entwicklung von Zuständigkeiten und verlässliche Übernahme von Verantwortung führen zu einer Form der Arbeitsteilung, die Eingriffe zur Kontrolle minimiert. Dieser Prozess erlaubt das freie und interessen-gesteuerte Finden von Aufgaben und Entfaltung der eigenen Fähigkeiten im Verein. Diese Freiheit und Freiwilligkeit führt zu Identifikation und Zufriedenheit in und mit der Gruppe. Gleichzeitig erforderten das Gefühl der Überforderung und das Bedürfnis nach Strukturiertheit und Überblick im Laufe der Zeit ein gewisses Maß an Verpflichtung und Kontrolle. Der Prozess des Abwägens zwischen Freiwilligkeit und Verpflichtung, zwischen Laufenlassen und Kontrolle bzw. Zuteilung ist ein dynamischer. Die enge Kommunikation im Kreis erlaubt Übersicht und Struktur ohne Kontroll- oder Zwangsverhältnisse.

Rhythmus – Hochphasen vs. Tiefphasen

Nicht nur das Arbeitspensum unterliegt Schwankungen. Die Motivation, der Spaß an der Sache und die Bereitwilligkeit Arbeit in das gemeinsame Vorhaben zu stecken, bewegen sich zwar seit unseren Anfängen vor rund zwei Jahren auf hohem Niveau, sind aber ebenfalls gewissen Schwankungen unterworfen. Wie wir diese erleben und ihnen begegnen, soll in diesem Abschnitt Thema sein.

Eine Hochphase kann zum Beispiel heißen, dass zwei Mal die Woche Teamtreffen stattfinden, eine brandneue und eigenhändig gestaltete Homepage

das Licht des world wide web erblickt und ein Preis in Höhe von rund 3.500 € gewonnen wird. So ist es ein unglaubliches Gefühl, Teil eines Vorhabens zu sein, das vor wenigen Monaten eine noch wenig konkrete Idee war und sich alsbald durch die gemeinsam investierte Energie in solchen Formen manifestierte. Dies war und ist nach wie vor bei jedem Teammitglied sicherlich sehr unterschiedlich, aber nicht selten wird bei manchen in solchen Phasen jede freie Minute, die nicht in andere Verpflichtungen fließen muss, in Wälderwärts gesteckt. Wie könnte hier ein Spannungsfeld entstehen? Es gibt sicherlich kaum etwas, was mehr beflügelt.

“Success dulls, failure teaches.” (Song 2013, 4)

Hochphasen können insofern eine Herausforderung sein, als dass es schwer fällt mit den Füßen auf dem Boden zu bleiben und sich darauf zu fokussieren, was Priorität hat. Es wäre nicht das erste Beispiel eines Vorhabens, sei es einer Initiative oder einer Firma, die zu schnell gewachsen ist und dabei das Maß des Wachstums auf Dauer nicht halten konnte. In unserem Team wuchs die Erkenntnis, dass Entwicklung, die aus solchen Hochphasen folgt, nachhaltig sein und von allen in der Gruppe getragen werden können muss. Übermotivation in Form von Öffentlichkeitsarbeit, dem Ausschreiben immer mehr und neuer Programme, dem Knüpfen von Kontakten zu Kooperationspartnern und der Ausweitung der Homepage (um nur ein paar Arbeitsfelder zu nennen) ziehen in Folge immer mehr Arbeit nach sich. Das Ergebnis einer solchen Phase kann eine sein, in der Ermüdung und Überarbeitung Überhand nehmen.

„Ihr habt mich abgehängt.“ (Teammitglied, Sommer 2016)

In solchen Phasen wurde besonders deutlich, was für unterschiedliche Charaktere in unserer Gruppe zusammenkommen und wie es umso wichtiger wird eine gute Kommunikation aufrecht zu erhalten, wenn die Geschwindigkeit an Fahrt gewinnt. Manche investierten überaus viel Energie, Werbung zu machen und unser gemeinsames Vorhaben an die Öffentlichkeit zu bringen, während andere den Fokus auf interne Prozesse haben und andere Aspekte für weitaus wichtiger halten. An dieser Stelle findet ein wichtiger Lernprozess in Bezug auf unsere interne Kommunikation statt. Während anfänglich zunächst überaus großer Wert darauf gelegt wurde möglichst jede Entscheidung gemeinsam in der Gruppe zu treffen, wurde nach einiger Zeit deutlich, dass diese Gestaltung zu komplex wurde. Zudem wuchs die Menge an Arbeit, sodass der Konsensprozess ein erhebliches Maß an Energie kostet und in dieser Form ineffizient und kaum umsetzbar scheint. So wurden Arbeitsgruppen gegründet, die selbstständige Handlungs- und Entscheidungskompetenz haben. Die Übertragung von Verantwortung für einzelne Aspekte und Bereiche auf wenige bzw. einzelne Personen ermöglicht Entlastung.

Mit dem obigen Zitat „Ihr habt mich abgehängt“ werden allerdings ebenfalls die Schattenseiten, dieser zunächst hervorragenden Idee einer Arbeitsteilung und „Spezialisierung“ deutlich. Trotz exekutiver Entscheidungskompetenz sind Rücksprachen und Transparenz in der Kommunikation erforderlich. Über

Kommunikation und Berichterstattung von Kleingruppen im Onlineforum, sowie regelmäßigen großen Plenen lässt die Arbeitsgruppe die anderen wissen, woran sie gerade arbeitet. So schaffen wir Balance zwischen den Arbeitslasten und einhergehenden Frustrationen, die aus Hochphasen entstehen, sowie Intransparenz durch effektive Nicht-Kommunikation, um die Identifikation mit und Motivation im Verein aufrecht zu halten. Im Sinnbild des Kreises ausgedrückt entsteht der Eindruck von Zahnrädern, die ineinandergreifen, sich gegenseitig bedingen und deswegen auch die Geschwindigkeit, mit der sie sich drehen, auf einander abstimmen müssen.

Tiefphasen können bedeuten, dass andere Verpflichtungen, seien es Studium, Arbeit, Familie oder anderes was das Leben für einen bereithält, einen so fest im Griff haben, dass es kaum möglich ist eine solch überschäumende Motivation für unser Projekt aufzubringen. Hinzu kann kommen, dass einige der mühsam entworfenen und beworbenen Programme ausfallen müssen, weil nicht genügend Anmeldungen vorliegen oder die wenige Zeit, die für Wälderwärts bleibt, mit trockener Schreibtischarbeit für Finanz- oder Vereinsthemen gefüllt ist.

In solchen Zeiten wird sicherlich die Beständigkeit der Motivation geprüft. Solche, die aufkocht, wenn „alles läuft“, gibt es sicherlich häufig, aber Durchhaltevermögen ist genauso von Bedeutung. Patentrezepte, wie man mit Tiefphasen umgeht, konnten wir bisher nicht entwickeln. Wir merken jedoch, dass der Zusammenhalt in der Gruppe Kraft und Motivation gibt, die Tiefphasen durchzustehen. Gleichzeitig hilft eine Rückbesinnung und Würdigung bereits vollbrachter Leistungen, um das gefühlte Tief einzuordnen.

Die in der Wildnispädagogik vermittelten Vorstellungen von natürlichen Zyklen und Kreisläufen helfen ebenfalls, Rhythmen zwischen Hoch- und Tiefphasen zu akzeptieren und Frustrationen zu reduzieren. Diese haben weniger damit zu tun „wie“ es läuft, also eher gut oder eher nicht so gut, sondern „was“ läuft, also auf welchen Arbeitsschritten und Prozessen gerade der Fokus der Gruppe liegt. Nach rund zwei Jahren der Zusammenarbeit stellt sich langsam ein Gefühl für einen übergeordneten Rhythmus ein, der wie alles andere mit dem Lauf der Jahreszeiten geht. Im Frühling und Frühsommer ist es Zeit hinauszustürmen, neue Programmformate auszuprobieren und selbst viel zu entdecken. Im Hochsommer erleben wir ein „Sommerloch“ in denen wohl Ferienfreizeiten laufen, aber die wöchentlichen Programme erst einmal ruhen – nach all dieser Aktivität ist es Zeit für eine kleine Pause. Danach nimmt die Aktivität wieder Fahrt auf, bis sich im Herbst die Energie wandelt und es Zeit wird zu feiern, was in der vergangenen Saison alles erreicht wurde; auf das, was geschehen ist, zurückzublicken und daraus für das nächste Jahr zu lernen. Im Winter selbst gibt es zwar auch Programme, aber der Fokus liegt auf gruppeninternen Prozessen, auf Besinnung und Innenschau: „Fühlen sich alle noch gut damit, wie wir es machen?“ – „Was könnte besser laufen?“ – „Was ist unsere Vision?“ – „Wo wollen wir hin?“ – „Brauchen wir andere Arbeitsgruppen?“ Dies sind gängige Fragen, für die es nun Raum gibt. Zudem

sind die Angebote für die nächste Saison ein Thema, bevor diese im Frühling dann wieder mit Kraft und Freude gestartet werden können.

Ein Bewusstsein für diese natürlichen Rhythmen, die immer noch erstaunlich viel mit unserem Leben zu tun haben, wird in der Wildnispädagogik vermittelt. Es scheint, als würde sich unser Handeln in der Gruppe automatisch auch so ausrichten. Dennoch ist es enorm hilfreich, mit diesem Wissen um die natürlichen Rhythmen bewusst in die einzelnen Phasen einzutreten und ihre Energie aktiv für uns zu nutzen.

Wachstum – Offenheit vs. Vertrautheit und Stetigkeit vs. Dynamik

In der Ursprungsidee von Wälderwärts liegt es unter anderem, eine Plattform für Naturmentoren zu sein, die ihre Fähigkeiten und Ideen für Programme ausleben und ausprobieren möchten, ohne den Aufwand auf sich nehmen zu müssen sich selbstständig zu machen. Dem Fehlen eines geeigneten Rahmens um tolle Ideen verwirklichen zu können, möchte Wälderwärts Abhilfe verschaffen. Die Arbeit, die erforderlich ist um diesen Rahmen aufzustellen und auch zu halten, wird von unserem achtköpfigen „Kernteam“ geleistet. In diesem Grundgedanken ist zunächst kein Spannungsfeld ersichtlich: Wer als „externer“ Naturmentor über den Verein ein selbst entwickeltes Programm anbieten möchte, ist herzlich eingeladen dies zu tun. Zudem sind wir offen für alle, die Lust haben sich unserem „Kernteam“ anzuschließen! ...Doch wie gestaltet sich das in der Praxis?

Durch die gemeinsame Arbeit (und Überschneidungen durch vorher existierende private Freundschaften) entstanden schnell nicht nur ein gutes Arbeitsverhältnis aller in der Gruppe, sondern auch enge freundschaftliche Bindungen. Inzwischen kann – je nach Menge an Arbeit, die für Wälderwärts ansteht – gar nicht genau gesagt werden, ob mehr Freizeit wie z.B. gemeinsame Ausflüge in den Harz zum Spurenlesen oder Bogenschießen, Waldübernachtungen, Wochenendausflüge oder gemeinsame Filmeabende zusammen verbracht, oder mehr Zeit für die gemeinsame Arbeit im Projekt aufgebracht wird. Diese Vertrautheit schafft eine unvergleichliche Arbeitsbasis.

Im Laufe der Zeit erreichten uns immer wieder Anfragen von Interessierten, die gerne auf die eine oder andere Weise bei Wälderwärts mitwirken wollten. Obgleich sich bei den meisten Anfragen herausstellte, dass das bekundete Interesse flüchtig war, stellen wir auch fest, dass die Herausforderung neue Personen in die Gruppe aufzunehmen eine größere Hürde darstellt. Dieser Umstand macht deutlich, wie komplex sich die Zusammenarbeit gestaltet, wie lange es dauert und auch wie viel Energie es benötigt um zunächst Externe in die Arbeitsabläufe und internen Vorgänge „einzuarbeiten“. Dies scheint vor allem in Phasen, in denen die Arbeit für das gemeinsame Projekt ohnehin den allermeisten über den Kopf zu wachsen droht eine kaum zu bewältigende Aufgabe zu sein. Womöglich ist es manchen Interessenten auch nicht bewusst, was für ein

Arbeitsaufwand das Mitwirken im „Kernteam“ bei einer solchen Initiative erfordert – wobei Initiative in diesem Zusammenhang ein Schlüsselbegriff ist.

Unsere Zusammenarbeit basiert in hohem Maße auf Eigenverantwortung und selbst mit eingebrachter Initiative und Kreativität. Durch die gänzlich fehlenden hierarchischen Strukturen oder klaren Regelung einer Führungsposition gibt es niemanden der anderen sagt, was zu tun oder zu lassen ist. Dies basiert insbesondere auf der Idee des Kreisbewusstseins, welche eingangs beschrieben wurde. Obwohl wir mittlerweile „Mechanismen“ wie gegenseitige Erinnerungen an bestimmte Dinge eingebaut haben und es klare Zuständigkeitsbereiche gibt, erhält sich das System von selbst – ohne vertikale „Machtstrukturen“, die Arbeitsabläufe und Aufgaben vorgeben. Dies erfordert von jedem sich eigenständig einzubringen und seinen eigenen Platz im Kreis zu finden. Da wir selbst nach wie vor im Prozess sind uns in der Gruppe – sowohl intern, als auch in Bezug auf unsere Außenwirkung und Programmangebote – zu positionieren, schien es Abschnittsweise nicht praktikabel in solchen Findungsphasen neue Gruppenmitglieder aufzunehmen. Die Herausforderung die Interessen, Visionen und Ideen von den acht bestehenden Mitgliedern auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen reichte bereits aus, um uns auszulasten. Die Offenheit neuen Mitgliedern gegenüber, welches eine der Kernideen unseres Vorhabens ist, sollte aber keinesfalls darunter leiden. Es entstand lediglich ein Bewusstsein dafür, dass es – wie mit den oben beschriebenen natürlichen Rhythmen – Zeiten gibt, in denen es einfach möglich ist die Gruppe zu erweitern und ebenso Zeiten, in denen eine Fluktuation der Mitglieder (denn nicht alle Interessenten finden das, was sie suchen und gehen wieder) nicht zielführend ist.

Eine feste Kerngruppe führt auch zu einer gewissen Stetigkeit – in vielerlei Hinsicht. Dies zeigt sich beispielsweise im Auftreten Teilnehmern oder Kooperationspartnern gegenüber oder in der Einheitlichkeit der Programminhalte. Einerseits kann die Herausforderung bei einer wechselnden „Besetzung“ sein, diese Stetigkeit und die Richtung eines gemeinsamen Zieles zu wahren. Andererseits besteht die große Bereicherung in der Dynamik, die durch neue Ideen, Visionen und Motivation neuer Mitglieder mit eingebracht wird, sowie dem Geschenk was jeder von uns mitbringt, welches keiner sonst auf der Welt zu geben hat.

Mit dem Bewusstsein um die Herausforderungen aber auch großen Bereicherungen, die es mit sich bringt eine offene Gruppe zu sein, haben wir noch keinen abschließenden Umgang mit dem Thema gefunden. Derzeit hat sich bewährt Interessenten die Rückmeldung zu geben, dass sie stets willkommen sind und in gemeinsamen Gesprächen vorab herauszufinden, was es ist, was sie sich erhoffen und sich wünschen. Oftmals können hierbei auch unterschiedliche Formen der Zusammenarbeit gefunden werden – es muss und möchte nicht jeder gleich im „Kernteam“ mitarbeiten. So können auch solche, die bereits eine Idee für ein eigenes Programm haben dieses einfach über Wälderwärts als Plattform anbieten oder als externe Referenten bezahlt werden, ohne gleich an Prozessen,

die den Verein an sich betreffen, mitarbeiten zu müssen. Unsere Erfahrung aus diesem Spannungsfeld heißt also, den Anfragen mit großer Offenheit und Flexibilität zu begegnen und auch lernen zu sagen, wenn es zu einem anderen Zeitpunkt besser passt. Unser Fazit lautet jedoch eindeutig: Wir freuen uns auf viele neue Gesichter, die Lust haben sich mit Eigenverantwortung und Initiative einzubringen!

Fazit

Als gemeinnützige Initiative stößt Wälderwärts wie aufgezeigt in vielerlei Hinsicht auf Grenzen bei der praktischen Umsetzung ihrer Ideale. Wildnispädagogische Grundverständnisse von menschlichem Zusammenleben in der Natur und miteinander helfen uns Teamern in doppelter Hinsicht, diesen Erfahrungen zu begegnen. Erstens werden über die Freiheiten egalitärer Kreiskommunikation kreative Lösungen gefunden Handlungsspielräume zu erweitern und eine Identifikation der Gruppenteilnehmer mit Wälderwärts zu erzeugen. Die Mischung aus Zwanglosigkeit und freiwilliger Selbstverpflichtung schafft eine Kommunikation des Verständnisses für Wünsche und Absichten der einzelnen Teilnehmer. Wildnispädagogik lehrt uns Achtsamkeit und Respekt in sozialen und natürlichen Kontexten. Starre Rahmungen und Einfältigkeiten werden im Dialog aufgelöst und kognitive Grenzen ausgeweitet, um der Umsetzung gemeinsamer Ideale gerechter zu werden.

Zweitens hilft die Spiegelung der eigenen Arbeit an zyklischen Naturphänomenen, Akzeptanz für Schwankungen im Wirkungsgrad und vermeintliche Rückschläge zu schaffen. Phasen der Ruhe nicht als Stillstand oder Rückschritt wahrzunehmen, sondern zur Reflektion, Würdigung des Geschehenen und Kraftschöpfung für Zukünftiges zu begreifen, mindert Frustrationen.

Wildnispädagogik ist viel zu offen und flexibel angelegt, um Blaupausen oder technische Handbücher zur Team- und Vereinsarbeit zu generieren. Sie schafft jedoch Bewusstsein und legt Grundsteine, anpassungsfähig, spontan und kreativ zu sein, wenn unbekanntes Terrain entdeckt werden will. Sie kann als Quelle des Freimuts dienen, den es beim Verlassen vorangelegter Entwicklungspfade westlicher Gesellschaften und dem Aufsuchen einer stärkeren Verbindung zur Natur braucht.

Danksagung

Wir danken dem restlichen Wälderwärts-Team für diverse direkte und indirekte Unterstützung. Weiterhin danken wir dem Göttinger Stadtwald für seine Existenz und als Quelle der Inspiration. Insbesondere möchten wir uns bei dem Baum entschuldigen und bedanken, der uns unterstützte, dieses Schriftstück auf Papier zu bringen.

Literatur und Quellen

- Baldwin, C. (1998): *Calling the circle: the first and future culture*. New York.
- Baldwin, C. & A. Linnea (2010a): *The Circle Way. A Leader in Every Chair*. San Francisco.
- Baldwin, C. & A. Linnea (2010b): *Basic Guidelines for Calling a Circle*. In: PeerSpirit Inc. (Hrsg.): *The Lifework of Christina Baldwin and Ann Linnea...* Washington. Online unter: <http://bit.ly/2hRzqxj> (abgerufen am 2.12.2016).
- Burdette, H. L. & R. C. Whitaker (2005): *Resurrecting Free Play in Young Children. Looking Beyond Fitness and Fatness to Attention, Affiliation and Affect*. In: *Arch Pediatr Adolesc Med.* 159, 1, S. 46-50.
- Burki, S. J. & M. U. Haq (1981): *Meeting Basic Needs: An Overview*. In: *World Development 9*, The World Bank, Washington, S. 167-182.
- Chawla, L. (2015): *Benefits of Nature Contact for Children*. In: *Journal of Planning Literature* 30, 4, S. 433-452.
- Cohn, R. C. (2000): *Von der Psychoanalyse zur themenzentrierten Interaktion: von der Behandlung einzelner zu einer Pädagogik für alle*. Stuttgart.
- Cornell, J. (2006): *Mit Cornell die Natur erleben: Naturerfahrungsspiele für Kinder und Jugendliche*. Mühlheim an der Ruhr.
- Densing, E. M.; Fink, M.; Huhn, A.; Krämer, M.; Langner, S. & N. Wiechmann (2016): *Stärkung einer Naturverbindung von Kindern und Jugendlichen mittels wald- und wildnispädagogischer Ansätze – Ein Erfahrungsbericht aus Göttingen*. In: Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.): *Freizeit und Tourismus im Wandel. Der Beitrag geographischer Studien zu ausgewählten Fragestellungen*. ZELTForum 8, S. 241-259.
- Emmerij, L. (2006): *Turning Points in Development Thinking and Practice*. UNU-WIDER Research Paper 2006/08. New York.
- Gasper, D. (1996): *Needs and basic needs: a clarification of meanings, levels and different streams of work*. Institute of Social Studies Working Paper 210. Den Haag.
- Gebhard, U. (2013): *Kind und Natur. Die Bedeutung der Natur für die psychische Entwicklung*. Wiesbaden.
- Kuo, F. E. & A. Faber Taylor (2004): *A Potential Natural Treatment For Attention-Deficit/Hyperactivity Disorder: Evidence From a National Study*. In: *American Journal of Public Health* 94, 9, S. 1580-1586.
- Manitowic (2000): *Der Weg des Kreises*. Extertal.

- Presley, J. W. (2014): Robert Graves, The Anger of Achilles and the “Party of Hector.” *Gravesiana: The Journal of the Robert Graves Society* 4, S. 191-208.
- Song, T. (2013): *Entering the Mind of the Tracker: Native Practices for Developing Intuitive Consciousness and Discovering Hidden Nature*. Rochester.
- Song, T. (2016): *Becoming Nature. Learning the Language of Wild Animals and Plants*. Rochester.
- Stevens, M. S. (2015). *Strategisches Design der Zukunft: Erfolgsfaktoren der Kommunikation von Konsumgüterherstellern mit Digital Natives*. Wiesbaden.
- Tagaras, A. S. E. (2013): *Wildnisfamilie Ein Jahr leben wie ein Naturvolk*. Remscheid.
- The circle way (2016): *Change the chairs. Change the conversation*. Online unter: <http://www.thecircleway.net/> (abgerufen am 02.12.2016).
- UNESCO (1995): *Our Creative Diversity*. Paris.
- Wildniswissen (2016): *Wildnispädagogik. Berufsbegleitende Weiterbildung*. Online unter: www.wildniswissen.de/Wildnispaedagogik (abgerufen am 1.12.2016).
- Young, J., Haas, E. & E. McGown (2010): *Coyote’s guide to connecting with nature*. Washington.
- Zimmerman, J.M. & V. Coyle (1996): *The way of council*. Las Vegas.

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Simon Arbach, Dipl.-Ing.
E-Mail: simon@dorfgarten.org

Anna Betsch, M.Sc.
E-Mail: annabetsch@gmx.de

Vladimir Cikara, Dipl.-Bibl.
E-Mail: vladimir.cikara@gmx.de

Eva Maria Densing, B.Sc.
E-Mail: evamaria.densing@stud.uni-goettingen.de

Prof. Dr. Christoph Dittrich
E-Mail: christoph.dittrich@geo.uni-goettingen.de

Hannah Engelhardt, B.Sc.
E-Mail: hannah@engelhardt-goe.de

Prof. Heiko Faust
E-Mail: hfaust@gwdg.de

Prof. Dr. Dirk Felzmann
E-Mail: felzmann@uni-landau.de

Dr. Michael Fink
E-Mail: michael.fink@geo.uni-goettingen.de

Max Gaedtke, M.Sc.
E-Mail: mgaedtk@gwdg.de

Janes Gewer, B.Sc.
E-Mail: janes.grewer@stud.uni-goettingen.de

Dr. Maleika Gralher-Krengel
E-Mail: maleika.gralher@gmx.de

Maria Kaiser, B.Sc.
E-Mail: mariakaiser@posteo.de

Dr. Markus Keck

E-Mail: markus.keck@geo.uni-goettingen.de

Birgit Hannah Keppler, B.Sc.

E-Mail: Birgit.Keppler@stud.uni-goettingen.de

Prof. Dr. Werner Kreisel (i.R.)

E-Mail: wkreise@gwdg.de

Manja Kunzmann, M.Sc.

E-Mail: manja@dorfgarten.org

Sophie Langner, M.Sc.

E-Mail: sophie.langner@posteo.de

Katharina Najork, B.A.

E-Mail: katharina.najork@stud.uni-goettingen.de

Jelena Panke, M.Sc.

E-Mail: jelena.panke@gmx.net

Prof. Dr. Karl-Heinz Pörtge (i.R.)

E-Mail: kpoertg@gwdg.de

Dr. Tobias Reeh

E-Mail: treeh@gwdg.de

Dr. Sonja Weissteiner

E-Mail: sonja@weissteiner.org

Kristina Leonie Woywode

E-Mail: kristinaleonie@googlemail.com

In dieser Reihe sind bisher erschienen:

- Gee, K., Reeh, T. & W. Kreisel (Hrsg.) (2004): Regionale Identität, Tourismus und Landschaftsinterpretation – Eine natürliche Symbiose? (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 1). Göttingen.
- Faust, H., Reeh, T. & K. Gee (Hrsg.) (2004): Freizeit und Tourismus – Konzeptionelle und regionale Studien aus kulturgeographischer Perspektive. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 2). Göttingen.
- Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.) (2006): Zu Besuch in Deutschlands Mitte. Natur – Kultur – Tourismus. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 3). Göttingen.
- Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.) (2008): Natur erleben und Raum inszenieren. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 4). Göttingen.
- Reeh, T., Ströhlein, G. & A. Bader (Hrsg.) (2010): Kulturlandschaft verstehen. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 5). Göttingen.
- Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.) (2011): Orte, Wege, Visionen. Aktuelle Ansätze der Tourismusgeographie. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 6). Göttingen.
- Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.) (2014): Facetten der Landschaftsinterpretation und des Tourismus. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 7). Göttingen.
- Reeh, T. & G. Ströhlein (Hrsg.) (2016): Freizeit und Tourismus im Wandel. (= ZELTForum – Göttinger Schriften zu Landschaftsinterpretation und Tourismus – Band 8). Göttingen.



**Morgen
ist einfach.**



sparkasse.de/morgen

Wenn man sich mit der richtigen Anlagestrategie auch bei niedrigen Zinsen Wünsche erfüllen kann.

Sprechen Sie uns an.

 **Sparkasse
Göttingen**

Der fünfte Sachstandsbericht des Weltklimarates (2014) macht unmissverständlich klar: Um Mensch und Natur bedrohende Umweltveränderungen zu vermeiden, gilt es den zunehmenden Anstieg des globalen Ressourcenverbrauchs herunterzufahren, den anthropogen erzeugten Schadstoffausstoß zu reduzieren sowie die weitere Treibhausgaskonzentration in der Erdatmosphäre so bald wie möglich zu stoppen. Doch wie kann dieser Wandel konkret aussehen? Im vorliegenden Band sind lokale Initiativen einer sozial-ökologischen Transformation aus unterschiedlichen Regionen zusammengetragen.



ISBN: 978-3-86395-343-0
eISSN: 2512-7136

Universitätsdrucke Göttingen